

Was würdest du machen,  
wenn du  
**König von Deutschland**  
wärest?

Utopische Gespräche

Lutz Becker und  
Gunnar Sohn

Was würdest du machen,  
wenn du  
**König von Deutschland**  
wärest?

Utopische Gespräche

Lutz Becker und  
Gunnar Sohn

Erschienen im:  
Klingen-Verlag GmbH, Solingen, Deutschland  
Herausgeber: Lutz Becker und Gunnar Sohn  
ISBN: 978-3-96754-007-9

© Lutz Becker und Gunnar Sohn, Solingen 2021

Umschlagbearbeitung und Design:

Druck – auf Recyclingpapier:  
WIRmachenDRUCK GmbH  
Mühlbachstr. 7  
71522 Backnang, Deutschland

„Wir müssen den Primat der Politik wiedergewinnen – eine Politik, die sich an Werten orientiert und die sich nicht darauf beschränkt, tatsächliche oder vermeintliche Sachzwänge zu exekutieren. Das kann nur gelingen, wenn in der Politik deutlich wird, dass es noch Zukunftsentwürfe gibt (...).“

Johannes Rau<sup>1</sup>

Das Projekt ist nicht nur angesichts der Corona-Krise in schweren Zeiten entstanden. Während der Arbeit an unserem Projekt wurde Gunnars Frau Miliana plötzlich und völlig unerwartet aus dem Leben gerissen, und für Gunnar und seine Kinder verdunkelte sich die Welt von einem Tag auf den anderen. Ihr wollen wir deshalb dieses Buch widmen:

---

<sup>1</sup> Johannes Rau (2006): Führung in der Politik – zwischen Mediendemokratie, Parteienstaat und Bürgergesellschaft; in: Lutz Becker/Johannes Ehrhardt/Walter Gora (Hg.) (2006): Führungskonzepte und Führungskompetenz, Düsseldorf (Symposion).



Für Miliana



# Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| Einleitung von <i>Lutz Becker und Gunnar Sohn</i> .....   | 11  |
| Neue Ökonomie mit mehr demokratischer Beteiligung<br>mit <i>Reinhard Pfriem</i> .....   | 25  |
| Mehr Fantasie für die Postwachstumsgesellschaft mit <i>André Reichel</i> .  | 44  |
| Veränderungen experimentieren mit <i>Uwe Schneidewind</i> .....   | 65  |
| Wir haben in Deutschland ein Mentalitätsproblem – Teil 1<br>mit <i>Jörg Heynckes</i> .....  | 93  |
| Warum wir Rulebreaker brauchen mit <i>Sven Gabor Jánoszy</i> .....  | 119 |
| Digitale Lebensräume mit <i>Chris Smedley</i> .....   | 144 |
| Wir brauchen wieder Akteure, die etwas verändern<br>mit <i>Klaus Burmeister</i> .....   | 161 |
| Ideen wider dem technologischen Totalitarismus<br>mit <i>Dirk Helbing</i> .....   | 181 |
| Es fehlen die Utopien mit <i>Frank H. Witt</i> .....  | 203 |
| Wir müssen euch auf eine Welt vorbereiten, die weder ihr kennt noch<br>die wir kennen... und ein Gespräch, das so nie stattgefunden haben<br>wird... mit <i>Lutz Becker und Gunnar Sohn</i> ..... | 232 |
| Aus der Geschichte lernen mit <i>Torsten Kathke</i> .....   | 245 |
| Ein kurzes utopisches Gespräch mit <i>Herbert W. Franke</i> .....   | 259 |

|  |     |
|--|-----|
| Über Neoliberalismus im Weltall <i>mit Hans Esselborn</i> .....                                | 263 |
| Liebeserklärung an die Stadt voller Utopien <i>mit Ute Atzpodien und Christian Hampe</i> ..... | 285 |
| Wir haben in Deutschland ein Mentalitätsproblem – Teil 2<br><i>mit Jörg Heynckes</i> .....     | 316 |
| Die Zeit des Unperfektseins und Funktionierens <i>mit Sabria David</i> ....                    | 338 |
| Deutsche Politik und die Angst vor Veränderung<br><i>mit Marina Weisband</i> .....             | 354 |
| Post-Covid Gesellschaft als Triumph des Anti-Utopischen?<br><i>von Lutz Becker</i> .....       | 377 |
| Platz für Ihre Utopien.....  | 388 |

An wen richtet sich der Band?

Dieser Band ist für Menschen, die nachhaltig kluge Entscheidungen treffen müssen, für Planer und Kreative, für Lernende und Lehrende. Für Unternehmer und für kluge Köpfe in Politik und Verwaltung. Für Stadt- und Businessplaner, Wirtschaftsförderer und Strategen. Und für alle, die neugierig und mit offenen Augen durch die Welt gehen und sich gerne durch gute Gespräche anregen lassen.

*In dieser Arbeit wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit das generische Maskulinum verwendet. Weibliche und anderweitige Geschlechteridentitäten werden dabei ausdrücklich mitgemeint, soweit es für die betreffende Aussage erforderlich ist.*

Über die Herausgeber

GUNNAR SOHN ist Diplom-Volkswirt und war wissenschaftlicher Mitarbeiter des Deutschen Bundestages, der Konrad-Adenauer-Stiftung, des Instituts für Demoskopie Allensbach und Leiter der Unternehmenskommunikation bei o.tel.o. Heute ist er freiberuflich als Wirtschaftspublizist, Buchautor, Blogger und Medienberater tätig. Gunnar Sohn twittert unter @gsohn und hat sich durch Pionierarbeit im Live Streaming und bei Online Konferenzen einen Namen gemacht.

Prof. Dr. rer. oec. LUTZ BECKER leitet nach Tätigkeiten in IT-Industrie, Unternehmensberatung und Hochschule die Business School und als Studiendekan den Masterstudiengang „Sustainable Marketing und Leadership“ an der Hochschule Fresenius im Fachbereich Wirtschaft und Medien in Köln. Seine Arbeitsschwerpunkte: Digitale und gesellschaftliche Transformation, Strategie und Führung, Sustainable Business Development, Narrative und Innovation.

Danksagung

Wir bedanken uns bei Sina Möller, Jessica Wolff und Jules Hitzemann für die tatkräftige Unterstützung bei der Transkription der Interviews und Übersetzung der Gespräche in Schriftsprache, die sich mitunter sehr von der gesprochenen Sprache unterscheidet, sowie bei Katarina Romić für die finale Redaktion.



# Einleitung

von *Lutz Becker und Gunnar Sohn*

“Das alles, und noch viel mehr | würd’ ich machen, wenn ich König von Deutschland wär” räsonierte einst der “Ton Steine Scherben”-Frontmann Rio Reiser (1959-1996). Uns reizt der anarchistische Unterton dieser Zeile und das im Liedtext vermittelte Gefühl, dass alles doch ganz anders sein könnte, wenn man nur wollte. Es ist dieser Spiegel, den uns Rio Reiser immer wieder vor die Nase gehalten hat: Warum eigentlich? Deshalb wurde diese Zeile Initialzündung unseres gemeinsamen Projektes #KönigVonDeutschland, das zuerst in Form eines Podcasts erschien, nun aber aktualisiert und überarbeitet als Buch vorliegt.

Die Utopie beschreibt, um mit Reinhard Pfrieder zu sprechen, “kein Land nirgendwo“. Und um es vorweg zu nehmen: Wir warnen auf unserem Beipackzettel ausdrücklich davor, Utopien als etwas zu betrachten, das man mit allen Mitteln auch umsetzen muss. Im Gegenteil: Eine Utopie soll bleiben, wo sie hingehört, an einem Ort im Nirgendwo. Die Geschichte der Futuristen und anderer ideologischer Gemeinschaften hat gezeigt, dass eine Utopie, die zur Maxime wird, in der bitteren Konsequenz allzu leicht zu Faschismus, Unterdrückung und Gewalt führt. Der Weg in die Hölle ist nicht selten mit guten Absichten gepflastert. Deshalb sollten wir Utopien ausschließlich als Spielwiese für unser Denken betrachten. Nicht mehr und nicht weniger. Wir finden es jedenfalls wie Harald Welzer einfach cool, Utopien zu entwickeln, „denn wir brauchen etwas, worauf wir uns freuen können.“<sup>2</sup>

1526 war es der Staatsmann Thomas Morus (1478-1535), der den Begriff der Utopie (griech: *ou* + *tópos*, Nicht-Ort) prägte. In seinem Roman “*De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia*” (Vom besten Zustand des Staates oder von der neuen Insel Utopia) skizzierte er nicht nur ein vermeintlich ideales Staatsgebilde, sondern es ging ihm vor allem darum,

---

<sup>2</sup> Verfügbar unter <https://www1.wdr.de/mediathek/audio/wdr5/wdr5-das-philosophische-radio/audio-visionen-wie-diese-zeit-uns-staerken-kann-100.html>. [17.06.2020]

seinen Zeitgenossen ein kritisches Spiegelbild vorzuhalten. Eine Kritik, die ihm nicht nur Freunde bescherte.

Eine Utopie ist Blaupause eines positiven Zustandes in der Zukunft, der so aber nie erreicht werden kann. Sie pointiert viel mehr den Unterschied zum Hier und zum Jetzt und transportiert die entscheidende Frage, ob nicht alles doch ganz anders sein kann. So werden Utopien im Idealfall zu geschützten Verhandlungsräumen, in der normative, politische und strategische Fragen unabhängig von unmittelbaren eigenen Betroffenheiten ausgehandelt werden können.

In der Praxis schlägt die Utopie die Brücke zur Innovation. Sie kann als Projektionsfläche für zukunftsorientierte Politikgestaltung oder als Framework für strategische Entscheidungen im Management dienen, indem sie zu verstehen hilft, welche Entscheidungen getroffen werden müssen, um bestimmte wünschenswerte Zukünfte zu erreichen. Als Beispiele seien die Identifikation von Zukunftsmärkten oder Risiken für Gegenwartsmärkte genannt. Negative Utopien, so genannte Dystopien, wie wir sie alle aus einschlägigen Science-Fiction Filmen kennen, warnen hingegen vor falschen Weichenstellungen, Pfaden (Trajektorien), die sich als Sackgassen entpuppen, und falschen Zielen. Ein wichtiges Werkzeug in diesem Kontext ist zum Beispiel die Szenariotechnik, denn nur der, der konkrete Vorstellungen von einer wünschenswerten Zukunft hat, kann gute Strategien entwerfen. "Wir brauchen Utopien", sagte Gero von Randow 2017 in „Die Zeit“, denn "[w]er Zukunft entwirft, ist kein bloßer Träumer. Indem wir uns das perfekte Morgen ausmalen, erkennen wir, wo es im Hier und Jetzt hakt."<sup>3</sup>

In unserem Utopie-Podcasts „#KönigVonDeutschland“ und anderen Formaten, wie den Podcast „#SohntrifftBecker – Ökonomische Plaudereien in der Krise!“ haben wir Gespräche mit Wissenschaftlern, Aktivisten und Zukunftsforschern geführt – Menschen, die sich durch visionäres Denken und Handlungskompetenz auszeichnen. Dabei drehen sich die Gespräche

---

<sup>3</sup> Verfügbar unter <https://www.zeit.de/2018/01/utopien-zukunft-traeume-revolution>. [17.06.2020]

um drei Leitfragen: “Was bewegt dich?”, “Welche Zukunft siehst du?” und “Was würdest du machen, wenn du König von Deutschland wärst?”

GUNNAR SOHN: Was würden wir eigentlich machen, wenn wir Könige von Deutschland wären? In welcher Welt wollen wir leben? Sammeln wir Ideen für #KönigVonDeutschland. Bei vielen politischen und ökonomischen Analysen wird der Status Quo relativ gut verstanden und dargestellt. Gleiches gilt für die Interpretation der Fakten. Lutz, du hast an anderer Stelle einmal gesagt, dass man selten zu hören bekommt, wo die Reise eigentlich hingehen sollte – oder wie man selbst gerne sehen würde, wie sich in Zukunft etwas politisch oder wirtschaftlich entwickelt. Generell ist – im Vergleich zum Ende der 60er und 70er Jahre – im politischen Diskurs feststellbar, dass die Jahrzehnte der Theorie und eigentlich auch der Utopie vorbei sind. Da ist etwas völlig von der politischen Tagesordnung abgefallen. Es wird stattdessen ziemlich antiutopisch diskutiert. Das ist vielleicht ein Mangel, weil solche Diskussionen ja auch unsere Phantasie beflügeln. Aber Lutz, erzähle ein bisschen mehr zu unserer Idee.

LUTZ BECKER: Genau. Die Idee unserer utopischen Gespräche unter dem Hashtag #KönigVonDeutschland, die natürlich besonders gerne eine Königin sein darf, haben wir ja gemeinsam entwickelt. Ich fange mit meiner eigenen Motivation an. Ich glaube, wie du richtig gesagt hast, dass uns heute die klugen Utopien fehlen. Vielleicht hat uns Helmut Schmidt einen schlechten Dienst erwiesen, als er einst sagte, wer Visionen habe, solle zum Arzt gehen. Die Politik des „muddling through“, die Politik des Durchwurstelns, dominiert heute in vielen Bereichen – nicht nur in der politischen Generation Merkel, auch in Unternehmen. Es fehlt die klare Linie nach vorne, die nachhaltige Orientierung. Man springt mehr oder weniger von einem Konzept zum nächsten. Für mich wäre es ein Ansatz zu fragen – wie komme ich da eigentlich wieder zurück zu einem utopischen Denken? Du hast es gesagt, Gunnar: In den 60er und 70er Jahren gab es kluge und klar formulierte Utopien. Die wurden von der Gesellschaft teils sogar eingelöst. Als banales Beispiel: Der Minirock war am Anfang ein starkes utopisches Statement in Richtung mehr Selbstbestimmtheit, mehr Freiheit und die Befreiung vom Muff. Und das fehlt uns heute ein wenig: Wenn es Utopien gibt, sind die so ausgefasert, so unterschied-

lich, wie im Sommer die Beinkleider. Sicher hat jeder von uns seine kleinen Utopien. Jeder hat seine Vorstellung vom künftigen Leben. Und wenn es Haus, zwei Kinder und der Hund oder das Rentnerdasein auf Malle ist. Aber es sind eigentlich immer Detail-Betrachtungen, es wird nicht das Große und das Ganze betrachtet, das System, das uns umgibt. Mein akademischer Lehrer Peter Ulrich hat vom Ethos ganzer Systeme gesprochen. In seinem Sinne sollte man immer wieder versuchen, die Dinge aus der Perspektive des Großen und des Ganzen zu bewerten. Darum geht es doch, wenn wir über Utopien nachdenken. Diese Idee möchte ich einerseits in die Diskussion hineinbringen und ganz praktisch möchte ich das, was wir hier machen, natürlich dann auch mit meinen Studierenden diskutieren.

Es geht mir da vor allem um den Master Sustainable Marketing und Leadership, den ich leite. Dieser Management-Master hat derzeit drei Schwerpunkte: Zuerst einmal Marketing und Märkte. Auch die entwickeln die sich natürlich. Wohin wandern also die Märkte, wie der Energiemarkt, der Mobilitätsmarkt und so weiter? Wo entstehen neue Märkte? Wo entstehen neue Arbeitsmärkte? Das sind sicherlich spannende Fragen für uns alle. Dann haben wir in dem Programm als zweite Säule den Komplex Nachhaltigkeit und unternehmerische Verantwortung. Wir beide haben schon des Öfteren über die ökologische Transformation gesprochen, zum Beispiel im Sommerinterview 2015.<sup>4</sup>

Wir sind – so oder so – mitten in einer ökologischen Transformation. Bei der aber niemand so genau weiß, wo genau es hingehet und die meisten wohl gar nicht erst hinwollen.

Und die dritte Säule ist Leadership. Da geht es darum, dass wir dadurch, wie sich unsere Organisationen verändern. Die sehen längst nicht mehr so aus, wie die katholische Kirche, wo der Papst sitzt und alle Entscheidungen über einen Zeitrahmen von vielleicht 20 Jahren nach unten durchdiffundieren. Heute haben wir sehr viel flachere Organisationen und internationale Projekte, das heißt, wir müssen auch Leadership und

---

<sup>4</sup> Gunnar Sohn und Lutz Becker in Gespräch: Konzepte für eine nachhaltige Netzökonomie #NEO15 #BonnerSommerInterview. Live übertragen am 05.08.2015. Zugriff unter <https://www.youtube.com/watch?v=rBog8j8ZWtI&t=475s>.

Führung in die Breite bekommen. Da geht es eben darum, bestimmte Führungskompetenzen in die Organisation hinein zu bekommen. Wir haben global das Thema „Lack of Leadership“: Es fehlen in allen Organisationen Menschen, die mit ihren Zukunftsbildern Führungsanteile übernehmen können und wollen. Ich möchte die Ergebnisse unserer utopischen Gespräche konkret in die Lehre einfließen lassen.

GUNNAR SOHN: Mit #KönigVonDeutschland meinen wir natürlich nicht den politischen Absolutismus. Das ist eher eine Metaphorik nach dem Motto: Wenn man mal wirklich in der Lage wäre, das Wunschbild einer politischen Utopie zu formulieren und sie auch zu realisieren, wie würde sie dann ausschauen? Wir werden nicht in politischem Feudalismus wegkippen, sondern es ist eine Ehrenerklärung an Rio Reiser, der viel zu früh verstorben ist. Leider wird vielfach nicht weitergedacht im Sinne von Reiser: Es gibt eine gute Analyse von Oliver Nachtwey in seinem Buch „Die Abstiegs-gesellschaft“<sup>5</sup>. Dort stellt er sich zum Schluss selbst eine rhetorische Frage: Wie kann man die Idee des guten Lebens mit einer Wirtschaft verbinden, die demokratisch gesellschaftlich gesteuert wird, ohne alles autoritär zu verstaatlichen oder zu steuern oder zu bevormunden – ohne in den Hausmeister-Modus zu fallen. Eine super-spannende Frage und dann sagte er im Halbsatz danach, er hat derzeit keine Antwort. Warum? Damit macht er es sich doch zu einfach.

LUTZ BECKER: Genau. Das hängt vielleicht mit der erwähnten Zerfaserung zusammen. Wenn wir heute Wirtschaft denken ist die natürlich auch durch sehr starke Ideologien geprägt. Das sind teilweise uralte Ideologien. Der eine hat den marxistischen Hut, der andere hat vielleicht den sozialdarwinistischen Hut von Herbert Spencer auf. Wir gehen mit alten, aber immer noch unausgereiften Denkmodellen neue Probleme an. Das wird auf Dauer so nicht gut ausgehen. Wir müssen zuerst einmal, glaube ich, unsere Denkmodelle hinterfragen, um überhaupt die Fähigkeit entwickeln zu können, Lösungen zu sehen. Wir haben die ganz große Heraus-

---

<sup>5</sup> Nachtwey, Oliver (2016): Die Abstiegs-gesellschaft – Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Frankfurt. Edition Suhrkamp.

forderung, dass wir Wirtschaft möglicherweise ganz anders denken müssen, als wir es heute tun. Was sind Parameter, die in Zukunft für eine gute Wirtschaft für alle wichtig sind? Für mich ist zum Beispiel das Interesse ein wichtiges Thema. Welche Rolle spielt das Interesse in der Wirtschaft und wie ist das Interesse machtvoll untermauert? Es gibt sicherlich Teilnehmer an dieser Wirtschaft, die ihr Interesse viel stärker nach vorne bringen können, als manch andere. Zwischen Utopie und Wirklichkeit steht jedenfalls das Interesse als Gatekeeper. Das ist dann eine zentrale Fragestellung für die Analyse und Gestaltung von Wirtschaft. Eine andere Frage, die mich in dem Kontext auch bewegt, ist, die Frage nach der Akteursvielfalt. Wenn ich nur drei oder vier relevante Akteure habe, dann ist das vielleicht ein sehr effizientes System, aber es ist nicht nachhaltig und resilient. Es ist krisenanfällig. In dem Moment, wo ich Wirtschaft auf eine breitere Basis stelle, habe ich eher die Chance, dieses Ziel des guten Lebens auch auf Dauer zu verwirklichen. Wir sprechen immer vom Markt. Aber dieser Markt funktioniert nur, wenn es hinreichend viele Akteure gibt, die Leistungen auf Augenhöhe austauschen. Möglichst viele kleine und unabhängige Akteure. An anderer Stelle habe ich mal gesagt, dass Adam Smith, vom Bäcker, vom Brauer, vom Metzger sprach. Aber der sprach eben nicht von politisch agierenden Konzernen, RWE oder Vattenfall, er sprach nicht Kapitalakkumulationen wie KKR oder Carlyle, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Gibt es einzelne machtvolle Akteure, die das Spiel des Marktes dominieren oder sogar die Spielregeln in ihrem Sinne festschreiben? Wenn das der Fall sein sollte, müssen wir Markt wieder in die richtige Richtung bekommen. In Richtung eines Marktes, der vorrangig dem guten Leben der Vielen dient. Auch das hat natürlich mit Utopie zu tun. Ludwig Erhard hat völlig zu Recht gesagt, dass das Wettbewerbsrecht die Wirtschaftsverfassung unserer Republik ist. Davon sehen wir heute nicht mehr viel.

GUNNAR SOHN: Adam Smith lehnte übrigens auch den Finanzkapitalismus ab. Er hatte sich da ganz klar vom Spekulantentum abgegrenzt. Nicht nur in seiner Morallehre, sondern auch in seiner Wirtschaftstheorie hatte er große Schwierigkeiten mit dem Spekulantentum und hat es zutiefst abgelehnt. All jene, die sich dann nachher auf ihn berufen, sollten ihn vielleicht wirklich mal lesen. An der Stelle hat er eine klare Position vertreten.

Mit unseren utopischen Gesprächen sollten wir auch leisten wollen, dass man nicht sofort in so eine ablehnende Haltung fällt. Ich habe das 2017 auf dem Nachhaltigkeitscamp in Bonn unangenehm verspürt, als ich gefragt habe: „Wie könnte eine Gesellschaft ohne Müll aussehen? Wie können wir uns zu 100 % aus der klassischen Müllwirtschaft verabschieden?“ Aber als ich meine Utopien formulierte, wie die ich das organisieren würde, in Kombination mit digitaler Intelligenz, die man beispielsweise in Produkte reinstecken könnte, fiel man mir dann sofort ins Wort und sagte: „Also das geht nicht und das geht nicht...“ Da ist sofort der Terror des Status Quos eingeflossen. Genau das wollen wir beide ja ein bisschen durchbrechen.

LUTZ BECKER: Vielleicht noch eine kleine Randbemerkung dazu. Ich werde das Thema mit meinen Studenten im Modul „Strategische Führung“ besprechen. Strategische Führung ist eigentlich ein Pleonasmus, ein „weißer Schimmel“. Denn Strategie kommt von „Stratos“, das ist das „Heer“ oder heute sollte man von Organisation sprechen, und das Verb „ago“ heißt „führen“. Jetzt würde ich das interpretieren und vereinfacht sagen: von Menschen mit den von ihnen gebildeten Organisationen in eine gangbare Zukunft zu bewegen. Neudeutsch würde man von Alignment sprechen. Also wie bekomme ich die Menschen dahin, dass sie sich freiwillig gemeinsam in Richtung einer klug überlegten Zukunft bewegen, und dass nicht jeder sein eigenes kleines Süsschen kocht und, schlimmer noch, die Fliehkräfte an den Rändern überhandnehmen. Es wäre doch klüger, wenn alle sagen würden: „Okay, wir haben gemeinsame Probleme und die müssen wir jetzt in irgendeiner Weise zusammen lösen!“

Das könnte zum Beispiel ganz banal die Frage sein, in welcher Stadt wollen wir denn leben? Meine ehemalige Studentin und spätere Lehrbeauftragte Anni Roolf hat das in einem Workshop in meiner Heimatstadt Solingen so schön gesagt: „Wie sieht denn unser Lieblings-Solingen aus?“ Ja, wie sieht unser Lieblings-Bonn, wie sieht unser Lieblings-Nordrhein-Westfalen, unser Lieblings-Deutschland aus? Wenn wir diese Frage wirklich ernst nehmen, müssen wir bei unseren konkreten Lebenswelten anfangen, um zu überlegen, welche Institutionen, welche Regeln wir eigentlich brauchen, damit diese Lieblingswelt in Zukunft wirklich eintritt? Oder auch umgedreht gedacht – wenn wir also in Dystopien denken: Da

gibt es eine Welt, die wir vielleicht gar nicht haben wollen. Welche Weichenstellung müssen wir denn heute vornehmen, dass wir gar nicht erst Gefahr laufen, eines Tages in dieser oder jener Welt, die wir gar nicht wollen, aufzuwachen. Und da kann man heute schon was machen – und das ist, denke ich, Strategie. Denn Strategie befasst sich auch immer mit Trajektorien, mit Pfadabhängigkeiten. Wie hängen die Dinge im Zeitverlauf zusammen? Welche Wirkungen haben Entscheidungen für den einen oder anderen logischen Pfad? Um zu verstehen, wo diese Reise dann hingehen kann oder wirklich hingeht, brauchen wir eben Utopien.

GUNNAR SOHN: Pragmatismus und Taktik haben wir ja jeden Tag genug, und das ist auch nicht schlecht. Ich bin großer Fan von pragmatischen und nüchternen Entscheidungen. Ich finde es auch gut, dass man sich dann nicht nur von irgendwelchen Stimmungen leiten lässt, sondern dass, wie Max Weber sagt, Institutionen so geprägt sind, dass man wirklich dicke Bretter bohren muss. Oder auch im Sinne von Karl Popper, der gesagt hat, dass Institutionen so gestaltet sein müssen, dass unfähige Politiker wenig Schaden anrichten. An der Stelle finde ich eine realpolitische Brille immer sehr gut. Das darf man aber nicht mit dem Idealbild verwechseln, das man für sich selbst anstreben möchte. Vor allem glaube ich, dass solche Fragen im Theorie-Diskurs wirklich etwas bewegt haben, vor allem in Frankreich durch Foucault, durch Roland Barthes und weitere. In Deutschland natürlich auch durch sehr kluge Gestalten von Adorno über Horkheimer bis zu Habermas und viele andere. Ich glaube, dass alleine dieser utopische Diskurs die Gegenwart verändert, ganz automatisch.

LUTZ BECKER: Natürlich. Man fängt an, die Dinge anders zu sehen. Man fängt an, die Dinge zu hinterfragen. Eine Grundfrage, die ich immer wieder stelle, lautet: „Könnte es eigentlich nicht auch alles ganz anders sein?“ Erst wenn man damit anfängt, dann fängt man auch an zu verstehen. Ist das, was ich tue, einfach nur schön bequem, weil ich das ja schon immer so gemacht habe? Aber ist das auch eine sinnvolle, gangbare oder gar gute Lösung? Sicherlich nicht oft. Und dann ist die nächste Frage: „Wie komme ich denn zu einer sozusagen bestmöglichen Lösung?“

GUNNAR SOHN: Ja, man könnte auch hinterfragen, was auch immer man als Ziel einer guten Gesellschaft definiert. Beispielsweise das Thema Mobilität. Ich habe mir immer die Konzepte vom Umweltbundesamt, vom Umweltministerium und im Verkehrsministerium angeschaut: dort wird immer nur von Mobilitätskonzepten gesprochen. Ich habe gefragt, warum machen sie nicht mal Konzepte für Immobilität? Brauchen wir mehr Mobilität oder brauchen wir weniger Mobilität? Was mich an diesem Diskurs, auch über autonomes Fahren, stört, ist, dass die Notwendigkeit der Mobilität nicht einfach mal hinterfragt wird, und dass man sich eingesteht, dass es für die Umwelt absolut besser ist, wenn man sich einfach weniger zwischen A und B bewegt. Es geht immer um eine Abstufung. Der PKW-Verbrennungsmotor ist natürlich am schädlichsten und der Anteil an den CO<sub>2</sub>-Emissionen ist da am höchsten. Elektromobilität ist da schon deutlich besser, aber auch nicht die Lösung. Dann geht man zur nächsten Stufe und landet beim öffentlichen Nahverkehr oder der Bahn. Wenn man 50 km pro Tag zurücklegen muss, dann schließt sich ein Fahrrad praktisch aus. Oder man ist mit dem Rennrad unterwegs und kann vielleicht am Arbeitsplatz duschen. Aber egal, die Frage nach dem Idealbild der Immobilität, das also möglichst wenig von A nach B stattfindet, wird gar nicht erst gestellt.

LUTZ BECKER: Die eigentliche Frage ist doch, warum und wofür benötigen wir Mobilität? Was sind eigentlich die Zwecke? Sind es eigentlich die richtigen Zwecke? Für Kleinigkeiten kilometerweit fahren, ergibt das eigentlich Sinn? Der klassische Fall: Die Leute, die einen neuen Flyer von irgendeinem Supermarkt bekommen und dann mit dem Auto durch die halbe Stadt gurken, nur um den Becher Joghurt zwei Cent billiger zu bekommen. Nein, das kann es doch nicht sein.

Aber ich glaube, mit solchen Fragen muss man eben anfangen. Wir haben alle unsere kleinen Utopien. Wenn ich nicht heute Morgen meine kleine Utopie gehabt hätte, dass wir uns heute hier online treffen, und dass ich vorher noch mal eben nach Köln muss und noch einen anderen Termin habe, dann wäre ich heute Morgen vielleicht nicht aufgestanden. Die kleinen Utopien sind für uns etwas ganz Alltägliches. Auch, dass es keine Garantie gibt, dass es so läuft, wie ich mir das vorgestellt habe. Es hätte ja mal wieder die Bahn streiken oder Strecke gesperrt sein können und ich

hätte dagestanden. Aber, wie auch immer, diese Utopien, diese ganz kleinen Utopien, die treiben uns jeden einzelnen Tag. Die Frage ist nur, ob die große Richtung stimmt. Wenn viele Menschen über einen längeren Zeitraum gemeinsam etwas bewegen wollen, dann muss man natürlich auch über große Würfe für die vielen, die großen Utopien, nachdenken.

GUNNAR SOHN: Absolut! Wir sammeln in unseren utopischen Gesprächen Ideen. Bislang haben wir uns darüber unterhalten, was die Programmatik dieser Geschichte ist. Wir organisieren das, wie die utopische Abtei Thélème von Francois Rabelais, als fröhliche Luxuskommune, wo jeder denken und sagen kann was er möchte. Das meinen wir auch wirklich ernst: Man kann ja kein Utopie-Projekt mit irgendwelchen Konventionen beginnen.

LUTZ BECKER: Wir würden uns wirklich freuen, wenn jemand sagt: Mensch, ich habe da interessante Utopien. Ich würde gern mal das Thema diskutieren und diskutieren lassen. Natürlich insbesondere auch Leute, die in Unternehmen sitzen. Ich glaube, die Organisationen, die die wenigsten Utopien haben, sind mittelständische Unternehmen. Weil die Zeit dafür nicht da ist. Weil die Ressourcen fehlen. Deshalb soll unser Projekt auch für den einen oder anderen ein möglicherweise spannendes Denkwerkzeug sein

GUNNAR SOHN: Übrigens sind wir beide jetzt ganz nah an der fröhlichen Wissenschaft von Friedrich Nietzsche. Er ist in seiner Spätphase extrem nihilistisch geworden, aber in der fröhlichen Wissenschaft hat er sich mit der Frage auseinandergesetzt: Wie wäre es, wenn? Es ging ihm darum, die Dinge in Abgrenzung von Gegenwart und Vergangenheit neu zu denken. Ihm ging es darum, eine Zäsur zu machen und die Dinge in einen völlig neuen Kontext zu stellen. Also nicht mit dem Blick den Rückspiegel und nicht mit dem Blick, in das Verstrickt-Sein in den Alltag, so hat er das formuliert, und das Verstrickt-Sein in die Gegenwart. Nietzsche wollte wirklich einen Strich ziehen und Horizonte für neues Denken öffnen. Fröhliche Wissenschaft kann ich nur empfehlen. Es ist eines der Werke, wo er sehr optimistisch ans Werk gegangen ist, eigentlich nicht klassisch für Nietzsche.

LUTZ BECKER: Eigentlich heißt solches Denken Freiheit. Anders denken zu dürfen und zu können, eröffnet Freiräume und Freiheit im ureigensten Sinne. Das ist auch ein interessanter Aspekt. Man kann sich sozusagen von seinen Fesseln, die man natürlich bewusst oder auch unbewusst im Alltag mit sich schleppt, einfach mal befreien und das Denken in neue Bahnen lenken.

GUNNAR SOHN: Das ist übrigens auch mal ein Unterfangen gewesen, das Westberliner Professoren, glaube ich noch in den 80er Jahren, realisieren wollten. Die stammen noch aus der 68er Bewegung und hatten sich überlegt, im Zusammenschluss mit französischen Intellektuellen eine europäische Akademie in Südfrankreich aufzuziehen, wo sie sich mehrere Wochen im Jahr aufhalten und sich in der Tradition freier Geister treffen wollten. Ohne Bedingungen an irgendwelche Lehrpläne oder sonstigen Geschichten, es ist dann aber, glaube ich, ganz banal am Mietpreis gescheitert. Aber man merkt, dass bei vielen so eine Idee schlummert.

LUTZ BECKER: Ja, man muss einfach mal die Möglichkeiten durchspielen, um zu sehen, ob wir überhaupt auf dem richtigen Weg sind, oder ob wir gerade brutal vor die nächste Wand laufen, falls wir unseren Weg so wie bisher weitergehen. Dazu gehört auch dieses unzufrieden sein mit den Dingen. Der Klassiker in den Unternehmen ist: Der Kunde will das so. Das wird einfach als Paradigma hingenommen und ist das klassische Killerargument gegen viele Innovationen und Verbesserungen. Sollte man nicht einfach versuchen, über diesen Punkt wegzudenken? Nokia hat auch viel zu lange geglaubt, der Kunde will die Tastatur. Jetzt noch mal umgekehrt gedacht: Was wäre gewesen, wenn Steve Jobs gesagt hätte: Mensch, mein Nokia Handy ist so klasse und dieses Tastaturgefühl ist so unglaublich toll? Dann hätten wir wohl heute noch diese Tastatur. Das gehört natürlich auch dazu: Mal völlig quer und anders und umzudenken. Mal unzufrieden zu sein, mit dem Status quo.

GUNNAR SOHN: Ein ähnliches Argument kommt häufig im Kontext der Nachhaltigkeitsdiskussion. Wenn man Konsumenten stärker aufklären und ihnen transparent machen will, wie die Lieferketten funktionieren oder Produktionsbedingungen sind, wird gerne gesagt, das interessiere (a)

die Konsumenten nicht oder (b) verstehen sie es nicht. Bei diesen Diskussionen werden sie irgendwie als grenzdebil eingestuft. So nach dem Motto: Die sind intellektuell gar nicht in der Lage, das zu erfassen. Dabei ist das nur ein Schutzargument. Zum Beispiel ist vieles, was an Nachhaltigkeitskommunikation läuft, auch in den Nachhaltigkeitsberichten vieler Firmen, reine Camouflage. Wenn man wirklich hinter die Kulissen schauen will, wird halt gemauert. Die lassen doch nicht einfach die Hosen runter.

LUTZ BECKER: Ich habe aktuell eine sehr interessante Bachelor-Arbeit eines Studierenden auf dem Tisch liegen, der die Nachhaltigkeitsberichterstattung von RWE und EDF in Frankreich kritisch verglichen hat. Ich fand das schon sehr erhellend, dass der Student mal wirklich detailliert durch die Nachhaltigkeitsberichte gegangen ist. Er hat aufgezeigt, wo konkret Lücken gelassen werden, oder wo Interpretationsspielräume wirklich bis zur Schmerzgrenze ausgereizt werden. Ich denke, es frustriert die Kunden genauso, wie Menschen durch vielleicht falsche Versprechen von Politikern auf Dauer frustriert werden.

GUNNAR SOHN: Absolut. Häufig werden die Nachhaltigkeitsberichte durch welche Abteilung gesteuert?

LUTZ BECKER: Kommunikation!

GUNNAR SOHN: Richtig, es ist die PR-Abteilung. Sie verantwortet das und macht auch die Ausschreibungen. Ich will jetzt mal nicht einen Autokonzern nennen, wo ich mich mit einem Konsortium beworben habe, um den Nachhaltigkeitsbericht zu schreiben. Das wird gesteuert von der Kommunikationsabteilung und dann ist doch klar, was da rauskommt. Es werden externe Dienstleister eingekauft und unterm Strich kann dabei nichts rauskommen. Man hängt das als Feigenblatt auf. Nachhaltigkeitsbericht sind reine Imagepflege nichts weiter.

LUTZ BECKER: Darum geht es doch: Sich auf die eigene Schulter klopfen zu können. Und genau das beweisen zu müssen, dass man alles richtig gemacht hat und macht, ist die Saat des Rückwärtsgewandten, des Anti-Utopischen. Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite wollen Unter-

nehmen, die berichten, natürlich auch besser werden. Es gibt zum Beispiel die Global Reporting Initiative, darüber versucht man, die Nachhaltigkeitsbemühungen in greifbare Zahlen zu packen. Dann hat man mit Glück irgendwann in eine positive Spirale: Weil die Unternehmen von Bericht zu Bericht eine Verbesserung wollen, passiert auf einmal wirklich etwas. Ob sie das jetzt selbst machen steht auf einem anderen Blatt. Ein Großunternehmen ist wie ein Tanker, der bewegt sich nicht so schnell. Aber diese Unternehmen können viel Druck auf die Lieferanten ausüben. Nach der Devise: "Wenn ihr nicht nachhaltig könnt, kann das jemand anders." An der Stelle wird noch sehr viel auf uns zukommen. Die Aldi's und Lidl's und Tesco's dieser Welt, die haben heute passable Nachhaltigkeitsstandards gegenüber ihren Lieferanten. Und warum? Es kostet die erstmal nichts! Das heißt der Druck wird auf sie abgewälzt. Das erzeugt aber dort erstmal nur Kosten, solange man keine intelligenten Lösungen hat. Das klassische Problem, dass dann doch wieder auch Frage nach den Visionen und Strategien des Mittelstandes stellt.

GUNNAR SOHN: Was wir beide auf keinen Fall sagen werden: Das ist nicht machbar! Das ist unrealistisch oder das ist blöd oder das passt nicht in die Landschaft, oder, oder, oder. So kann man utopische Diskussion einfach nicht führen. Um 1900 herum sind ja schon einmal sehr interessante Utopien und Dystopien entstanden von Autoren, wie Jules Verne beispielsweise und einigen anderen, die sehr prägend waren und von denen sich übrigens auch viele erfüllt haben. Wer sich das Opus „Die Welt in 100 Jahren“ anschaut, wird also feststellen, dass vieles davon dann auch irgendwann in der Realität eingetroffen ist.

LUTZ BECKER: Das sind oft „Self-fulfilling Prophecies“, einer hat die Idee, und dann gibt es Leute, bei denen es oben rattert, wo es auf fruchtbaren Boden fällt, und die dann versuchen, diese Idee Wirklichkeit werden zu lassen. Oder, wenn wir an Dystopien denken, haben wir auf der anderen Seite auch „Self-destroying Prophecies“. In der Verbindung zum Thema Strategie ist das für Unternehmen jedenfalls ein spannendes Thema. Es reicht nicht, nur eine Utopie als Zukunftsbild zu haben, sondern man muss ja mal darüber nachdenken, wie man als Unternehmen dahin kommt. Und das wird auch die zukünftige Rolle meiner Studierenden als

Führungskräfte sein, so etwas auf die Schiene zu bringen. Strategy Execution und Business Development sind dann die nächsten Schritte.

# Neue Ökonomie mit mehr demokratischer Beteiligung

*mit Reinhard Pfried*

Als Pionier einer sozialökologischen Öffnung der Betriebswirtschaftslehre machte sich der inzwischen pensionierte Wirtschaftswissenschaftler Reinhard Pfried bundesweit einen Namen. Wir sprechen mit ihm über Utopien und die Ökonomie als Möglichkeitswissenschaft.

Professor Dr. Reinhard Pfried studierte Politik und Philosophie an der FU Berlin und anschließend Wirtschaftswissenschaften an der Universität Bochum. Er promovierte in Betriebswirtschaftslehre an der Bergischen Universität Wuppertal. Seine Habilitation erfolgte an der Universität St. Gallen bei Peter Ulrich. Er war Lehrbeauftragter für Betriebswirtschaftslehre an der Fachhochschule für Wirtschaft Berlin. Seit 1994 lehrte und forschte er als Professor für Unternehmensführung und betriebliche Umweltpolitik an der Carl von Ossietzky-Universität in Oldenburg. Am 17. Januar 2017 wurde er offiziell in den Ruhestand verabschiedet. Reinhard Pfried ist Initiator und Mitbegründer des Instituts für ökologische Wirtschaftsforschung (IÖW) und war bis 1990 dessen Geschäftsführer. 1996 wurde er mit dem Umweltpreis des Bundesdeutschen Arbeitskreises für Umweltbewusstes Management (B.A.U.M.) ausgezeichnet. 1993 war er Gründungsgesellschafter der ecology and communication Unternehmensberatung GmbH, Oldenburg. Er war Vorsitzender des nachhaltigkeitsorientierten Unternehmensnetzwerks ONNO e. V. in Ostfriesland.

Pfried war unter anderem Initiator der „Spiekerooger Klimagespräche“, einer Arbeitskonferenz, bei der 2009 bis 2016 ausgewählte Wissenschaftler und Praktiker auf der ostfriesischen Insel Nachhaltigkeitsthemen interdisziplinär und ganz ohne Power Point-Vorträge in wechselnden Arbeitsgruppen erarbeiteten. In den Folgejahren wurden die Gespräche in einem neuen Format als Bergische Klimagespräche durch das Wuppertal-Institut in Solingen und Wuppertal weitergeführt. Pfried geht es nicht nur um theoretische konzeptionelle Vorstellungen, sondern vor allem um die

Begleitung konkreter und handfester Praktiken – um den Beleg, dass eine andere Ökonomie und neue gesellschaftliche Verhältnisse mit mehr demokratischer Partizipation möglich sind.

In unserem utopischen Gespräch erklärt der inzwischen in Essen-Kettwig lebende Ruheständler, warum man Krisen in Deutschland nutzen sollte und welche wichtige Rolle heute demokratische Beteiligung spielt. Das Gespräch wurde am Rande der Vorbereitungen zu den Bergischen Klimagesprächen im historischen Ortskern von Solingen-Gräfrath geführt.

Die Welt ein Stück weit besser machen durch zukunftsfähiges unternehmerisches Handeln, davon träumt Reinhard Pfriem, doch dieser Gedanke ist nicht neu, und in der Vergangenheit zu oft schon gescheitert, weiß auch Reinhard Pfriem. Dennoch hat er eine klare Agenda: Es geht ihm darum, dass Wirtschaftswissenschaften nicht selbstbezüglich in Journalaufsätzen versacken, sondern dass sie dazu beitragen, konkrete ökonomische und gesellschaftliche Probleme zu lösen. Dabei könnten Krisen (das Gespräch fand noch vor der Corona-Krise von 2020 statt) eine entscheidende Rolle spielen. Bei allen Schwierigkeiten, so Pfriem, auch gewalttätigen Konflikten und schwierigen politischen Verhältnissen, habe er die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass es aus Krisensituationen heraus tatsächlich möglich sei, neue Lösungen zu entwickeln und neue Wege zu gehen.

Auf die Frage, ob und welche Utopien wir brauchen, wendet sich Pfriem der zu vollziehenden Transformation zu. Es geht ihm um neue Unternehmensformen und nicht nur politische Organisationen und Gruppierungen wie NGOs. Sein Augenmerk liegt auf Initiativen wie Energiegenossenschaften oder solidarischer Landwirtschaft, die auf eine andere Ökonomie zielen. Die „Wege öffnen, wie denn eine Gesellschaft und eine Wirtschaft der Zukunft aussehen könnten“. In diesem Kontext führt Pfriem den Begriff der konkreten Utopie ein. Eine konkrete Utopie plädiert für ihn dafür, dass Phantasie aufgewendet werden soll, wie zukünftige Gestaltungen konkret aussehen können. Sie skizziert, was ganz konkret dafür getan werden könne, um diese auf den Weg zu bringen. Der Begriff Utopie ist in seinen Augen grundsätzlich positiv zu besetzen. Sie sollte vor allem aus

der Perspektive der Ökonomie als einer „Möglichkeitswissenschaft“ betrachtet werden: „Es ist die Aufgabe der Wissenschaft, den Akteuren Möglichkeiten aufzutun, um Veränderungen durchzuführen.“ Dies sei für Pfrieder aber keine Frage der Politisierung. Stattdessen fordert er, wieder stärkere Bindungen zwischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu knüpfen. Auf die Frage, welche Zukunft Reinhard Pfrieder sehe, kommt der Wirtschaftswissenschaftler nicht umhin, auch von Skepsis zu sprechen, wie auch eines der Spiekerooger Klimagespräche betitelt wurde: „Haben wir genügend Kraft für die Große Transformation?“ Im Zuge dessen beschäftigt er sich seit geraumer Zeit mit der Frage, ob es eine rückwärts gerichtete Entwicklung geben könne. „Weil die Kräfte, die eine bessere Zukunft schaffen, dann vielleicht doch nicht hinreichend viele und hinreichend stark sind“, befürchtet Pfrieder. Es wäre aber zu einfach, dafür ausschließlich die staatliche Politik verantwortlich zu machen, mahnt er. Ausschlaggebend sei die qualitative und quantitative Stärke sozialer Bewegungen, die sich nicht nur auf einzelne Problemfelder beziehen dürften, sondern stärker als in der Vergangenheit zu einer Bewegung für gesamtgesellschaftliche Veränderungen zusammenfinden müssten.

Wie würde sich eine Gesellschaft verändern, wenn Reinhard Pfrieder in einer fiktiven Welt König von Deutschland wäre? „Ich würde versuchen, Anstöße dafür zu geben, dass sich institutionelle Formen entwickeln, wie tatsächlich wieder radikale Demokratie neu aufgebaut werden kann“. Basisdemokratische Formen wie Quartiersräte, die es beispielsweise vereinzelt schon in der Bundeshauptstadt gibt und die zukunftsorientiert tätigen Akteure zusammenbringen, könnten eine Zukunftsvision sein, um möglichst viele Menschen in Bewegung zu bringen. Reinhard Pfrieder hat jedenfalls die Hoffnung nie aufgegeben, dass es möglich ist, zukunftsfähiges Unternehmertum hinzubekommen.

LUTZ BECKER: Reinhard Pfrieder ist pensionierter Hochschullehrer an der Universität Oldenburg und war ein Pionier der sozialökologischen Öffnung der Betriebswirtschaftslehre. Er hat sich seit vielen Jahren auch um die Nachhaltigkeit und um eine erweiterte ökonomische Theorie verdient gemacht. Er ist unter anderem Gründer des Instituts für Ökologische Wirtschaftsforschung (IÖW) und gibt seit langem eine kaum mehr zählbare Reihe von Veröffentlichungen im Marburger metropolis Verlag heraus.

GUNNAR SOHN: Und dazu direkt die erste Frage: Was bewegt dich?

REINHARD PFRIEM: Ja, was bewegt mich – mittlerweile als Pensionär? Ich habe die Hoffnung nie aufgegeben, dass es möglich ist, zukunftsfähiges Unternehmertum hinzubekommen, in anderer Weise als es bisher der Fall war. Sprich: Ich beschäftige mich nicht nur wissenschaftlich, sondern auch praktisch, im Grunde genommen seit Jahrzehnten, als mal sehr links sozialisierter Westberliner 68er damit, dass Unternehmen und Unternehmer nicht Charaktermasken des Kapitals sein oder bleiben müssen, sondern dass es über zukunftsfähiges unternehmerisches Handeln nicht zuletzt möglich ist – und auch wünschenswert und auch erforderlich – diese Welt besser zu machen.

GUNNAR SOHN: In der ökonomischen Theorie hat das ja nicht ganz geklappt ...

REINHARD PFRIEM: In der ökonomischen Theorie hat es im Mainstream immer wieder nicht ganz geklappt, wie es eben so schön salopp formuliert wurde. Wir – Uwe Schneidewind und ich – haben 2016 ein Manifest für Transformative Wirtschaftswissenschaften im Kontext nachhaltiger Entwicklung initiiert, mit zunächst über dreißig Unterzeichner fast ausschließlich aus den Wirtschaftswissenschaften. Das kann man als Indiz dafür nehmen, dass es natürlich seit Jahrzehnten, also seit Beginn dieser modernen Wirtschaftswissenschaften, im Grunde seit dem 18. Jahrhundert, immer auch andere als die Mainstream-Stimmen gab und gibt. Wir wollen versuchen, die Kräfte innerhalb und außerhalb der Universitäten zu stärken, die daran arbeiten, dass Wirtschaftswissenschaften nicht hauptsächlich selbstbezüglich in Journal-Aufsätzen versacken, sondern dass sie dazu beitragen, ökonomische und gesellschaftliche Probleme zu lösen. Anders als das bisher der Fall ist.

GUNNAR SOHN: Aber es war doch so, dass kurz nach der Finanzkrise 2007 die Zerknirschung noch groß war. Ich erinnere mich an eine Jahrestagung des Handelsblatts unter dem Titel "Ökonomie neu denken". Damals waren alle bereit zu sagen: Wir müssen uns vom Ideal des homo oeconomicus verabschieden. Wir müssen andere Wege gehen. Es muss eine normative Diskussion geben – also: Wir können nicht so weitermachen wie

bisher. Ich habe den Eindruck, bei den Folgeveranstaltungen von “Ökonomie neu denken” ist davon nicht viel übriggeblieben.

REINHARD PFRIEM: Das ist richtig. Im Mainstream von Ökonomik, im Mainstream von Betriebswirtschaftslehre und Volkswirtschaftslehre, ist davon nicht sehr viel übriggeblieben. Aber die ökonomischen und gesellschaftlichen Krisen sind ja nicht vom Tisch. Insofern ist die Frage, wie weit wir es nicht mit einer Konstellation zu tun haben, die der Sozialforscher Wolfgang Streeck auf den Nenner, und auch den Titel, “Gekaufte Zeit”<sup>6</sup> gebracht hat. Die wesentlichen Probleme sind eher aufgeschoben als aufgehoben. Und insofern haben wir bei allen Schwierigkeiten die Hoffnung ja noch nicht aufgegeben, dass es, aus der Krisensituation heraus, tatsächlich doch auch möglich ist, neue Lösungen zu entwickeln und neue Wege zu gehen.

LUTZ BECKER: Du hast über viele Jahre die Spiekerooger Klimagespräche unter anderem mit Uwe Schneidewind und anderen Kollegen initiiert. Dort hast du eine Plattform für Wissenschaftler geschaffen. Vielleicht erzählst du ein bisschen über diese Entwicklung: Was ist denn da Neues herausgekommen? Welche Perspektiven haben sich da eröffnet?

REINHARD PFRIEM: Ich denke, dass die Spiekerooger Klimagespräche, die wir acht Jahre lang durchgeführt haben, und die dann als Bergische Klimagespräche unter der Ägide des Wuppertal Instituts weitergeführt werden, Ausdruck von etwas sind, was unter dem Begriff der Utopie steht. Wir sitzen just im Moment im Gräfrather Hof in Solingen-Gräfrath, womit dieser Transfer von der ostfriesischen Insel Spiekeroog hierhin ins Bergische Land, in die Region der Frühindustrialisierung, stattfindet. Ich denke, dass dadurch eine Veränderung dokumentiert wird. Eine Veränderung, die doch gegenüber früheren oppositionellen Bewegungen, ob die sich nun antikapitalistisch oder wie auch immer nannten, Anlass zur Hoffnung gibt. Opposition gegen kapitalistische, gegen kritisierbare gesellschaftliche Verhältnisse, war über weite Strecken im 20. Jahrhundert sehr einseitig negativ konnotiert, als Widerstand, als Protest. Im kritisierten Alten muss sich das Neue tatsächlich schon entwickeln und wachsen: Das

---

<sup>6</sup> Streeck, Wolfgang (2013): Gekaufte Zeit: die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus. Frankfurt. Suhrkamp.

zeigen die oppositionellen Kräfte, die neuen sozialen Bewegungen, Energiegenossenschaften oder alternative Unternehmensformen. Das heißt, dass positive, nicht nur theoretische konzeptionelle Vorstellungen, sondern auch konkrete, handfeste Praktiken entwickelt werden müssen und auch tatsächlich entwickelt werden, wie eine andere, wie eine neue Ökonomie und wie neue gesellschaftliche Verhältnisse mit mehr demokratischer Beteiligung aussehen könnten.

LUTZ BECKER: Welche Rolle spielt denn da die Utopie? Ist sie *conditio sine qua non*, brauchen wir diese Utopien? Oder wie wollen wir damit umgehen?

REINHARD PFRIEM: Der Begriff der Utopie hat in diesem Zusammenhang natürlich eine spezielle Konnotation, weil das ja eigentlich ein Ort im Nirgendwo ist – zumindest in der etymologisch präzisen Fassung. Und die Nicht-Klärung der Frage, wie eigentlich die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse aussehen sollen, teilweise hier sogar die theoretisch begründete Verweigerung, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, gehört zu den elementaren Schwächen gesellschaftlicher Oppositionsbewegungen der vergangenen 150 Jahre. Allen voran die fundamentale und bedeutsame Kapitalismuskritik von Karl Marx und Friedrich Engels im 19. Jahrhundert. Trotzdem ist eine Transformation eingetreten.

LUTZ BECKER: Das führt direkt zur nächsten Frage: Utopie und Theorie – inwiefern kann eine Utopie auch theoriebildend sein und inwieweit sollten utopische Konzepte auch in die ökonomische Theorie einfließen?

REINHARD PFRIEM: “Kein Ort. Nirgends.” So hieß ein Büchlein der Schriftstellerin Christa Wolf<sup>7</sup>. Dabei geht es um menschliche Sehnsüchte nach einem besseren Leben. Ich würde das in unserem Zusammenhang schon positiv aufgreifen, indem die Belebung und Wiederbelebung und auch die Wertschätzung des Begriffs der konkreten Utopie bedeutet, dass wir sehr viel Phantasie aufwenden sollten dafür, wie denn solche zukünftigen Gestaltungen aussehen könnten und was wir heute schon praktisch tun können, um die einzuleiten und auf den Weg zu bringen.

---

<sup>7</sup> Wolf, Christa (2014, orig. 1979): Kein Ort. Nirgends. Frankfurt. Suhrkamp.

Auf jeden Fall würde ich den Begriff der Utopie positiv besetzen. Ernst Bloch hat in einem frühen Buch vom “Geist der Utopie”<sup>8</sup> gesprochen. Es geht um Möglichkeiten, ich selbst spreche von Möglichkeitswissenschaft. Also der Aufgabe der Wissenschaft, Möglichkeiten aufzutun und Akteuren zu ermöglichen, diese Veränderungen durchzuführen. Ich würde nicht kurzschlüssig vom Begriff der utopischen Wissenschaft sprechen, aber trotzdem ist ja nichts anderes damit gemeint. Der Begriff, den ich verwende, geht zurück auf den wunderbaren Roman von Robert Musil “Der Mann ohne Eigenschaften”<sup>9</sup>, wo wörtlich nachzulesen ist: „Wo es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben“. Im Gegensatz zur vermeintlich reinen Wissenschaft, nicht nur in den Naturwissenschaften, die alles nur beschreiben und erklären und nur ja keine Gestaltungsempfehlung geben will. Eine so gedachte Wissenschaft will angeblich keine normativen Orientierungen mit auf den Weg zu geben, tut es aber trotzdem, wie wir in unserem Buch über Transformative Wirtschaftswissenschaft erläutert haben. Denn jede Beschreibung von Wirklichkeit geht mit normativen Annahmen und Vorstellungen einher. Für mich geht es bei Möglichkeitswissenschaft darum, den Menschen zu helfen, den individuellen und kollektiven Akteuren, unter anderem gerade auch Unternehmen und unternehmerischen Initiativen, neue Wege aufzutun und insofern konkrete Utopien auf den Weg zu bringen.

GUNNAR SOHN: Aber da grenzen sich die Klassiker in der Ökonomik klar von ab – oder die herrschende Lehre, die sagt, das sei unwissenschaftlich, weil sie sich immer hinter irgendwelchen vermeintlichen Naturgesetzen oder tautologischen Aussagen verstecken. Die andere Seite sagt, die Wirtschaftswissenschaft ist per se auch normativ ausgerichtet. Selbst die, die auf Gesetzmäßigkeiten des Marktes verweisen, wie Milton Friedman, sind ja wertend und auch normativ unterwegs. Ist die Frage der Utopie vielleicht auch eine Frage der Politisierung dieser Denkrichtung oder der Ökonomik?

---

<sup>8</sup> Bloch, Ernst (2018, orig. 1918): Geist der Utopie. Frankfurt. Suhrkamp.

<sup>9</sup> Musil, Robert (1930 ff.): Der Mann ohne Eigenschaften. Bd. 1 (1930) und Bd. 2 (1933) Berlin, Bd. 3 (1943) Lausanne. Rowohlt.

REINHARD PFRIEM: Wenn ich vom wissenschaftlichen Feld ausgehe, würde ich mindestens nicht im ersten Schritt von Politisierung sprechen, sondern eher vom Aufbrechen zu enger Methoden, mit denen die wirklichen Probleme nicht gelöst werden können. Das ist durch das Buch des französischen Ökonomen Thomas Piketty "Das Kapital im 21. Jahrhundert"<sup>10</sup> relativ prominent geworden. Thomas Piketty, der sicherlich wesentlich besser mit der in den Wirtschaftswissenschaften favorisierten mathematischen Methode umzugehen versteht als ich, hat sich in diesem Buch unter anderem darüber lustig gemacht, dass die Wirtschaftswissenschaften nach wie vor eine solch einseitig kindliche Liebe zur Mathematik haben. Er hat sich in diesem Zusammenhang geäußert, dass es eigentlich nur eine Zukunft von Wirtschaftswissenschaften, wirklich zukunftsfähigen Wirtschaftswissenschaften, geben kann, wenn die vor mittlerweile hundert Jahren vorgenommene Aufspaltung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in dieser extrem fachdisziplinären Separierung zurückgenommen wird. Das heißt: Zukunftsfähigkeit würde bedeuten, dass es einen stärkeren Zusammenhang der einzelnen Disziplinen geben müsse – so wie er ja etwa in inter- und transdisziplinärer Nachhaltigkeitsforschung seit Jahren praktiziert wird. Dann wäre völlig klar, dass man nur sehr begrenzt mit der mathematischen Methode operieren kann, und dass diese einseitige Orientierung auf die mathematische Methode als höchste Stufe wissenschaftlicher Exzellenz völlig unangemessen ist, weil man die wesentlichen nicht nur Verhaltensweisen, sondern eben auch Entwicklungsmöglichkeiten von Menschen, erst recht Ermöglichungsbedingungen von handelnden Akteuren nicht wirklich vor allen Dingen mit mathematischen Mitteln belegen, bearbeiten, beweisen kann.

GUNNAR SOHN: Da war man in den 1920er Jahren schon mal weiter. Zumindest Schumpeter war weiter, denn der hat sich in Bonn ja eher als Sozialwissenschaftler definiert. Gottfried Eisermann, der den Soziologie-Lehrstuhl nach 1945 in Bonn angetreten hatte, hat in seiner Antrittsvorlesung Schumpeter eher als Soziologen gewertet. Also könnte man doch eigentlich an Schumpeter anschließen?

---

<sup>10</sup> Picketty, Thomas (2014): Das Kapital im 21. Jahrhundert. München. Beck.

REINHARD PFRIEM: Ja, auf jeden Fall! Ich habe mich immer gewundert, teilweise auch amüsiert, wenn ich in der Betriebswirtschaftslehre, meiner Fachdisziplin, in den vergangenen Jahrzehnten auf Konferenzen häufig darauf gestoßen bin, dass der Schumpeter von vor dem ersten Weltkrieg, der also den Unternehmer zum Teil sogar mystifiziert hat, ganz hochgehalten wurde, aber man von dem Schumpeter der 30er und vor allem 40er Jahre, als er dann in die USA emigriert war, vor allen Dingen von seinem letzten großen Hauptwerk Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie nur ja nicht reden sollte – das hätte nichts mit Ökonomie und schon gar nichts mit Betriebswirtschaftslehre zu tun.

GUNNAR SOHN: Es ist der kreative Zerstörer übrig geblieben ...

REINHARD PFRIEM: Ja! In völliger Einseitigkeit! Wobei das Kapitel über den Prozess der schöpferischen Zerstörung ironischerweise ja gerade aus dem gerade genannten späten Buch stammt, von dem etwa der verstorbene Bochumer BWL-Professor Dieter Schneider sagte, man solle es in den Orkus werfen.

Insofern könnte man, in der Spekulation darauf, dass die Adressaten Joseph Schumpeter nie gelesen haben, sagen, dass Innovationsfetischismus mit Schumpeter über den Begriff der kreativen Zerstörung gerechtfertigt wird, statt sich damit zu beschäftigen, dass Schumpeter den dramatischen Verlust der Unternehmerfunktion in zunehmendem Maße analysiert hat. Von daher muss man heute die Frage stellen, – und damit bin ich wieder beim Anfang – was eigentlich die sozialen Quellen dafür sind, gute unternehmerische Aktivität in die Welt zu setzen. Und deswegen ist vor dem Hintergrund der Schumpeter'schen Analyse, dass die Unternehmerfunktion eher in der Zeit der Familiendynastien, der dynastischen Unternehmerrolle, Einheit von Eigentum und Geschäftsführung, funktioniert hat, gerade heute interessant zu sehen, dass gemeinschaftsorientierte Formen des Wirtschaftens, also unter anderem Genossenschaften, teilweise aber auch stiftungsähnliche Formen, eine Renaissance – oder vielleicht nicht nur eine Renaissance, sondern eine Blüte – erleben, wie es das in der bisherigen Geschichte des Kapitalismus gar nicht gegeben hat. Und das ist dann vielleicht auch die Auflösung des Problems und dieser Entwicklung, die da im 20. Jahrhundert stattgefunden hat.

GUNNAR SOHN: Jetzt ist es eigentlich ein Trauerspiel, dass beispielsweise die Universität Bonn so wenig anknüpft an die Forschungstradition von Schumpeter. Also Wuppertal macht es, nicht wahr?

REINHARD PFRIEM: Ich habe als Lehrbeauftragter an der Bergischen Universität Wuppertal mit meinem ehemaligen Doktorvater, Norbert Koubek, der natürlich auch schon lange pensioniert ist, ein Seminar an der Universität Wuppertal angeboten: Schumpeter, Nachhaltigkeit und der Wandel des Unternehmertums. Norbert Koubek ist als inzwischen Pensionierter dafür verantwortlich, dass der ehemalige Fachbereich Wirtschaftswissenschaft der Universität Wuppertal, an dem ich extern aus Westberlin vor über 30 Jahren promoviert habe, seit einer Reihe von Jahren Schumpeter School heißt. Ob das tatsächlich von der aktuell tätigen Professoren-schaft dieses Fachbereichs so getragen wird, ist eine andere Frage.

GUNNAR SOHN: Dann kommen wir zur zweiten Frage: Welche Zukunft siehst du?

REINHARD PFRIEM: Für wen? Für die Gesellschaft? Für mich selbst?

LUTZ BECKER: Es gibt natürlich verschiedene Akteure, es gibt sicherlich keine in sich harmonische und geschlossene Gesellschaft, sondern es gibt verschiedene Perspektiven, mit denen man sich dessen annähern kann.

REINHARD PFRIEM: Es ist schwierig, auf eine ernst genommen so komplexe Frage in Kürze eine Antwort zu geben. Nachdem ich sehr viel über Hoffnung und positiv auch über konkrete Utopien gesagt habe, muss ich dann für meine eigenen Auffassungen schon redlicherweise dazu setzen, dass ich in den letzten Jahren in vielerlei Hinsicht – auch im Sinne der gerade gestellten Frage – durchaus skeptischer geworden bin; oder vielleicht sogar pessimistischer. Ich habe vor Jahrzehnten schon mal in einem Vortrag gesagt: Skeptiker sind die solideren Optimisten. Aber vielleicht sollte ich auch durchaus nicht nur von Skepsis, sondern auch von Pessimismus sprechen. Ich bin vor einiger Zeit auf ein Zitat von Sigmund Freud gestoßen, das sinngemäß heißt, dass die Menschen gar nicht so tief gefallen sind, wie wir meinen, weil sie nämlich niemals so hochgestiegen waren, wie wir in der euphorischen Vernunfts- und Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts gedacht haben. Wenn ich mir die kulturellen

Entwicklungen heute, aber auch die politischen Entwicklungen anschauen – gerade auch international – dann komme ich noch einmal auf die Leitfrage, die wir für die dritten oder vierten Spiekerooger Klimagespräche formuliert hatten: Genügend Kraft für die Große Transformation? Da war also kurz vorher das Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung für Globale Umweltveränderungen (WBGU)<sup>11</sup> unter dem Titel „Welt im Wandel – Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation“ erschienen, da schließt sich die Frage an nach den gesellschaftlichen Kräften und Akteuren, die in der Lage sein könnten, diese Veränderungen tatsächlich zu leisten. In den frühen marxistischen Kontexten schien das immer mit der Arbeiterklasse und im Zweifel ihrer Partei ganz einfach zu sein. Diese Zeiten sind lange vorbei. Das heißt: Die Frage, wie sich heute die gesellschaftlichen Kräfte der Veränderungen qualitativ – und auch unter dem Gesichtspunkt, ob die kritische Masse groß genug ist – artikulieren können, ist wirklich eine sehr schwierige und offene Frage. Vielleicht ist es sogar mitlaufend einer der Gründe, warum ich mich in den letzten Jahren verstärkt mit Evolutionstheorie beschäftige. Ich denke, dass wir die kulturelle Evolution, also die der natürlichen, vormenschlichen Evolution folgende kulturelle Evolution, seit die Menschen auf den Plan der Geschichte getreten sind, als etwas verstehen müssen, wo es eben nicht, wie häufig mit dem Evolutionsbegriff die Vorstellung verbunden wird, nur aufwärts geht, sondern dass es eben auch so etwas wie Devolution und Involution geben kann, also Abwärtsbewegung auf der kollektiven wie individuellen Ebene. Das wäre tatsächlich dann eine Entwicklung von kulturellem Niedergang, weil die Kräfte, die die bessere Zukunft schaffen, dann vielleicht doch nicht hinreichend viele und hinreichend stark sind.

GUNNAR SOHN: Liegt es vielleicht auch ein bisschen an einer Naivität in Betrachtung der Realitäten, dass man den Kapitalismus oder die marktwirtschaftliche Gesellschaft eher unter diesen naturgesetzlichen Gesichtspunkten betrachtet hat, aber den Faktor Macht immer ausklammert? Diese machtpolitischen Faktoren, oder wie es ja auch Karl Marx beschrieben hat: Wie kapitalistische Kräfte, wo es natürlich auch um Herrschaft und Macht geht, auch zu einer Entsolidarisierung der Gesellschaft beitra-

---

<sup>11</sup> <https://www.wbgu.de/de/>

gen. Oder auch, wie sogar positiv besetzte Begriffe aus der linken Bewegung, aus den neuen sozialen Bewegungen, mittlerweile okkupiert werden, wie Emanzipation, Partizipation etc. – wenn man diese New-Work-Debatte nochmal anschaut, dass es eigentlich ja nur um eine Flexibilisierung und eine Freisetzung von Arbeitskräften geht oder um eine Freelancer-Ökonomie. Also wo es eben nicht mehr diese klassischen Machtblöcke gibt, und dass sich die Arbeiterschaft in den Gewerkschaften organisiert, die Interessen entsprechend vertreten. Zurzeit ist es eher so, dass es eher eine Vereinzelung ist, und dass es eher den Konzernen, den Trustgebilden einfacher fällt, den einen gegen den anderen auszuspielen. Sollte man nicht vielleicht auch in politischen Dimensionen stärker denken? An entsprechende Regelsysteme, Checks-and-Balances und auch vielleicht eine Wiedereroberung des wirtschaftlichen Feldes durch die Politik?

REINHARD PFRIEM: Na, wer ist die Politik?

GUNNAR SOHN: Die Politik ist eine Zusammensetzung entsprechender Akteure, die zur politischen Willensbildung beitragen. Dazu gehören wir auch. Aber es sind die Parteien, die Regierungen – es geht um Gesetze.

REINHARD PFRIEM: Ich frage deswegen nach, weil ich eigentlich, seit ich mich wissenschaftlich und auch politisch betätige, immer allen Vorstellungen sehr widersprochen habe, dass die heute böse Welt des ökonomischen durch die Politik eingenordet wird. Die Ökonomie ist Ausdruck bestimmter kultureller Verhältnisse und Konstellationen, so, wie sie funktioniert. Auch was in ihr für wichtig gehalten wird, was wertgeschätzt wird und so weiter. Und dieselben kulturellen Strömungen wirken auch auf die Konstellationen der politischen Kräfteverhältnisse, gerade in einem repräsentativen Parteiensystem. Das heißt, in meinen Augen war die Vorstellung immer schon völlig naiv zu glauben, dass auf diesem Wege von Politik oder diesem Wege des Politischen durch höhere Steuern oder Abgaben oder sonst was die Menschen zu Maßnahmen gezwungen werden, die sie selber nicht machen wollen. Es funktioniert ja auch nicht so. Wenn man sich das Parteiensystem anguckt und das Wahlverhalten der Bürger, haben wir ja gerade in Deutschland, und auch gerade in den letzten Jahren, keine Entwicklung, in der vor allem die Parteien immer stärker

geworden wären, die eine radikal nachhaltigkeitsorientierte Politik wollen oder verlangen.

Nein, um die Frage auf einer anderen Ebene zu beantworten, wenn ich sie richtig verstanden habe: Es ist sicherlich nicht das Problem, dass in den politischen und sozialen Auseinandersetzungen des 20. Jahrhunderts das gesellschaftliche Phänomen Macht zu wenig ernstgenommen worden wäre. Im Gegenteil, die leninistische Transformation von Sozialismus und Kommunismus war ja gerade umgekehrt der Weg, Machtphänomene völlig einseitig und unreflektiert in den Vordergrund zu rücken. Und in diesen Zusammenhang gehört für mich auch, dass nicht nur in der stalinistischen Sowjetunion, sondern auch in China – wo wir unter anderem in der Westberliner Studentenbewegung einige Jahre Hoffnung gesetzt haben – sich die führenden Vertreter einer angeblich radikalen Gesellschaftsverbesserung gegenseitig zerlegt haben. Ich denke an Mao Tse-tung, Lin Biao, Deng Xiaoping und einige andere, die sich Ende der 50er Jahre noch gut und bestens verstanden hatten. Und auf einer anderen Ebene bewegt mich auch heute das Problem. Ich konstatiere eine bemerkenswerte Unfähigkeit und Schwäche derjenigen, die eigentlich gesellschaftskritisch an einem Strang ziehen müssten, um gemeinsam solidarisch stärker zu werden.

Und das hat etwas damit zu tun, damit bin ich fast wieder bei der Evolutionstheorie, dass wir vielleicht doch überfordert sind, fast gattungsgeschichtlich überfordert sind, die Gratwanderung zwischen Einheit und Konflikt richtig zu bewältigen. Ich bin sehr angetan von den theoretischen Arbeiten der belgischen Wissenschaftlerin Chantal Mouffe<sup>12</sup>, die schon vor Jahrzehnten mit dem inzwischen verstorbenen argentinischen Wissenschaftler Ernesto Laclau zu diesen Fragen gearbeitet hat. Sie hat den Begriff der Agonistik geprägt. Und mit Agonistik meint sie, dass es möglich sein muss, statt Einheitsbrei zu machen, in der Gesellschaft eine offene Streitkultur wirklich zu pflegen, zu kultivieren, damit Konflikte auch Kon-

---

<sup>12</sup> Die belgische Politikwissenschaftlerin Chantal Mouffe (\*1943) lehrte zuletzt als Professorin für Politische Theorie an der University of Westminster in London. Der Argentinier Ernesto Laclau (1935-2014) war ebenfalls Politikwissenschaftler und gilt als Begründer der diskursanalytischen Essex School.

flikte zwischen Kontrahenten bleiben und nicht Gegenstand von feindlichen Auseinandersetzungen werden. Das scheint extrem schwierig zu sein – und daran scheitert in meinen Augen ganz vieles, weil es möglicherweise und sogar evolutionstheoretisch begründbar, eine überstarke Neigung der Menschen gibt, Konflikte sehr schnell in ein Feld zu führen, wo es Konflikte zwischen Feinden sind.

GUNNAR SOHN: Das eine ist “demokratischer Zentralismus” in Führungsstrichen à la DDR oder KP China, das andere sind Checks-and-Balances-Systeme, die Machtmissbrauch eher eingrenzen. Wo ein Regelwerk geschaffen wird, in dem sich Kräfte gegeneinander ausgleichen oder sogar blockieren, oder wo eine Kraft nicht durchregieren kann. Aber ist es in den vergangenen zwanzig, dreißig, vierzig Jahren nicht so gewesen, dass man sich deutlich vom Ideal von Röpke, Rüstow, Erhard wegbewegt hat, Wirtschaftspolitik als Staatskunst zu sehen? Und stimmt das denn, dass viele Umweltfortschritte, die wir seit den 70er Jahren erzielt haben, nicht eher durch das gesetzliche Regelwerk entstanden sind, vom Emissionsschutz angefangen, über das EEG und andere Geschichten. Also ohne staatliche Regelung wird es dann wohl nicht gehen.

REINHARD PFRIEM: Natürlich nicht. Ich bin ja auch nicht grundsätzlich gegen staatliche Regelungen. Ich wollte andersherum darauf hinweisen, dass solche staatlichen Regelungen, wenn sie positive Veränderungen bewirken sollen, entsprechenden sozialen und gesellschaftspolitischen Drucks bedürfen. Ohne diese sogenannten neuen sozialen Bewegungen – über den Begriff kann man lange streiten – ich meine diejenigen seit den 70er, 80er Jahren, die sich anfangs völlig verlacht für regenerative Energien eingesetzt haben und auch praktisch, technisch daran gefrickelt haben, ohne die entsprechende Kritik von Nichtregierungsorganisationen, ohne gesellschaftlichen Protest und Widerstand. Ich habe ja selber Ende der 70er Jahre an Demonstrationen von über 100.000 Menschen teilgenommen – in Kalkar und sonst wo. Was die Kritik an der Atomenergie angeht: Ohne diese sozialen, gesellschaftlichen und politischen Basisbewegungen wäre es sicherlich nicht zu einem Erneuerbare-Energien-Gesetz gekommen. Das ist das Problem, dass es in anderen relevanten gesellschaftlichen Sektoren nicht unbedingt vergleichsweise funktioniert. Denken sie an den ganzen Bereich der Mobilität, wo der Lobbyismus seit

Alexander Dobrindt sich noch mehr ausleben konnte, und wo es nach wie vor nicht möglich ist, in dem Autofahrer-Land Deutschland, wie in allen umliegenden Ländern eine allgemeine Geschwindigkeitsbegrenzung durchzusetzen. Vorgestern stand bei uns in der Zeitung, dass bei einem Unfall mit doppelter Todesfolge der Lieferwagenfahrer, der überholen wollte, bestraft worden ist und nicht der dahinter mit über 200 Stundenkilometern anbrausende Autofahrer, der überhaupt erst dafür gesorgt hat, weil er nämlich dann ausweichen wollte und zwei Menschen zu Tode geschubst hat, gegen den wird überhaupt nichts unternommen. Das heißt, wir haben ja auch sehr unterschiedliche Bedingungen in unterschiedlichen Sektoren von möglicher gesellschaftlicher Veränderung.

GUNNAR SOHN: Liegt es an einer Atomisierung der Gesellschaft oder der Entsolidarisierung?

REINHARD PFRIEM: Ja, ich will auf Chantal Mouffe nochmal zu sprechen kommen, die damals schon mit Laclau von Nähten, von Verbindungen, gesprochen und geschrieben hat, die zwischen den verschiedenen, in unterschiedlichen Sektoren tätigen gesellschaftlichen Oppositionsgruppen oder auch Gruppen, die Neues entwickeln, hergestellt werden müssen. Das ist aber offensichtlich eine außerordentlich schwierige und möglicherweise, auf Dauer gesehen, zu schwierige Aufgabe. Insofern ist diese Separierung, diese Zersplitterung, selbst ein ganz großes Problem.

LUTZ BECKER: Du hast ja bei den ersten Bergischen Klimagesprächen auf das Thema Stadt gesetzt. Ist die Stadt vielleicht der Ort, wo wieder Nähte entstehen? Hat die Stadt ein utopisches Potenzial aus deiner Sicht?

REINHARD PFRIEM: Wir haben uns entschlossen, nicht nur wegen des letzten Gutachtens des Wissenschaftlichen Beirats Globale Umweltveränderungen “Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte”<sup>13</sup> – was in meinen Augen ein etwas euphorischer Titel ist, die ziehen ja Großteils nicht freiwillig um – Stadt zum Thema der ersten hier im Bergischen Land stattfindenden Klimagespräche zu machen, weil sich auf der kommunalen Ebene in der Tat ganz viele Probleme der gegenwärtigen

---

<sup>13</sup> <https://www.wbgu.de/>

Entwicklung bündeln. Wir haben ja in der Tat eine Veränderung welthistorischen Ausmaßes, dass erst seit ganz kurzer Zeit die Mehrheit der Menschen dieser Erde in Städten lebt.

Für mich ist Stadt überhaupt nicht euphorisch besetzt. Ich würde, glaube ich, persönlich auch nicht mehr nach Berlin, wo ich lange gelebt habe, allerdings hauptsächlich im eingemauerten Westberlin, zurückziehen wollen, wo meine Tochter mit Schwiegersohn und Enkeltochter lebt. Ich bin froh, inzwischen im eher beschaulichen Kettwig an der Ruhr zu wohnen. Ich glaube, dass nicht nur im Sinne der Vertiefung sozialer Gegensätze, sondern gerade auch im kulturellen Sinne die gegenwärtige Entwicklung der großen Städte, der großen Ballungsräume, eher sehr kritisch gesehen werden muss. Deswegen sollte es auch nicht der Haupttenor bei den ersten Bergischen Klimagesprächen sein, was es für tolle Entwicklungen gibt, sondern wie, natürlich in Verbindung mit tollen Quartiers-Initiativen von unten, vor allen Dingen auch die wirklich bestehenden sozialen, ökologischen und kulturellen Probleme in den Blick genommen werden. Inwieweit es Möglichkeiten gibt, diese Graswurzelbewegungen auf eine größere Ebene zu heben, weil unter dem Druck von Gewerbesteuer-einnahmen, Investor-Interessen und einigem anderen mir doch gegenwärtig viele positive städtische Entwicklungen in betrüblichem Ausmaß unter die Räder kommen.

GUNNAR SOHN: Kommen wir zum dritten Fragenkomplex, quasi die Joker-Frage: Was würdest du machen, wenn du König von Deutschland wärst?

REINHARD PFRIEM: Naja, natürlich zurücktreten. Von meinem Verständnis von Demokratie. Das Goldene Blatt habe ich nie gelesen, mir waren diese Monarchen... Nein! Ich kenne natürlich das Lied von Rio Reiser. Die Frage ist ja auch ernst gemeint dahingehend: Was könnte man verändern? Ich denke aber, so simpel das vielleicht klingen mag, dass hier Inhalt und Prozess besonders eng zusammenhängen. Das heißt, die Veränderungen, die wünschenswert wären, angestoßen zu werden, können eben tatsächlich nicht von einer oder wenigen Personen angestoßen werden. Nach meinem Dafürhalten geht es eben auch in den nächsten Jahren und Jahr-

zehnten – beziehungsweise wenn sich die kulturellen und sozialen Spaltungen der Gesellschaft weiter vertiefen – mit dieser repräsentativen Parteidemokratie in der Weise so nicht weiter.

Das ist überhaupt nicht angemessen beschrieben, wenn man da nur über AfD und solche Dinge redet. Es gibt einfach, um nochmal einen Ausdruck von Chantal Mouffe zu benutzen, ein grundlegendes Defizit an der Möglichkeit politischer Artikulation durch die Menschen, die die soziale Basis dieser Gesellschaften verkörpern. Wenn ich insofern rhetorisch die Frage nach dem König oder der Königin von Deutschland dann doch ernst nehme, würde ich versuchen, Anstöße dafür zu geben, dass sich institutionelle Formen entwickeln, wie tatsächlich wieder radikale Demokratie neu aufgebaut werden kann. Interessanterweise gibt es in einigen Berliner Bezirken seit einigen Jahren sogenannte Quartiersräte. Aber geboren aus sozialer Not, beziehungsweise bezogen auf soziale Brennpunkte, also eher ex negativo entstanden. Das scheint mir eine sehr interessante Entwicklung zu sein, wo nämlich genau die heterogenen zukunftsorientiert tätigen Akteure in einem bestimmten städtischen Quartier erstens zusammengebracht, zweitens aber auch mit der darüber liegenden Ebene verkoppelt werden. Sprich: Mit jener, wo im gängigen oder gegebenen repräsentativen parlamentarischen System überhaupt erst die unterste Ebene liegt.

Wir wohnen ja seit drei Jahren in Kettwig, ich kann das auch von daher beschreiben: Es gibt eine Bezirksvertretung IX in Essen, da gehören dazu Kettwig, Werden, Heidhausen und weitere. Das ist was völlig anderes als das, was die Menschen in Kettwig treibt, wie sie ihre Art von Kommunikation, von Auseinandersetzung und so weiter formen. Das heißt, diese gegenwärtige Form von repräsentativ parlamentarischer Demokratie schwebt schon institutionell völlig über dem, was Menschen wirklich bewegt, wie sie agieren, wo sie sich über ihre eigenen Praktiken verständigen und, und, und... Da Anstöße zu geben und zu versuchen, möglichst viele Menschen in Bewegung zu bringen, oder Menschen, die in Bewegung sind, darin zu stärken, das wäre dann vielleicht das, was ich – soweit ein König von Deutschland etwas bewirken könnte – als König von Deutschland machen würde.

LUTZ BECKER: Dazu habe ich direkt mal eine Frage, mit der ich nachhaken würde, nämlich: Der „König von Frankreich“, Macron und seine Bewegung en marche – ist das nicht eine Antithese zu den demokratischen Strukturen, die wir derzeit im zumindest westlichen Europa haben?

REINHARD PFRIEM: Ich weiß es nicht. Warum? Weil die Begeisterung so groß ist und die Zustimmung?

LUTZ BECKER: Ja, weil es auch eine Graswurzelbewegung ist, also wo Leute, die politisch aktiv waren, die in der Zivilgesellschaft aktiv waren, die aus anderen Parteien kamen, die unternehmerisch aktiv waren, die sich dann doch auf einmal sammeln und Politik machen wollen.

REINHARD PFRIEM: Ja, das ist auf jeden Fall ein Hoffnungsschimmer, den man sich in Deutschland gegenwärtig auf die nächsten Jahre gar nicht vorstellen könnte. Auf der anderen Seite haben das manche, auch in meinem engeren Freundeskreis, bis in die jüngste Zeit über die Cinque Stelle-Bewegung in Italien auch gesagt. Man muss sich, glaube ich, nur die Korruptionsaffären unter der Cinque Stelle-Oberbürgermeisterin von Rom angucken, aber auch vieles andere dort, um zu sehen ... also ich weiß es nicht. Ich weiß es auch deshalb nicht, weil die Frage ist: Was sind die strategischen Inhalte einer solchen neuen Stimmung? Und von dem, was ich da aus Frankreich mitbekommen habe, macht es auf mich sehr stark den Eindruck, als ob eben das Drehen an der Schraube der Arbeitsbedingungen und Kündigungsregelungen und sonst was alles. Also das, was hier mit Hartz IV passiert ist, vor einer ganzen Reihe von Jahren. Als wenn das in einem solchen politischen Kontext das einzig denkbare Veränderungsfeld wäre. Also Visionen, wie eine unter anderem sich vom Dogma des permanenten wirtschaftlichen Wachstums befreiende Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik der Zukunft aussehen könnte, habe ich da bisher noch nicht identifizieren können.

GUNNAR SOHN: Vor allem ist es ja auch so, dass man Frankreich und Italien nicht vergleichen kann mit dem Parteiensystem in Deutschland. In Frankreich wird schon mal eine Partei von der Bildfläche gewischt, es wird eine neue Partei gegründet, in Italien gab es Forza Italia. Die Christdemokraten sind in der Versenkung verschwunden. Eines ist, glaube ich, richtig: Das korrespondiert ganz nett mit einem Buch, das gerade in der

Bundeszentrale für politische Bildung herauskommt, dass eine Demokratie mehr Orte des öffentlichen Gesprächs benötigt. Da sind dann auch die Stadt-Communities wieder ins Spiel gekommen, die man verglichen hat mit einer Mafia in Chicago, wie die in Netzwerken organisiert sind, dass man eher in solche dezentralen Strukturen geht.

REINHARD PFRIEM: Da wären wir ja auch wieder bei der Wissenschaft, was ja bis vor kurzem mein Beruf gewesen ist oder mein Arbeitsfeld immer noch, und da könnte ich auch nochmal zum Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft abschließend zwei Sätze sagen. Helga Nowotny und Mitautoren haben vor über 10 Jahren von einer "Modus 2" Wissenschaft<sup>14</sup> gesprochen und haben sehr ausdrücklich den Begriff der Agora, also des Ortes der öffentlichen Kommunikation und Verständigung der griechischen Antike, dabei ins Spiel gebracht. Und dass sich Wissenschaft eben in diesem Sinne gesellschaftlich transparent zu zeigen hat, zu rechtfertigen hat und ihre von der Gesellschaft her alimentierte Funktion auch unter Beweis stellen muss, dass das nützlich ist. Und das gilt jenseits des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft für die Gesellschaft insgesamt. In einer Gesellschaft, da komme ich nochmal auf meine leichte Beschwörung des evolutorischen Niedergangs, in der weiter dramatisch der Anteil der Menschen steigt, die auf den nächsten drei Schritten ins Stolpern zu kommen drohen, weil sie nur unter sich, vor sich auf ihr Smartphone starren, wird diese Kommunikation sicherlich keine sehr guten Chancen haben.

LUTZ BECKER: Herzlichen Dank, Reinhard Pfriem, für die spannende Unterhaltung! Und ich glaube, es gibt noch einiges an Stoff aus diesem Gespräch, über den man nochmal dringend nachdenken sollte. Ich denke, Gunnar, da waren auch einige Themen dabei, die dich reizen.

---

<sup>14</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Mode\\_2](https://de.wikipedia.org/wiki/Mode_2)

# Mehr Fantasie für die Postwachstumsgesellschaft

*mit André Reichel*

Stellen wir uns vor, Deutschland wäre wieder eine Monarchie und André Reichel sein König, wie würden wir dann leben? In jedem Fall würde Majestät André seinen Politikern und Beamten den Begriff „Wachstum“ längst aus dem Wortschatz gestrichen haben.

Professor Dr. André Reichel (Jahrgang 1974) beschäftigt sich als technisch orientierter Betriebswirt vor allem mit Fragen der Nachhaltigkeit und der Post-Wachstums Ökonomie. Von 2011 und 2014 arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am European Center for Sustainability Research an der privaten Zeppelin Universität am Bodensee. In dieser Zeit wirkte er als Gastdozent für „Ecological Economics“ am Environmental Change Institute der Universität Oxford. 2014 bis 2018 lehrte er als Professor für Critical Management und Sustainable Development an der privaten Karlsruhochschule International University in Karlsruhe. Seit 2018 wirkt er an der International School of Management in seiner Heimatstadt Stuttgart. Zudem nimmt er politische und gesellschaftliche Aufgaben wahr. So als Vorstandssprecher der Vereinigung für Ökologische Ökonomie, als ehrenamtlicher Vorstand der elobau Stiftung in Leutkirch und nicht zuletzt als Mandatsträger in der Regionalversammlung des Verbandes Region Stuttgart.

Wenn er denn, im anarchistischen Sinne eines Rio Reiser, König von Deutschland wäre, gäbe er den Menschen sein Land zurück, aber nicht ohne dafür auch stärkere Eigenverantwortung einzufordern. „Was machen“ statt in Gewohnheiten und in ein reges Konsumverhalten zu verfallen und sich immer wieder selbst sagen.“ Jeder von uns könne selbst etwas tun. Das klingt jedenfalls nach einer charmanten Utopie.

André Reichel treibt neben der aktuell schwankenden politischen Lage und der holprigen Umsetzung der Klimaziele vor allem die Frage um, wieviel Wirtschaftswachstum realistisch und möglich ist. Schon lange vor der

Corona-Krise prognostiziert er, dass Wachstum in kürzester Zeit ein anderes sei, als wir es bislang kannten. Reichel sieht zwei Möglichkeiten. Zum einen gäbe es die Chance einer echten Postwachstums-Politik, die sich vor allem unabhängiger vom Wachstum macht, soziale Sicherungssysteme eingeschlossen. Oder man ignoriert die Entwicklung und macht einfach weiter wie bisher – ganz im Sinne von “Irgendwie wird es schon laufen”. Ändern müsse sich in jedem Fall etwas, so Reichel, der sich eine neue politische Fantasie wünscht, die sich wieder etwas traut. Die Politik sieht Reichel da zwar in der Pflicht, sie kann aber nicht für alles verantwortlich gemacht werden. Dafür sei unsere Gesellschaft einfach zu komplex. Aber die Politik kann durchaus ihren Beitrag leisten und an wichtigen Stellschrauben drehen.

Kernpunkt muss sein, dass bei einem zu erwartenden schwachen Wachstum eine Arbeitszeitverkürzung notwendig ist, um Beschäftigung zu sichern und gleichzeitig Zeit für mehr gesellschaftliche Aktivitäten zu bekommen. Was bedeutet dann aber zum Beispiel der digitale Wandel, bei dem unweigerlich ganze Arbeitsfelder wegfallen können, für soziale Sicherungssysteme? Sind wir an dem Punkt angelangt, an dem wir über ein Grundeinkommen für alle nachdenken müssen? Und was ist mit der Produktivität außerhalb der erwerbstätigen Arbeit? Haben Aktivitäten, in denen wir uns um unsere Kinder, Eltern oder Nachbarn kümmern, nicht ebenfalls einen hohen wirtschaftlichen Wert? Das wäre die Caring Economy, neben der Market Economy? Das sind alles Fragen, die laut Reichel längst gestellt und berücksichtigt werden müssten. Stichwort: Arbeitszeitverkürzung – hier benötigen wir laut Reichel ein intelligentes System, das unter einem schwächeren Wirtschaftswachstum den Menschen ermöglicht, einerseits weniger arbeiten zu müssen. Das andererseits aber die Möglichkeiten bietet, sich angesichts neugewonnener Freizeit stärker zu engagieren. Jenseits des Status als Mitarbeitende oder Konsumierende müssen wir, so Reichel, den herrschenden Arbeitsfetisch hinterfragen und überlegen, ob nur Erwerbsarbeit als „Arbeit“ gelten darf oder der Begriff der “Arbeit” ausgedehnt werden muss.

Ein wichtiger Punkt mit großer Lenkungswirkung wäre für den schwäbischen Wirtschaftswissenschaftler die Abschaffung der Mehrwertsteuer auf Reparaturen. Hier müsse man laut Reichel gleichzeitig einen Hebel im

Bereich Produkthaftung und Kreislaufwirtschaftsgesetz in Bewegung setzen. Es müssen wieder stärker Produkte produziert werden, die eine längere Halbwertszeit haben und keine "Wegwerf-Produkte" sind. Ein kleiner Schritt, der allen zugutekommen würde, prognostiziert Reichel: "Repair vor Reuse vor Recycle".

Der Lebensstandard, den wir heute haben, wird auch noch möglich sein, wenn wir alle zehn bis 15 Prozent weniger arbeiten würden, prognostiziert Reichel. Doch die Debatte um die Arbeitszeit sollte eine darüber sein, wie wir grundsätzlich leben wollen und was eigentlich ein "gutes Leben" ausmacht.

Apropos Zukunft, was erwartet uns da, wenn es nach einem #KönigVon-Deutschland namens André Reichel ginge? Die Menschheit wird sich erfolgreich selbst gerettet haben und das eben durch ein neues Verständnis von Wirtschaft, so Reichel. Seine Hoffnungen liegen in einer Zukunft, die sich für eine Wirtschaft unabhängig von Wachstum entschieden hat und voll und ganz auf eine zivile Wirtschaft setzt, die in der Lage ist, etwaige Probleme, die mit einem mangelnden Wachstum oder Kontraktion verbunden sind, erfolgreich abzufedern. Eine "bunte Wirtschaft" als erfolgreiches Zukunftsmodell? Für André Reichel ist dies die eine große hoffnungsvolle Idee, in der die Gesellschaft wieder aktiv sein kann und wird. Als König von Deutschland würde er die Menschen zu einer aktiven Mitwirkung an Politik motivieren und seinen Untertanen auf den Weg geben: „Liebe Leute, dieses Land ist euer und Politik ist nicht delegierbar.“

André Reichel als König von Deutschland, das klingt doch eigentlich gar nicht so schlecht. Hätte es den Monarchen André Reichel also tatsächlich gegeben, folgendes Zitat wäre wohl in die Geschichtsbücher eingegangen: "Mut und Fantasie wünsche ich meinen Untertanen, bevor sie mich zum Schafott führen"...

GUNNAR SOHN: Drei Fragenkomplexe stehen im Raum: (1) Was bewegt dich? (2) Welche Zukunft siehst du? (3) Was würdest du machen, wenn du König von Deutschland wärst? Unser Gast ist der Nachhaltigkeitsforscher André Reichel.

LUTZ BECKER: Ich freue mich sehr, heute André begrüßen zu können. Wir kennen uns seit einigen Jahren. Kennengelernt haben wir uns anlässlich der Spiekeroooger Klimagespräche – und wie das Schicksal manchmal so spielt, wurde André sozusagen mein Nachfolger an der Karlshochschule. André kam in dem Moment, in dem ich ging. Ich würde mich freuen André, wenn du dich noch einmal selbst vorstellst.

ANDRÉ REICHEL: Lutz und Gunnar, Danke, dass ihr mich auf euren Podcast nehmt. Ich war dreieinhalb Jahre an der Karlshochschule und dort Professor für Critical Management und Sustainable Development. Seit 2018 bin ich Professor für International Management und Sustainability an der International School of Management. Ich beschäftige mich jetzt seit der allerersten Degrowth-Tagung im Jahr 2008 mit Fragestellungen einer Postwachstumsökonomie, vor allem aus betriebswirtschaftlicher Sicht. Das sind auch meine Schwerpunkte, für die ich bekannt bin.

GUNNAR SOHN: Gut, dann fangen wir mit unserer ersten Frage an, André: Was bewegt dich?

ANDRÉ REICHEL: Was mich bewegt? Naja, im Moment bewegen mich eigentlich relativ viele Dinge. Das ist zum einen der Stand der internationalen Klimaverhandlungen und wie mühselig es doch offensichtlich weiterhin ist, nach dem Erfolg, den wir in Paris vor zwei Jahren hatten. Mich bewegt natürlich auch, wie es mit der Bundesregierung weitergeht und welche wirtschaftspolitischen Weichenstellungen für die Zukunft da getroffen werden oder eben nicht – je nach Lage.

LUTZ BECKER: Fangen wir doch einfach mal vorne an: Das Thema Degrowth und Postwachstum. Du siehst unsere Gesellschaft auf dem Weg in eine Postwachstumsgesellschaft – beziehungsweise sind wir eigentlich schon in einer Situation, dass wir die Postwachstumsgesellschaft schon erreicht haben. Vielleicht sagst du hier ein paar Sätze dazu.

ANDRÉ REICHEL: Die bezeichnende Situation ist die, dass die Wachstumsraten einfach nicht mehr so sind, wie wir sie in den vergangenen Jahrzehnten gewohnt waren. Das sieht man eigentlich seit der Finanzkrise von 2008. Davor hatten wir ein Weltwirtschaftswachstum von 4,5 bis 5

Prozent. Jetzt auf einmal ist es zwischen 2,5 und 3 Prozent. Aller Freudenrufe, dass wir in Deutschland ein bisschen mehr Wachstum haben, nicht zum Trotz. Wir sehen eben, dass die Wachstumswelt eine andere ist. So, das ist die eine Sache. Da kann man diskutieren, was die Ursachen sind und ob man die wieder umdrehen kann. Ich glaube nicht. Diese Wachstumswelt hat die Leute nicht zwingend glücklicher gemacht, sie hat die Ungleichheit nicht beseitigen können und für das globale Klima und die Ökosysteme war es auch nicht so gut. Dann stellt sich jetzt für mich die Frage: Wie geht man damit um? Versucht man jetzt tatsächlich eine Postwachstums-Politik zu machen, sich unabhängiger vom Wachstum zu machen, die sozialen Sicherungssysteme unabhängiger vom Wachstum zu machen, sich zu überlegen, wie so eine Gesellschaft, wie eine Wirtschaft ausschauen kann, die nicht mehr am Wachstum hängt? Oder versucht man es einfach zu ignorieren und denkt „Naja irgendwie wird es schon gut gehen – machen wir mal weiter und wenn das Wachstum dann wieder kommt, dann läuft ja alles?“

GUNNAR SOHN: Aber du hast das in einer Fernsehsendung auch ausgedrückt, bei 3sat in der Sendung Makro: Was getan werden müsste und an welchen Hebeln gedreht werden müsste, um von einer quantitativen Sichtweise zu kommen. Wenn du jetzt mal ehrlich bist und dir die wichtigen Entscheidungsträger anschaust, vom Sachverständigenrat über die Mainstream-Ökonomik bis hin zu den Akteuren der Wirtschaftspolitik, dann würde ich mal sagen: Spurtreue Beschleunigung! Ich sehe es jedenfalls so, dass über das gesamte politische Spektrum hinweg eine größer werdende Minderheit da ist, die sieht, dass wir etwas ändern müssen.

ANDRÉ REICHEL: Jaja, also es ist natürlich immer der einfachste Weg in dem weiterzumachen, was man kennt, und nicht auszubrechen aus den Dingen, die einen in die Misere gebracht haben. Da wird zwar immer Einstein schön zitiert, dass uns die Gedanken oder die Vorstellung, die uns in die Problemlagen gebracht haben, uns nicht daraus hinausführen werden, aber man folgt dem nicht. Man erzählt es immer gern auf irgendwelchen Tagungen. Vor allem Unternehmer erzählen es gerne. Aber man macht dann trotzdem den alten Stiefel so weiter. Das ist sicherlich der Fall, wobei ich auch interessant finde, dass die Enquete-Kommission des letzten Bundestages zu Wachstum, Wohlstand und Lebensqualität ein

sehr gespaltenes Ergebnis gebracht hat. Man konnte sich ja nicht einigen – es gab quasi eine knappe Mehrheit, die eher gesagt hat, dass Wachstums weiter wichtig ist und grün und sozialverträglich gestaltet werden muss. Und es gab eine Minderheit die meint, dass wir uns vom Wachstum zumindest als Fundament der Wirtschaft distanzieren müssen. Ich sehe es jedenfalls so, dass auch über das gesamte politische Spektrum hinweg eine größer werdende Minderheit da ist, die sieht, dass wir etwas ändern müssen. Ich glaube, man traut sich einfach nicht, weil man überhaupt nicht weiß, was das dann heißt. Da ist vielleicht auf einmal wieder politische Fantasie gefragt – schlagartig – und das scheint mir ja auch nach den letzten Tagen eher Mangelware zu sein. Man möchte doch bitte Hausmannskost haben.

LUTZ BECKER: Ich habe dieser Tage nochmals gelesen, dass den fünf reichsten Menschen der Welt so viel gehört, wie 50 Prozent der Weltbevölkerung. Da stellt sich natürlich Frage – solche Umverteilungsprozesse finden ja permanent statt -, ob Postwachstum nicht solche Umverteilungsprozesse auf einer globalen Ebene beschleunigt? Siehst du eine Chance aus dieser Mühle rauszukommen?

ANDRÉ REICHEL: Leider, wenn man weitermacht wie bisher, dann ist natürlich so eine Brasilianisierung der Welt durchaus möglich – 80 Prozent des Wohlstands haben die Reichen, das ist ja jetzt schon der Fall – dass es eher in so einer 0,1 zu 90,9 Prozent Verteilung mündet. Ich glaube auch hier, dass die bestehende Politik, die auf Wachstum setzt, uns da einfach eher in eine noch größere Ungleichheitsfalle hineinlaufen lässt. Deswegen ist es auch wieder Zeit für Politik – uns zu überlegen, wie kann man hier eigentlich zu einer Umverteilung kommen, die auch nicht als Bedrohung gesehen wird. Es ist ja immer seltsam, dass genau die Leute, die eigentlich nicht von der Umverteilungspolitik negativ beeinflusst werden, am meisten Angst davor haben. Als ob ihnen etwas weggenommen wird. Dabei geht es hier wirklich um das alte Ludwig Erhard Versprechen: Eher Wohlstand für alle und eben nicht nur die Konzentration bei immer Wenigeren.

GUNNAR SOHN: Aber ist es nicht so, dass teilweise das, was wir mal in den letzten zehn, 20, 30 Jahren seit Maggie Thatcher und Milton Friedman

erlebt haben – die neoliberale Denkweise – teilweise sogar noch getoppt wird, von “Denkern” wie Trump oder von Protagonisten wie Peter Thiel<sup>15</sup>, die stärker noch auf Abgrenzung und Abschottung setzen – und teilweise auch die Reichen, die unter sich bleiben wollen? Dass die Eliten sich abstimmen oder sogar Konzepte entwickeln mit exterritorialen Inseln, um beispielsweise dann keine Steuern mehr zu zahlen. Das Gemeinwohl noch weiter zu untergraben, nichts in die Infrastruktur zu investieren, sondern eigentlich das Ganze noch auf die Spitze zu treiben? Also diese Tendenzen gibt es ja sogar in Potsdam mit privaten Kindergärten, Wohnvierteln mit eigenen Sicherheitsdiensten. Das sind ja immer so kleine Bausteine, Staat im Staate zu werden. Vielleicht beobachten wir hier das Ende des Neoliberalismus.

ANDRÉ REICHEL: Schön, dass du jetzt Trump als Denker bezeichnet hast. Aber Peter Thiel ist vielleicht ein gutes Beispiel hier. Er ist ja eigentlich ein Ingenieur und Informatiker. Er ist ja kein Ökonom. Ihn treiben ganz andere Dinge an. Was wir, glaube ich, eher sehen, ist das Ende des Neoliberalismus und das ist auch ein Stück weit das Ende dieser wirtschaftspolitischen Vorstellung. Sie ist eigentlich zerbrochen – vielleicht schon 2008 – aber mit Trump und Brexit endgültig. Wir haben aber hochgradig nationalistisch orientierte Politiker, die gewählt worden sind. Der Neoliberalismus ist alles Mögliche, aber kein nationalistisches Projekt. Das verträgt der globale Kapitalismus nämlich nicht. Und Thiel ist deshalb interessant, weil das ja eher die Transhumanisten-Orientierung widerspiegelt: Technologie befreit uns und Technologie ist der Treiber. Also wir sehen eher eine Ablösung der Ökonomik, als eine Leitwissenschaft der letzten hundert Jahre, durch die Informatik und eine radikalisierte Technologisierung. Das ist eigentlich das, was uns im Moment kennzeichnet.

LUTZ BECKER: Ja, das ist spannend und bringt mich auf eine Frage: Wie kann man das lösen? Als wir uns kennengelernt haben, haben wir ja über Gemeinwohl-Ökonomie gesprochen und Formen des gemeinschaftlichen Wirtschaftens. Siehst du da den Königsweg?

---

<sup>15</sup> Peter Thiel ist ein deutschstämmiger US-Technologie-Investor, der unter anderem durch streng libertäre Thesen und die Unterstützung von Donald Trump auf sich aufmerksam gemacht hat.

ANDRÉ REICHEL: Also es gibt keine Silver Bullet. Aber es ist ein Mittel, wo wir da weiterkommen können. Diese Gemeinwohl-Ökonomie und viele Debatten, die da natürlich ablaufen, sind sehr graswurzelorientiert. Da geht es dann von unten auf. Es sind einzelne Akteure, die sich zusammenfinden. Was mir da immer zu kurz kommt, ist die politische Dimension. Wir haben ein bestimmtes politisches System und ein bestimmtes ökonomisches System. Wir haben Institutionen und eine Tradition. Man kann jetzt nicht quasi zurückgehen – vielleicht ist das der falsche Begriff, eher: aus der politischen Sphäre hinaustreten – und sagen, lasst uns wieder gemeinsam Dinge machen, unser Gemüse anbauen und das verändert die Welt. Sicherlich sage ich auch nicht, dass es nicht sinnvoll ist, sich über solche Wirtschaftsformen Gedanken zu machen, und es auch als Experiment zu versuchen. Aber wir reden hier in Deutschland über eine Gesellschaft mit 80 Millionen Menschen plus X. Wir reden über ein hochkomplexes globalisiertes Wirtschaftssystem. Jetzt so zu tun, dass alles besser wird, wenn wir alles auf Gemeinwohl-Ökonomie umschalten, ist, glaube ich, ein bisschen zu simplistisch gedacht. Ich bin auch ein absoluter Vertreter des Ordoliberalismus, also wenn man so will den Neoliberalismus 1.0 der deutschen Prägung.

LUTZ BECKER: Ich glaube, da sind wir uns alle drei einig.

ANDRÉ REICHEL: Das muss man offensichtlich wieder sagen. Sonst zerbricht diese Idee, dass wir Institutionen brauchen, die gesellschaftliches, politisches, wirtschaftliches Leben rahmen und uns damit erst die Freiheit ermöglichen, auch zu tun, was wir wollen, ohne, dass wir dabei alles kaputt machen, was um uns herum ist.

GUNNAR SOHN: Warum begreift das eigentlich Christian Lindner nicht?

ANDRÉ REICHEL: Wenn du ihn fragst, wird er vielleicht sagen, dass er das doch versteht. Na, ich weiß es nicht. Ich verstehe es aus einer sehr parteitaktischen Perspektive, als ob es keine anderen Akteure gäbe oder keinen größeren Zusammenhang. Da ist es natürlich spieltheoretisch wunderbar. Er hat sich immer gerne als Protagonist gegen Merkel positioniert und wird dann vielleicht auch für einige am Rand der CDU oder der AfD wählbar. Also kann er vielleicht sein Stimmpotenzial bei der nächsten

Wahl maximieren. Insofern hat er für die Partei natürlich richtig entschieden. Für den politischen Liberalismus in Deutschland war er aber für mich der Letzte, der kapiert hat, dass die FDP nicht die Heimat des politischen Liberalismus in Deutschland ist.

GUNNAR SOHN: Aber das ist ja schon überraschend, wenn man schaut, in welcher Verpackung er das verkaufen will. In der Verpackung von Modernität und der Wiederbelebung des politischen Liberalismus. Wäre er doch zurückgekehrt mindestens in das Jahr 1971 zu den Freiburger Thesen<sup>16</sup>. Mein Gott, dann wäre er wirklich an der Spitze der Bewegung. Dann wäre er wirklich Avantgarde. Aber was er tut ist ja eher noch ein Rückfall auf den alten Lambsdorff, wobei er dann das Ganze mit einem altliberalen und nationalliberalen Duktus kombiniert.

ANDRÉ REICHEL: Man weiß gar nicht, ob es jetzt ein Zeichen für postideologische oder neoideologische Zeiten ist. Ich weiß es auch nicht so genau. Ich denke auch, wenn man sich die FDP anschaut, Karl-Hermann Flach und die anderen Leute und die ganzen Vordenker, dann ist das natürlich nicht mit den Positionen, die Lindner bringt, zu vereinbaren. Und das ist eigentlich verrückt, weil gerade in so einer Konstellation, wie wir sie diskutiert haben, die CDU und die Grünen zusammen, das wäre natürlich auch eine ganz spannende Konstellation, bei der man aber die ganze Zeit sehr schmerzhaft diskutieren muss, auch als Regierung. Wo dann nicht vornherein klar ist, dass alle hinter einem stehen. Sondern man muss auch als Regierung dann permanent verhandeln. Ich glaube, das hätte dem Land und der politischen Debatte extrem gutgetan. Aber ich glaube eben nicht, dass Lindner und die FDP für Modernisierung stehen – ich glaube das wirklich nicht. Sollten wir eine Minderheitsregierung bekommen – was ich persönlich tatsächlich für die beste Lösung halte – dann würde das der politischen Debatte und auch der Modernisierung des

---

<sup>16</sup> Grundsatzprogramm der FDP der Jahre 1971 bis 1977, das unter Federführung von Helmut Scheel, Karl-Hermann Flach und Werner Maihofer sozialen Liberalismus sowie eine Reform des Kapitalismus postulierte und als Parteiprogramm erstmals mit dem Recht auf eine „menschenswürdige Umwelt“ den Umweltschutz in den Mittelpunkt der politischen Arbeit stellt.

Landes eigentlich ganz gut tun, weil wir dann auf einmal ganz neue Allianzen, auch temporäre Allianzen, finden müssen. Das passt, glaube ich, auch eher in unsere Zeit. Man stellt sich vor, da fügen wir einfach wie bei Lego so eine Koalition zusammen und die steht dann, weil es da keine Differenzen gibt. Nee, ich glaube wir müssen zeigen, wie viele Differenzen es in der Gesellschaft im Moment gibt, wie viele Konflikte gerade aufbrechen, in dieser Umbruchszeit. Aber ich habe noch ein bisschen Hoffnung, dass Steinmeier die SPD<sup>17</sup> nicht für eine große Koalition überreden kann.

LUTZ BECKER: Ich glaube, das wäre im Moment nicht die richtige Lösung. Ich wollte gerne nochmal auf das Thema Ökonomie zurückkommen. Ich glaube auch, dass wir im Moment quasi in die Postwachstumsökonomie reinfallen, weil wir sehen, dass viele Märkte gesättigt sind, dass sie nur noch durch Umverteilungsprozesse funktionieren. Man braucht ja nur in die Innenstädte zu gehen und man sieht dort nur noch die Ketten. Du bist gerade in Karlsruhe: Da haben wir auf der Kaiserstraße, ich glaube, 96 Prozent Filialisierungsquote und das sieht ja in anderen Städten auch nicht anders aus. Es gibt entweder die großen Einheiten oder gar nichts und das ist ja schon ein Zeichen für eine Lage im Postwachstum.

ANDRÉ REICHEL: Zum einen, vielleicht ganz vorne weg, man darf auch der Politik nicht zu viel zumuten. Also die Steuerungsfähigkeit der Politik in einer komplexen Gesellschaft ist natürlich extrem überschaubar. Also sollte man jetzt nicht so tun, dass man nur Politik machen muss und dann wird alles wieder besser – das ist auch zu einfach gedacht. Sicherlich gibt es aber einige Stellschrauben, wo man ansetzen kann.

Bei der Diskussion um die Arbeitszeit, die jetzt wiederkommt – die interessanterweise auch von Gewerkschaften wiederentdeckt wird – glaube ich, dass das Thema Arbeitszeitverkürzungen doch ein Thema ist, bei dem man stärker nachdenken muss. Viele Leute wollen weniger arbeiten, natürlich ist das dann nicht eins zu eins machbar, aber ich glaube hier ließe sich ein intelligentes System von Arbeitszeitverkürzung hinbekommen. Ein System, das tatsächlich auch unter schwachen Wachstumsbedingungen oder Schrumpfungsbedingungen Arbeit sichern hilft und gleichzeitig

---

<sup>17</sup> Das Gespräch wurde 2017 im Umfeld der Bundestagswahl geführt.

aber die Leute auch ein bisschen zeitlich entlastet. Das ihnen tatsächlich auch Möglichkeiten gibt, sich jenseits des mitarbeitenden Status oder des konsumierenden Status vielleicht auch wieder in der Freizeit anders zu engagieren. Das wäre, glaube ich, ein Punkt, wo wir hingehen müssten. Welche Rolle spielt denn Arbeit in der Gesellschaft und was meinen wir damit? Nach 500 Jahren Protestantismus ist es auch mal ganz gut den Arbeitsfetisch ein bisschen zu hinterfragen und zu überlegen, ob nur die Erwerbsarbeit als Arbeit gelten darf. Also das wäre für mich mal ein Punkt, den man angehen sollte.

LUTZ BECKER: Also ich glaube, dass es im Moment wirklich relativ schwer durchzusetzen ist. Gerade die deutsche Wirtschaft läuft im Moment auf Hochtouren, freundlich formuliert. Sie ist kurz davor zu überhitzen, wenn wir so weitermachen. Wir finden keine Arbeitnehmer mehr. Ich weiß, dass die Firmen große Probleme haben, gerade handwerklich orientierte Mitarbeiter zu bekommen, Nachfolgeprobleme und so weiter. Da gibt es natürlich im Moment schon akute Probleme. Andererseits müssen wir natürlich sehen, dass wir eine Rationalisierungswelle bekommen werden und ich glaube, dass es jetzt wirklich an der Zeit ist, darüber nachzudenken, wie wir Arbeit verändern. Das kann ja Tagesarbeitszeit, Wochenarbeitszeit, Jahresarbeitszeit, Lebensarbeitszeit sein. Aber ich glaube, dass wir wirklich über andere Modelle nachdenken müssen. Wenn gleich jetzt gerade die EU über die 60 Stunden Woche nachgedacht hat beziehungsweise da einen entsprechenden Rahmen geschaffen hat.

ANDRÉ REICHEL: Ja, das ist natürlich jetzt albern. Und Lutz, jetzt sind wir wahrscheinlich hinter der Bugwelle des Bogens angelangt. In zwei Jahren reden wir über eine andere Welt, auch in Europa über eine andere Wirtschaftswelt. Wir sehen ja gerade eher so, dass diese Aufschwungphase, wie du sagtest, überhitzt in Deutschland, aber auch sonst in der EU. Das heißt der Kern der nächsten Rezession ist immer im Boom schon enthalten. Und ich glaube, dass wir einen langen Blick benötigen, was wir in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren mit der Arbeitszeit machen.

Weißt du, John Maynard Keynes hat gedacht, dass wir jetzt im 21. Jahrhundert nur noch fünfzehn Stunden die Woche arbeiten, weil das ausreicht. Und er hat ja Recht. Wir brauchen ja auch nicht mehr zu arbeiten,

um diesen Lebensstandard zu haben, der ist ja da. Wenn wir alle zehn bis fünfzehn Prozent weniger arbeiten würden, wäre der immer noch da. Also viel mehr als wir noch in der Uni waren – das ist bei euch vielleicht ein bisschen länger her als bei mir – aber das ist ja trotzdem noch derselbe Wohlstand. Das ist ja so marginal, was da dazugekommen ist letzten Endes. Also bei dieser Debatte handelt es sich dann tatsächlich auch um die Frage, was macht eigentlich das gute Leben aus? Und ich glaube kein Mensch will mehr arbeiten und kein Mensch will in den bestehenden Verhältnissen bis 70 oder 75 arbeiten. Ich glaube jeder möchte gerne produktiv tätig sein, solange er oder sie es kann, aber das muss nicht zwingend in klassischen Erwerbsarbeitsformen stattfinden.

Nämlich jenseits der 50 und 55 wirst du eigentlich nicht mehr eingestellt, wenn du den Job verlierst. Das heißt dieses Mehr-Arbeiten ist eher so, dass wir das noch mehr massieren bei den Leuten, die zwischen 30 und 50 sind, dass da die Last erhöht wird. Und alle anderen, die Jungen und die Älteren fallen raus aus dem System. Das ist ja auch unter Generationen-Gerechtigkeitsfragen irrsinnig. Aber das ist sicherlich auch so ein Kernpunkt. Natürlich helfen Arbeitszeitverkürzungen auch unter schwachem Wachstum oder Schrumpfung einfach den Bestand an Beschäftigung hochzuhalten. Es wird nicht anders gehen, sonst haben wir da wirklich ein Problem. Aber ich denke gleichzeitig – wenn wir bei der Arbeit mal bleiben – du hast vorher Digitalisierung genannt und auch die Frage, welche Arbeitsplätze wegfallen könnten. Ich denke auch hier muss man sich überlegen, was machen wir eigentlich mit diesem großen Potenzial an freier Zeit, das damit möglich ist. Für viele ist es natürlich erstmal eine Angstdiskussion – oh Gott, ist das auch mein Job? – und ich glaube, da muss man sich wirklich sehr gut überlegen, was das für soziale Sicherungssysteme heißt. Brauchen wir ein Grundeinkommen oder brauchen wir etwas anderes? Und man ist ja nicht nur im Unternehmen oder in einem Job produktiv tätig, der Geld bringt. Man ist ja auch in vielfältigen anderen Zusammenhängen produktiv tätig. Die ganzen Aktivitäten, die du in der sogenannten Caring Economy verbindest, wo du dich kümmerst um deine Kinder, um deine Eltern, deine Nachbarn: Das ist ja auch etwas, das einen unglaublichen wirtschaftlichen Wert hat, ohne den ja, wenn man so will, die Formalwirtschaft gar nicht funktionieren könnte. Ich

glaube, dass wir auch diese Tätigkeiten ganz anders bewerten müssen. Und dann sind wir dabei, wie man soziale Sicherungen in so einem Kontext organisiert.

GUNNAR SOHN: Wäre vielleicht auch ein Punkt, dass man Arbeit wieder neu organisiert oder zurückführt auf alte Formen. Wie beispielsweise, dass Wohnen, Arbeiten und Leben wieder zusammengeführt wird. Christoph Schmidt hat den Begriff des Ateliers eingeworfen beziehungsweise Co-Working Spaces fallen ja auch in die Richtung. Das sind jetzt immer nur so einzelne Maßnahmen, die es vor allen Dingen dann natürlich in Städten wie Köln, München, Berlin, Hamburg etc. gibt. Aber wären das vielleicht auch Modelle für die Fläche? Dass man stärker auf dezentrale Konzepte setzt, auch weg geht von der Mobilität und von Mobilitätsanforderungen und einfach auch eine andere Kultur des Arbeitens wieder entwickelt?

ANDRÉ REICHEL: Also ich denke, dass sicherlich für einige oder vielleicht sogar für immer mehr Arbeiten genau solche Möglichkeiten existieren. Und da hilft die Digitalisierung natürlich auch, weil sie uns mit Werkzeugen und Möglichkeiten versorgt, dass wir überall letzten Endes arbeiten können. Also du weißt ja gar nicht, wenn jemand am Strand sitzt, ob er jetzt ein Buch liest oder ob es eigentlich ein Tablet ist und er gerade jetzt arbeitet. Das heißt, diese Möglichkeiten sind da. Ich denke vor allem auch diese Co-Working Spaces, die du Gunnar genannt hast, sind da für mich ein spannendes Experimentierfeld, weil sie immerhin dir noch ein bisschen soziale Strukturen und Kontakt ermöglichen. Inwiefern das natürlich für welche Arten von Arbeit anwendbar ist und welche Nebeneffekte das hat, ich glaube das wäre auch ein Forschungsfeld, mal zu schauen was hier passiert. Diese klassische Arbeitswelt, die wir jetzt haben, löst sich schon seit 30 Jahren auf. Diese klassische Arbeit ist irgendwo in der Fabrik oder im Büro: Darüber sind wir hinaus. Ich habe pflgende oder erzieherische Tätigkeiten genannt. Das sind Tätigkeiten, bei denen, glaube ich, Künstliche Intelligenzen eher unterstützend sein werden, aber nicht die Hauptsache. Da wird es weiterhin Menschen brauchen. Die Frage ist, welche Ausbildung brauchen die? Und kriegen wir die Ausbildungssysteme so hin, dass die auch Menschen entsprechend ausbilden und auch entsprechend weiterbilden und umschulen helfen, letzten Endes. Also ich

glaube, das wird auch noch mal eine ganz große Herausforderung sein die uns in den nächsten Jahren bevorsteht.

GUNNAR SOHN: Ja ich glaube, dann kommen wir zur zweiten Frage: Welche Zukunft siehst du?

ANDRÉ REICHEL: Ich glaube es wird der Menschheit gelungen sein, das Allerschlimmste zu verhindern. Wobei ich davon ausgehe, dass, wenn ich dann mal in meinen 70ern bin oder bisschen älter – vielleicht so in den 2040ern oder 2050ern – wir in Richtung zwei Grad und ein bisschen mehr gehen, was das Weltklima angeht. Vielleicht gelingt es uns tatsächlich es ein bisschen darunter zu halten. Aber eigentlich glaube ich, dass das passieren wird.

Nichtsdestotrotz glaube ich, dass wir eine andere Wirtschaft und auch ein anderes Wirtschaftsverständnis vor uns haben. Das ist das, was ich hoffen möchte, um mit Kant zu sprechen. Was darf man hoffen?

Das bedeutet, dass wir eine Wirtschaft und eine Gesellschaft haben, die eben nicht mehr primär auf Wachstum fixiert ist. Die einen großen zweiten Teil neben der Marktwirtschaft hat. Eine Art von ziviler Wirtschaft, die ein zweites Standbein ist, um die Probleme, die mit nachlassendem Wachstum oder Kontraktion verbunden sind, auch abzufedern. Das sehe ich als meine Hoffnung an – und dass wir in so einer, ich sage mal bunteren Wirtschaft leben. Vielmehr Zivilgesellschaft, die in Aktivitäten liegt, viel mehr Funktionen erfüllen, als sie es jetzt letzten Endes tun. Und das alles immer noch mit dem Grundgesetz von 1949.

LUTZ BECKER: Das ist eine interessante Frage, denn welche Instrumente hat denn der Staat? Ich meine wir haben ein wunderbares Instrument, das heißt Steuer. Und bei der Steuer, wenn man es richtig denkt, geht es um das Steuern. Das heißt negative Effekte wegsteuern und positive Effekte ansteuern. Ich könnte mir vorstellen, dass CO<sub>2</sub> zu besteuern dringend auf der Agenda steht. Ich denke auch daran, bestimmte Formen der Transaktion stärker zu besteuern. Ich finde wirklich faszinierend, was Uwe Lübbermann, der Gründer von Premium Cola, mal Anti-Mengenrabatt genannt hat – dass man in dem Sinne auch große Transaktionen stärker besteuert als kleine. Warum bezahle ich eigentlich für das Brötchen, das

ich kaufe, möglicherweise mehr Steuern, als wenn ich als Investor ein Haus oder gar eine ganze Siedlung kaufe? Das sind natürlich wichtige Aspekte: Warum bezahlt der kleine Schreiner unterm Strich einen viel höheren Steuersatz als Ikea? Das sind natürlich alles Bereiche, wo wir die uns zur Verfügung stehenden Steuerungsmechanismen klüger anwenden könnten.

ANDRÉ REICHEL: Ich denke, dass wir so ein Element brauchen. Stichwort: Ökologische Steuerreform, die kostenneutral für die Produzenten und Konsumenten daherkommt. Ich denke, dass das ein Mittel ist, was natürlich absolut wichtig ist und auch mit völlig marktwirtschaftlichen Mitteln dann auch die Anreize einfach anders stellen könnte. Das wäre für mich ein entscheidender Punkt, den man ganz egal wie es jetzt weitergeht, auch angehen könnte. Ich denke auch, dass letzten Endes breite Mehrheiten im Parlament da wären. Man muss sich immer anschauen, wer die Gewinner und wer die Verlierer sind. Welche der Verlierer will man abfedern und welche eher nicht?

An der Stelle muss man sich dann auch wieder das Thema Einkommen anschauen und sich überlegen, welche Entlastungen an anderer Stelle sinnvoll sind. Lasst uns doch auf Bus- und Bahntickets in Deutschland eine Mehrwertsteuer abschaffen. Für den Nahverkehr in den Städten wäre das eine Preisreduktion um schlagartig sieben Prozent, für den Fernverkehr um 19 Prozent. Da hätten wir eine ökologische Lenkungswirkung. Man kann dann immer noch gerne CO<sub>2</sub> Steuern erheben. Ein großer Anreiz wäre auch, sich für andere Mobilitätsträger mit zu entscheiden. Das sind sicherlich wichtige Punkte, die der Staat setzen kann. Oder das, was die Schweden versuchen, mit der Abschaffung der Mehrwertsteuer auf Reparaturen. Auch wieder so ein kleiner Effekt, den man im Steuersystem machen kann, der natürlich aber nur dann etwas bringt, wenn man gleichzeitig das Thema Produkthaftung, Kreislaufwirtschaftsgesetz auch noch ein bisschen erweitert und da wirklich einen Hebel ansetzt. So kommen wir schon auch zu einem anderen Wirtschaftsverhalten und vielleicht auch zu einer Wirtschaft, wo Produkte dann auch nicht mehr als Wegwerf-Produkte designed werden, sondern, dass wir sie auch wirklich länger nutzen können. Das würde wieder allen zu Gute kommen – gerade auch den Einkommensschwächeren.

LUTZ BECKER: Wenn man Steuerschlupflöcher schließen könnte – die Themen CumEx und Paradise Papers hatten wir ja vor nicht langer Zeit –, dann könnte man auch nochmal um zwei Prozent die Mehrwertsteuer senken. Das merken wir dann bei jedem Brötchen.

ANDRÉ REICHEL: Ja eben. Aber hier braucht man tatsächlich den Rechtsrahmen seitens der EU dafür: Ich hoffe doch sehr, dass man das hier auch in der Politik hinbekommt und auf der europäischen Ebene, die dann auch durchaus Sogwirkung und ein Stück weit Ausstrahlung hat. Im Zweifelsfall müsste man halt immer die Transaktionen am Ort der Entstehung besteuern, also da wo jemandes Geld dann quasi losschickt – dann müsste man dort zugreifen und nicht warten, bis er es woanders hinbringt und dann ist es leider weg aus unserer Jurisdiktion. Wobei da gibt es so viele fixe Leute im Finanzministerium – ich kann mir nicht vorstellen, dass da ein deutscher Bürokrat nicht auf eine gute Idee kommt.

LUTZ BECKER: Hoffen wir es.

GUNNAR SOHN: Aber wenn man an die Kreislaufwirtschaft sieht, sollte dann auch generell auf Steuerlösungen zurückgegriffen werden? Ich meine wir sind ja bei der Kreislaufwirtschaft irgendwie bei der Verpackungsverordnung und beim Elektronikschrott stehen geblieben, obwohl der Grundgedanke richtig war, der von Klaus Töpfer eingeführt wurde – also die Produktverantwortung, dass die Umweltkosten in den Marktpreis reinkommen. Aber so richtig gelungen ist dies mit den zwei Modellen nicht.

ANDRÉ REICHEL: Natürlich hat ein rein marktwirtschaftlicher Ansatz, also über Steuern und Preismechanismen, auch irgendwo Grenzen. Da braucht es dann manchmal Ordnungsrecht und man muss Dinge einfach klar vorschreiben. Stichwort EU: Die Ökodesign-Richtlinie ist für mich ein Ansatzpunkt, mit deren Hilfe man vorschreiben kann, nach welche Kriterien Produkte designed werden. Man könnte sich dann auf der anderen Seite überlegen, dass man wirklich EU-weit auch eine Rücknahmeverordnung hat, dass jedes Produkt zurückgenommen werden muss und zu 100 Prozent recycelt werden kann. Und man kann sogar vielleicht vorschreiben – ich meine der Grundsatz bei Ökodesign ist ja klar: Repair vor Reuse vor Recycling. Also am besten erst einmal nicht reparieren müssen, weil

es ewig lang hält, dann reparieren, dann möglichst Komponenten weiter benutzen können und erst zum Schluss Recycling. Beim Recycling muss man dann auch vielleicht vorschreiben, dass thermisches Recycling nicht dazu gehört. Wenn manche sagen, wir machen doch 100 Prozent Recycling – ja, wenn man es halt verbrennt! Das ist für mich nicht Recycling! Das müsste explizit rausfallen und die Quote verringern. Ich denke, dass das wichtige Punkte sind, für die wir auch das Ordnungsrecht weiter entwickeln müssen. Aber das kennen wir sogar schon: Es gibt ja diese Gesetze, wie die Elektroschrottverordnung, das Kreislaufwirtschaftsgesetz, die Ökodesign-Richtlinie. Es ist eher eine Frage, das jetzt offensiv weiterzuführen und vor allem auch zum Bestandteil von internationalen Freihandelsabkommen zu machen – dass diese Richtlinien natürlich auch für Produkte gelten, die in die EU importiert werden. Ich glaube, mit solchen Gesetzen könnte man dann wirklich eine gewisse Sogwirkung haben.

GUNNAR SOHN: Vor allen Dingen – das hatte ich ja auch einmal in einem Szenario beschrieben – ist es ja für die Zukunft gar nicht so unrealistisch, dass die Produkte ja auch mit Ökointelligenz aufgeladen werden können. Also wenn wir vom Internet der Dinge sprechen, dann kann man das auch zum Bestandteil der Kreislaufwirtschaft machen. So, dass diese Produkte – selbst eine Verpackung, selbst Milchküchlein – eine eigene Identität bekommen und dann auch eine perfekte Kreislaufwirtschaft organisierbar wäre.

ANDRÉ REICHEL: Also ich denke, das ist etwas, was auf jeden Fall auch notwendig sein wird. Da stellt sich dann aber natürlich auch immer wieder die Frage – ich will jetzt nicht der Bedenkenträger sein -, ob die Milchtüte dann weiß, was bei mir im Haus los ist? Aber ich glaube, dass diese Fragen technisch lösbare Fragen sind. Hier kann die Digitalisierung auch etwas Positives bewirken. Ich denke auch, dass die Digitalisierung insgesamt ebenfalls eine Kreislaufführung erfordert. Wir brauchen ja unglaublich viele Metalle für diese neue digitale Wirtschaft. Also vor kurzem hat jemand von IBM auf einer Veranstaltung gesagt, dass Daten das Öl des 21. Jahrhunderts sind. Ich habe dann gesagt, nein Metalle sind das Öl des 21. Jahrhunderts, weil unglaublich viele Edelmetalle und seltene Erden in diesen Produkten stecken. Das heißt, dass diese Digitalisierung ja nicht irgendwo ist, sondern sie ist extrem physisch – ganz klassisch physisch.

Und diese Metalle, die zum Teil dann wirklich unter ganz schwierigen Bedingungen abgebaut werden, auch sozial – wenn wir schauen in welchen Ländern sie abgebaut werden, was für Regime da tätig sind und wie die Leute dafür leiden müssen – dann ist es wirklich eine Pflicht zu sagen, dass wir dieses Material möglichst lange in Kreisläufen halten. Ohne hier auch gesetzgeberisch Vorschriften zu machen, kann eine Digitalisierung diese Hoffnungen, dass damit auch viel ökologische Nachhaltigkeit möglich ist, nicht erfüllen. Wir müssen das gleich von Anfang an die richtig aufbauen und es wirklichen nutzen, um hier zu ganz anderen Geschäftsmodellen der Kreislaufführung zu kommen.

LUTZ BECKER: Ich würde sagen, dass wir dann zur dritten Frage übergehen.

GUNNAR SOHN: Ja! Was würdest du tun, wenn du König von Deutschland wärst?

ANDRÉ REICHEL: Das will ich gar nicht sein, das ist ja eine komische Frage.

GUNNAR SOHN: Das sagen immer alle (lacht).

ANDRÉ REICHEL: Das ist glaube ich schon komisch, weil es heißt, dass dann alles, was ich denke, was richtig ist, auch Gesetz werden würde.

GUNNAR SOHN: Ja, im Sinne von Rio Reiser.

ANDRÉ REICHEL: Okay also, ich versuche mal möglichst wenig Schaden anzurichten. Zum einen, ich würde tatsächlich ein paar fixe Beamte auf das Thema Kreislaufwirtschaftsgesetz ansetzen. Ich würde genauso eine Ökosteuer auf CO<sub>2</sub> einführen. Ich würde mal schauen, dass wir uns im EU-Bereich das Thema Finanztransaktionen nochmals genauer anschauen. Ich würde den Politikern verbieten das Wort Wachstum in den Mund zu nehmen.

Sie müssen bei der Problemlösung andere Begriffe verwenden, als Wachstum. Da bin ich vielleicht ein bisschen diktatorisch, aber ich bin ja König. Ich würde aber auch meinen Untertanen dann die ganze Zeit sagen, „Liebe Leut’, dieses Land ist euer und Politik ist nicht delegierbar.“

Natürlich muss es zum Teil delegiert werden, aber die politische Sphäre ist die Sphäre des Öffentlichen – das heißt: „Ihr müsst auch Verantwortung übernehmen und zwar für alles, was ihr tut. Als König bin ich immer gern bereit zu helfen, aber letzten Endes kommt es auf euch an“. Ich glaube, das müssen wir uns auch immer wieder selber sagen: Wir können ja was machen! Es ist ja nicht so, dass wir machtlos sind, aber wir lassen uns vielleicht manchmal zu sehr in so eine Konsumentenhaltung verfallen und ich glaube, das müsste ein König die ganze Zeit sagen: „Liebe Leute, Ihr könnt etwas tun“.

GUNNAR SOHN: Also dann ist ja Christian Lindner raus aus dem Spiel, weil er ja ständig von Wachstum redet. Aber da du ja als König von Deutschland jetzt auch entscheiden kannst, wer Kanzlerin oder Kanzler wird und ob es zu einer Minderheitsregierung kommt, kannst du vielleicht jetzt auch diese Frage aus dem Netz beantworten: Welche Minderheitsregierung sollte denn von wem mit welchem Ziel gebildet werden, lieber König?

ANDRÉ REICHEL: Naja, jetzt bin ich wieder so der Demokrat, der sagt, dass es die Person ist, die die meisten Stimmen im Bundestag kriegt. Im Moment würde das Angela Merkel sein. Und die CDU, wahrscheinlich die Partei, die sich in der Tat in den letzten Jahren am deutlichsten neu positioniert hat, wo diese Repositionierung auch abgeschlossen ist, ist wahrscheinlich auch am besten dazu geeignet.

Und diese Regierung ist ja immer stabil. Es wird auch keinen Kanzlersturz geben können, denn dann müsste sich ja quasi eine Allianz finden, die einen anderen Kanzler zur Mehrheit wählt. Als König könnte ich das natürlich auch immer verhindern, aber würde ich das machen? Also das wäre für mich natürlich ganz klar, dass das was jetzt da passieren wird und die CDU müsste sich dann wechselnde Mehrheiten suchen. Ich glaube, dass man ambitionierte Klimaschutzpolitik, zum Beispiel mit den Grünen und auch Teilen der LINKE durchsetzen kann. Man kann vielleicht beim Thema Bürgerrechte auch mit den Grünen und der FDP was machen. Aber das wären alles wechselnde Mehrheiten, die dann auch ganz interessant im Parlament zu Diskussionen führen würden. Vor allem: Wir

würden dann auch sehen, dass die einzelnen Abgeordneten wieder wichtiger werden. Denn in so einer Situation gibt es ja keine Lager, die dann stehen müssen, sondern das ist fluide. Ich glaube, dass das für den Parlamentarismus und die demokratische Debatte gut sein würde. Dann würde man merken, „Moment die sind nicht alle gleich – und selbst die Parteien sind nicht in sich gleich, sondern haben große Unterschiede“. Und wenn das mal eine Weile läuft, glaube ich, sehen wir auch ja welche neuen Koalitionen sich dann eigentlich bilden. Und dann kann man neu wählen, ja dann weiß man nämlich ungefähr, o. k. jetzt hat sich was herausgebildet. Jetzt weiß man auch als Bürgerin und als Bürger, was die eigene Stimme wert ist, wenn man jemanden wählt. Im Moment würden Neuwahlen nichts bringen.

GUNNAR SOHN: Aber das ist ja auch vielleicht der Vorteil, den man gesehen hat am Scheitern der Sondierungsgespräche bei der letzten Wahl, die in meinen Augen schon Koalitionsverhandlung waren. Mit der Jamaika Koalition. Man begreift jetzt endlich, wo die Unterschiede sind und warum ich auf Dauer nicht mehr FDP wählen werde. Das ist doch auch schon einmal ein guter Punkt.

ANDRÉ REICHEL: Das hat das sicherlich auch bei vielen für Ernüchterung gesorgt, die vielleicht auch FDP gewählt haben aus der liberalen Verbundenheit, die man mit der Partei verspürt hat und sich dann immer an die großen Namen der Vergangenheit erinnert hat. In der Zwischenzeit ist es eben klar, dass die FDP gerade auch in einer Repositionierung ist. Welche Art des Liberalismus sie voran trägt – ich hoffe ja nicht, dass es so ein deutschnationaler ist -, aber es kann schon sein, deutschnational und digital. Ich weiß nicht, ob jemand das wählt, aber das scheint der Weg da zu sein. Insofern ist es eben interessanter zu sehen, was jetzt aufbricht und werden die Parteien in ein oder zwei Jahren noch genauso ausschauen wie jetzt? Es kann ja auch sein, dass sich dann auch Verschiebungen bei den Wählern auftun, dass sich auch Aus- und Übertritte dann auftun. Also ich glaube, da wäre so eine Minderheitsregierung, die viel Flexibilität erfordert, auch ganz spannend für so etwas.

GUNNAR SOHN: Dann noch eine Frage an König André I.: Warum ist aus ökonomischer Sicht eine stabile GroKo kein taugliches Regierungsmodell in der aktuellen Lage?

ANDRÉ REICHEL: Will man die SPD denn völlig kaputt machen? Ich meine, das kann man natürlich tun, dann sind sie bei zehn Prozent angelangt. Also ich sehe es einfach nicht, weil die SPD nicht genau weiß was Sozialdemokratie im 21. Jahrhundert noch soll. Man sagt immer Gerechtigkeit. Hat aber nicht verfangen offensichtlich, weil die Leute es nicht so ungerecht finden in diesem Land. Vielleicht müsste man – das hatte der Peter Unfried so schön gesagt – mal anfangen, das Thema soziale Gerechtigkeit nicht von einem steigenden Mindestlohn, sondern von einem steigenden Meeresspiegel aus zu denken. Was heißt es dann? Also ich glaube die SPD als eine internationale Gerechtigkeitspartei, auch gut in der sozialdemokratischen Tradition verhaftet, wäre vielleicht eine interessante Neuerfindung. Doch das kriegt sie nicht hin, wenn sie wieder in einer Regierung ist. Ich glaub da sind noch Aushandlungsprozesse innerhalb der Parteien vonnöten und vielleicht werden dann bei einer Minderheitsregierung der eine Teil der SPD mal mit dieser Regierung stimmen und der andere eher nicht, weil sie das nicht so sehen. Also ich glaube die SPD muss sich da erst einmal Klarheit schaffen. Ansonsten fürchte ich, dass die Partei bei einer neuen großen Koalition in vier Jahren einfach völlig bedeutungslos wird.

GUNNAR SOHN: Ja, hat der König sonst noch etwas an seine Untergebenen mitzutragen?

ANDRÉ REICHEL: Nee liebe Leute, also: Arsch hoch! Politik ist, wenn alle mitmachen. Und vielleicht auch ein bisschen Mut. Die German Angst scheint ja eher der Vergangenheit anzugehören – vielleicht gibt es ja wirklich einen German Mut, dass man die Zukunft auch wirklich aktiv gestalten kann. Aber nicht, indem man sich in eine Schmollecke zurückzieht oder indem man dieselben Rezepte, die seit 40 Jahren nicht funktionieren, wieder betet. Mut und Fantasie, das würde ich meinen Untertanen wünschen, bevor sie mich zum Schafott führen.

GUNNAR SOHN: Ja prima, das ist ein gutes Schlusswort. Und ich würde mal sagen, da können wir jetzt Schluss machen. Vielen Dank, André.

# Veränderungen experimentieren

## *mit Uwe Schneidewind*

Ein Gespräch mit Professor Uwe Schneidewind über Utopien und Reformbedarf in den Wirtschaftswissenschaften und Fragen des guten Lebens im gesellschaftlichen Wandel.

Soll die Rede von utopischer Wissenschaft sein, kommt man nicht umhin, Uwe Schneidewind zu Rate zu ziehen. Der ehemalige Präsident der Carl-von-Ossietzky Universität in Oldenburg und des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie erforscht Wege zur nachhaltigen Entwicklung und arbeitet dabei eng mit Politik, Wirtschaft und gesellschaftlichen Organisationen zusammen. In diesem Gespräch erfahren wir, wie viel Utopie wir in der Gesellschaft brauchen, warum das Experimentieren dabei eine wichtige Rolle spielt und was jeder Einzelne tun kann, um ein wenig die Welt zu retten.

Der gebürtige Kölner studierte Betriebswirtschaftslehre an der Universität zu Köln. Nach einer Tätigkeit in der Unternehmensberatung promovierte er am Institut für Wirtschaft und Ökologie in St. Gallen, wo er sich auch habilitierte. 1998 wurde er als Professor für Produktionswirtschaft und Umwelt an die Carl von Ossietzky Universität Oldenburg berufen, wo er 2004 bis 2008 als Präsident wirkte. Schneidewind gestaltete über zehn Jahre die Geschicke des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie in Wuppertal als dessen Präsident und wissenschaftlicher Geschäftsführer, zudem hat er eine Professur für „Innovationsmanagement und Nachhaltigkeit“ an der Bergischen Universität Wuppertal.

Unter anderem ist Schneidewind zudem Mitglied des Club of Rome, Vorstandsmitglied der Vereinigung für ökologische Wirtschaftsforschung (VÖW) sowie Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU).

2020 legte Schneidewind sein Mandat am Wuppertal Institut nieder, um sich mit den Stimmen der Grünen und der CDU als Kandidat für das Amt

des Oberbürgermeisters der Stadt Wuppertal aufstellen zu lassen, welches er nach erfolgreicher Wahl am 2. November 2020 antreten konnte.

Als Wirtschaftswissenschaftler steht Uwe Schneidewind bestimmten Ausprägungen der Ökonomie höchst kritisch gegenüber. Gerade die scheinbaren ökonomischen Selbstverständlichkeiten geraten in der politischen Debatte immer mehr in die Defensive. Sollte sich ein Gemeinwesen ökonomisch nicht ganz anders organisieren können, als das aktuell der Fall ist, fragt sich Schneidewind. Gerade die Zeit nach der Finanzkrise habe man nicht optimal genutzt und keine zufriedenstellenden Antworten auf die Frage, was damals in der Krise eigentlich falsch gelaufen ist, gesucht. Die Frage, wie wir uns die ökonomische Organisation von modernen Gesellschaften so vorstellen, dass sie mehr Gerechtigkeit erzeugen und ökologische Frage mit integrieren ist für Schneidewind sowohl in den politischen als auch ökonomischen Diskursen zu kurz gekommen. Er spricht sich dafür aus, den Möglichkeitsraum mit Hilfe von Experimenten und Reallaboren auszuweiten. Statt Ursachen zu identifizieren und Antworten zu finden, habe man bislang dagegen mehr das „weiter so“ legitimiert.

Doch wie können Utopien in der Ökonomie ihre Potenziale entfalten? Utopien setzen für Schneidewind eine ganz eigene Kraft frei zu. Die Utopie sei für einen guten Wissenschaftsbetrieb so wichtig, weil dabei erst für gesellschaftlich relevante Fragen und deren Beantwortung sensibilisiert werde.

Sorgen machen ihm sogenannte “Alternative Facts”, die als wirklicher Weckruf für die Wissenschaft gesehen werden müssen. Schneidewind mahnt, dass es nicht allein damit getan sei, dass die klassische Wissenschaft wieder faktischer werde. Es gäbe eine Vielzahl an Einflussvariablen und Beziehungen, die nicht mehr nur durch die rein geschlossenen analytischen Modelle der Ökonomie erschlossen werden können. Stattdessen müsse sich die Ökonomie verstärkt an den Geschehnissen in der Welt orientieren. Wissensintegration muss eine ähnliche Wertigkeit bekommen, wie ein hoch ausdifferenziertes mathematisch-analytisches Modell über ökonomische Mechanismen.

Für die moderne Ökonomie sei zudem ein Einbeziehen des historischen Rahmens unumgänglich. „Man bekommt den Eindruck, dass die heute praktizierte Ökonomie geschichtszeitlos ist“, erklärt der Wirtschaftswissenschaftler. In seinen Augen sei dies aber ein großer Fehler, denn wissenschaftliche Theoriebildung passiere gerade in bestimmten historischen Kontexten. Die beobachtete Realität sei immer auch ein Tun, das durch Menschen in Gesellschaft für die Gestaltung von Gesellschaften passiere, führt er weiter aus.

Die junge Generation spüre nach Schneidewind natürlich genau, dass man mit der klassischen Ökonomie an bestimmte Grenzen käme und andere Zugänge braucht, um zu verstehen, wo dort die Verwerfung sind. Auf die Frage, welche nahe Zukunft der Wirtschaftswissenschaftler sehe, plädiert Schneidewind dafür, sie müsse menschliche Gemeinschaft so organisieren, dass jedem Menschen die gleiche Würde zukommt.

Man müsse in den nächsten Jahren und Jahrzehnten erheblichen Turbulenzen erwarten, die allerdings dafür notwendig seien, um dann eine menschenwürdige und menschengerechte Demokratie zu schaffen. Eine weitreichende Veränderung geht für Schneidewind auch immer einher mit der Frage, ob eine nachhaltige Gesellschaft gelingen könne und diese Synthese dann gerade in urbanen Räumen ausprobiert werde, mit Experimenten und einem begleitenden Lernen. Dabei lasse sich erfolgreich beobachten, wie eng technologische Umbrüche mit ökonomischen Umbrüchen und sozialen Bewegungen miteinander verbunden seien.

Folgt man Schneidewinds Appell, eine experimentierende Gesellschaft zu werden, dann erzeugt dies vermutlich ein neues Nachdenken über die Organisation des Sozialstaats. Erschaffen wir mal eine Utopie, in der Uwe Schneidewind König von Deutschland wäre, worauf müsse man sich gefasst machen? „Die Grundfeste und die Stabilität freiheitlich-demokratischer Ordnung weiterhin zu gewährleisten“, habe für „König“ Uwe Schneidewind oberste Priorität. Und natürlich wolle er dafür sorgen, dass die Würde jedes einzelnen Menschen nicht infrage gestellt werde und auf die Entfaltungsmöglichkeiten durch Bildung, durch Gesundheit und Grundversorgung jedes Menschen geachtet werde. König von Deutschland bedeute für den Wirtschaftswissenschaftler auch, die Fragen, die die

Menschen bewegen, als Ausgangspunkt dafür zu nehmen, mit den Menschen auf Augenhöhe an Antworten zu arbeiten. Dies funktioniert nur, wenn die Wissenschaft wieder sehr viel stärker bei dem Einzelnen ist. Beispielsweise könnte man sich vielleicht schnell rein technisch Klima CO<sub>2</sub>-neutrale Quartiere vorstellen. Es zähle dabei aber auch, dass die Menschen dafür begeistert werden, sich darauf einzulassen. Und so sei die eigentliche Herausforderung doch, „nicht am grünen Tisch auszurechnen, dass es einen rein technologischen Ansatz benötige, um die Welt zu retten. Denn am Ende müssen wir als Menschen diese zusammen retten“, so der Wirtschaftswissenschaftler. Uwe Schneidewind erschafft damit eine Utopie, die gar nicht so utopisch klingt....

GUNNAR SOHN: Wir haben drei Fragen, die wir abarbeiten: (1) Was bewegt dich? (2) Welche Zukunft siehst du? (3) Was würdest du machen, wenn du König von Deutschland wärst? Beginnen wir mit der ersten Frage: Was bewegt dich?

UWE SCHNEIDEWIND: Ja, was bewegt mich? Gerade als Leiter eines großen Nachhaltigkeits-Think-Tanks. Als Wuppertal Institut, erforschen wir Wege zur nachhaltigen Entwicklung. Wir arbeiten eng mit Politik, Wirtschaft und gesellschaftlichen Organisationen zusammen. Da bewegt mich eben die Rolle von Wissenschaft in diesen modernen Gesellschaften. Was kann, was soll Wissenschaft? Wie muss ich Wissenschaft weiterentwickeln, um produktive Beiträge zu einer gesellschaftlichen Entwicklung zu leisten?

GUNNAR SOHN: In einem Beitrag hast du dich einmal sehr kritisch mit der Wirtschaftswissenschaft beschäftigt. Das bewegt dich scheinbar auch. In einem Artikel für das MERTON Magazin bemängelst du doch die Status-quo-Orientierung der Ökonomie oder der Ökonomik. Sprich, dass es sehr wenig um Ziele geht und um normative Kriterien – sondern dass es eher eine Bestandswissenschaft ist und keine Gestaltungswissenschaft. Was ist da der Punkt, der dich da umtreibt?

UWE SCHNEIDEWIND: Das hat ja auch viel mit dem zu tun, was dieser Podcast will: Sich mit der Frage von Utopien auseinanderzusetzen. Wie viel Utopie brauchen wir eigentlich in der Gesellschaft? Mich bewegt eben diese Frage: Wieviel Utopie brauchen wir eigentlich in der Wissenschaft?

Brauchen wir wieder mehr eine utopische Wissenschaft? Gerade am Beispiel der Wirtschaftswissenschaften kann man dies eben sehr schön thematisieren. Wir hatten 2016 das 500-jährige Jubiläum von Thomas Morus Utopia und in gewisser Weise ist Utopia ja ein ökonomischer Roman. Es geht es um die Vorstellung wie Gesellschaft und die darin eingebettete Ökonomie ganz anders organisiert sein kann. Es war zu seiner damaligen Zeit, Anfang des 16. Jahrhunderts, durchaus auch eine Kritik an den vorhandenen ökonomischen Verhältnissen. Man fragte sich eben, ob wir denn so ein Staatswesen ökonomisch nicht ganz anders organisieren können.

Wenn man das als Ausgangspunkt nimmt, dann sieht man, dass gerade die Wirtschaftswissenschaften ursprünglich mal sehr utopiegetrieben waren. Sie haben sich darüber Gedanken gemacht, wie man gutes Leben für Menschen besser organisieren kann. Das galt und gilt durchaus auch für den Beginn der modernen Wirtschaftswissenschaft ab dem 18. Jahrhundert. Leute wie Adam Smith, dem wir heute viel in der Bildung der modernen Ökonomie zu verdanken haben, waren davon getrieben, wie man durch andere Formen der Arbeitsteilung und Nutzung von Märkten den Wohlstand verbessern kann. Es ging ihm darum, den vielen Menschen, die sich damals unter materiell ganz schwierigen Verhältnissen bewegten, zu mehr Wohlstand zu verhelfen. Wie man in Gesellschaften Ökonomie organisieren muss, dass das möglich wird.

Wenn man sich dann im Vergleich dazu anschaut, was ökonomische Wissenschaft heute macht, dann hat sie dieses utopische Potenzial irgendwie komplett verloren. Sie ist eher eine Legitimationswissenschaft für Ökonomie, wie sie heute organisiert ist, mit all den Ungleichheiten und den ökologischen Problemen, die sie produziert.

Am deutlichsten ist das vermutlich nach der Finanzkrise der Fall gewesen. Diese moderne Organisation von Finanzmärkten hat ja ganz viel mit wirtschaftswissenschaftlicher Forschung und deren Erkenntnissen zu tun. Und dann bricht das alles zusammen und diese Wirtschaftswissenschaft macht weiter wie bisher, statt das zu nutzen und zu fragen: Was ist da eigentlich falsch gelaufen? Wie müssten wir uns die ökonomische Orga-

nisation von modernen Gesellschaften so vorstellen, dass sie mehr Gerechtigkeit erzeugen – dass sie die ökologische Frage mit integrieren? Aber kaum etwas davon ist zu erkennen, sondern man legitimiert eher ein „weiter so“ und das hat ja sehr viele frustriert. Der Beitrag dort im MERTON Magazin ist eben eine Reaktion auf diesen ernüchternden Zustand der herrschenden Wirtschaftswissenschaft gewesen.

GUNNAR SOHN: Es gab ja, glaube ich, ein Jahr kurz nach der Finanzkrise so ein bisschen Wundenlecken. Ich war bei einer Tagung vom Handelsblatt „Ökonomie neu denken“ und hatte den Eindruck, dass jetzt ein bisschen was passiert und man sich öffnet. Aber in den letzten Jahren hatte man beim gleichen Format eher den Eindruck, dass jetzt wieder die Abwehrargumente kommen. Also: Abwehr gegen die plurale Ökonomik, Abwehr gegen die Soziologie, gegen andere Wissenschaften. Du sagtest auch: Die sind eigentlich innovativer. Die denken weiter. Da kommen aber gerade von den Ökonometrikern und den Makroökonomern jetzt wieder sehr viele Defensiv-Argumente gegen eine Öffnung.

UWE SCHNEIDEWIND: Ja, das klassische Antwortmuster, das man den Kritikern vorwirft, ist: Ihr schaut ja gar nicht genau hin, was die moderne Ökonomie schon alles integriert hat. Die ist ja schon sehr viel pluraler. Ihr zeichnet da ein Zerrbild einer viel zu engen Ökonomie. Schaut euch an, was da in den letzten Jahren im Hinblick auf eine sehr viel saubere empirische Grundlegung der psychologischen Handlungsmuster von Menschen passiert ist. Da ist ja viel passiert – man arbeitet viel mit Experimenten, indem man sich anschaut: Ist das wirklich der Homo Oeconomicus oder nach welchen Kriterien handelt man? Auch in der Ökonometrie ist viel geschehen, das heißt aus dem Teil der Wirtschaftswissenschaft heraus, in der man sehr zahlen- und grundlagenbasiert arbeitet.

Man muss schon sagen, dass sich auch eine gewisse neue Ausdifferenzierung beobachten lässt. Die findet sich aber in den auf diese Ökonomie basierenden politischen Empfehlungen kaum wieder, wie es sie dann vielleicht seitens des Sachverständigenrats für Umweltfragen oder Sachverständigenrat der Wirtschaftsweisen gibt. Denn da werden Aspekte, wie eine klare Wachstumsorientierung – ein Wachstumsparadigma – nicht

hinterfragt, wo die Bedeutung von Märkten – von freien globalisierten Märkten – ohne Bedenken vorangetrieben werden.

Gleichzeitig spüren wir, dass genau diese Selbstverständlichkeiten in der politischen Debatte immer mehr in die Defensive geraten, und dass die Ökonomie, obwohl sie sich doch angeblich so gut weiterentwickelt hat, das nicht in die politischen Diskussionen einbringt. Ich glaube, das ist dieses Auseinanderfallen der unterschiedlichen Wahrnehmungen. Das Problem ist zum Teil auch, es ist die Faszination, die auch viele in dieses Fach der Ökonomie treibt, dass man einen hochkomplexen Gegenstand, wie unsere ökonomische Realität, dann mit mathematischer Akkuratess plötzlich greifen kann. Das vermittelt einem auch eine Form intellektueller Kontrollmöglichkeit, die, glaube ich, auch einen gewissen Biss in der Frage, “Wie geht denn die Disziplin?”, auslöst. Und jetzt kommen plötzlich die Kritiker, die das Plurale verlangen, die Öffnungen in andere Disziplinen, und das ist dann fast schon ein Angriff auf die Identität. Man hat gerade die Welt mit seiner komplexen Mathematik in den Griff bekommen -beziehungsweise, man denkt, dass man sie in den Griff bekommen hat – und jetzt sagen einem andere: Nee, das taugt alles nichts. Da entsteht, glaube ich, ein starker psychologischer Reflex, wieder Kontrolle zurückzugewinnen. Diese Art der Rechtfertigungsdiskurse, die man dort findet, die atmen das ein Stück, und sie machen diese Auseinandersetzung zum Teil auch so emotional. Man merkt dieses Sich-Angegriffen-Fühlen ist eben nicht nur bei vielen ein rein intellektuelles, es geht sehr viel tiefer, es geht auch um Selbstverständnisse der ganzen Disziplin und der damit verbundenen Menschen. Ganz interessant.

LUTZ BECKER: Richard David Precht hat mal von Inseln des Wissens in einem Meer des Unwissens, das wir erschließen müssen, gesprochen. Ich glaube, dass ist das, was in der Ökonomie zu kurz gekommen ist. Also die Bits und Pieces auch wirklich zu verknüpfen. Wenn wir uns heute zum Beispiel spieltheoretische Modelle anschauen, dann sind das ja immer noch Sandkastenspiele, die eben nicht zwingend mit der Realität verknüpft sind, deren Aussagekraft aber irgendwann mal an der Realität gemessen werden muss. Das macht ja, glaube ich, unser Leben als Ökonomen nicht gerade leichter.

UWE SCHNEIDEWIND: Es ist ein schönes Bild diese Insel des Wissens, weil jede Form von Wissenschaft, jede Disziplin solche Inseln des Wissens erzeugt. Das Wichtige ist, glaube ich, in der akademischen Sozialisation immer wieder anzuerkennen, dass man die durch Beschränkung gewonnene Form der Tiefbohrung, die durch die eigene Disziplin möglich ist, systematisch immer wieder anders ausblenden muss. Man muss sich immer wieder bewusst sein, was da ausgeblendet wird und welche andere Disziplin gerade solche Aspekte sehr viel intensiver beleuchtet. Gerade wenn wir in sehr komplexe reale weltliche Problemlagen hinein kommen, dann braucht es insbesondere diese Haltung des gegenseitigen Respekts. Sich dann zu freuen, dass der Soziologe noch aus einem ganz anderen Blick darauf schaut, dass der Philosoph und Theologe Aspekte beleuchtet, die wir im Zusammenspiel eigentlich benötigen, um Orientierung in solchen Situationen zu verschaffen.

Gerade im deutschen akademischen System gibt es eine ganz eigentümliche Hierarchisierung. Auch innerhalb der ökonomischen Disziplin ist das ja ganz deutlich zu beobachten: Wenn man rechnen kann, wenn man gut Mathematik kann, ist das die intellektuell höhere Form. Da wird hinab geschaut auf diejenigen, die nur mit Worten argumentieren. Und wer das ganz komplexe mathematische Modell kann, ist besser als derjenige, der vielleicht eine etwas einfachere Form von ökonometrischer Studie macht. Da verbaut dieses Hierarchisierte, das sich annähern an andere Wissensbestände an genau die notwendige Vielfalt, die es braucht. Denn eigentlich kann nur durch eine gute und intelligente Vernetzung der Inseln dann auch Orientierung in modernen Gesellschaften passieren.

GUNNAR SOHN: Aber selbst einem mathematisch begabten Professor wie Kenneth S. Rogoff misslingt dann die Beherrschung von Excel und er kommt dann zu Schlussfolgerungen, beispielsweise einer Staatsverschuldung, die ziemlich verheerend ist. Immer wenn man die ganze Griechenland-Debatte und Euro-Debatte hört, wird man mit den 90 Prozent konfrontiert und ein Student in Amerika hat nachgewiesen, dass die beiden nicht mit Excel rechnen können und gnadenlos viele Fehler gemacht haben. Und wir werden aber immer noch aus der Politik damit konfrontiert. Also so präzise ist dann die Mathematik dann doch nicht. Vielleicht die Mathematik schon, aber die Anwendung von Excel dann nicht.

UWE SCHNEIDEWIND: Das sind jetzt Punkte, wo man sagen muss, dass ein klassisches, nach guten Qualitätskriterien organisiertes System das auch ausschließen müsste. Es ist schon bedenklich, dass das im Hinblick auf die Qualitätssicherung der Datengrundlagen auch bei hoch angesehenen Forschern passieren kann. Es macht einfach deutlich, wie wichtig es ist, dass diese Qualitätssicherungs-Mechanismen und die Transparenz der Datengrundlagen gerade bei einer Wissenschaft, die ganz intensiv in gesellschaftliche, ökonomische und politische Realität hineinwirkt, gegeben sein müssen. Da sind die Naturwissenschaften in den letzten Jahren auch zum Teil sehr aufgeschreckt worden, weil durch die ganz eigenen Karriereanreize und den hohen Druck, in einer ganz bestimmten Form seine wissenschaftliche Exzellenz nachzuweisen, natürlich auch der Druck größer geworden ist, zum Teil sogar Datengrundlagen ganz bewusst zu manipulieren. Aber das liegt wirklich nochmal auf einer zweiten Ebene, wo wir auch Qualitätssicherung brauchen. Das, wo sich das, was ich dann auch an Kritik geäußert habe, ansetzt, hat viel mehr mit einer Enge, mit einer Hierarchisierung, mit einer Hegemonialisierung, einer bestimmten Form von Insel gegenüber anderen Inseln, zu tun. Diejenigen, die für eine plurale Ökonomik plädieren, wollen genau das aufbrechen.

LUTZ BECKER: Ich komme noch einmal auf die Frage zurück: Wofür brauchen wir Utopien in der Ökonomie?

UWE SCHNEIDEWIND: Ich glaube, die Wissenschaftsgeschichte zeigt, dass immer dann, wenn eine Utopie am Anfang wissenschaftlichen Handelns stand, die davon angetrieben war, für möglichst viele Menschen mehr Wohlstand und ein besseres Leben zu ermöglichen – in der Medizin ging es darum Gesundheit zu erzeugen, bestimmte Krankheiten zu heilen, oder bei vielen Ingenieuren, eine ganz bestimmte Form von Technologie zu ermöglichen – dann setzt das eine ganz eigene Kraft frei, zu schauen, wie man mit den Kräften des Verstandes sich auf eine solche Utopie hin bewegen kann. Diese Form der Leidenschaft schafft dann auch eine ganz andere Resilienz gegenüber Erfolg und Scheitern, die Bereitschaft auch in ganz anderen bisher noch nicht eruierten Gebieten zu suchen, den Schritt etwas über die Grenzen der Disziplinen hinweg zu machen. Weil man dann ein Korrektiv hat, für das eigene rationale und wissenschaftliche Tun, das außerhalb der Wissenschaft liegt.

Wenn ich mich aber in einem Wissenschaftssystem bewege, das utopiefrei ist, wo das Einzige, was zählt, in einer ganz engen Community über die Reputation in referierten Zeitschriften seinen Weg zu machen und darüber eine gewisse Position zu erwerben, dann wird plötzlich ein solches System extrem eng und selbstreferenziell. Das führt dann dazu, dass es ganz viele Wissenschaftler gibt, die gar nicht mehr im Kern das interessiert, was sie inhaltlich machen. Die zum Beispiel nur mit Datenbeständen arbeiten, weil die sich in besonderer Form auswerten und mathematisch bearbeiten lassen. Alles was außerhalb dieser Selbstbezüglichkeit liegt, geht dann verloren.

Das macht Utopie auch für einen guten Wissenschaftsbetrieb so wichtig, weil erst dadurch das eigentlich kreative Potenzial entsteht. Und, es sensibilisiert eben für die aktuell zentralen Fragen, für die es sich überhaupt lohnt, eine Wirtschaftswissenschaft zu machen. Und diese Fragen drängen sich auf: Wie organisieren wir globale Weltwirtschaft und globalen Handel so, dass er nicht zu der Verwerfung führt, die derzeit den Populisten in die Hände spielen? Wie kann auch ein moderner demokratischer Kapitalismus aussehen, der am Ende dazu führt, dass die Ungleichheiten Gesellschaft nicht zerreißen? Wie können wir, unter den schwierigen gegebenen Bedingungen, globale Regulation für die Umweltgüter, wie das Klima, erreichen und noch Ökonomie so organisieren, dass sie ökologische Grenzen stärker mit einbezieht? Das sind alles Fragen, die uns gesellschaftlich gewaltig beschäftigen. Und wie sieht eine Wissenschaft aus, die da rausschaut und merkt, dass es da Wirklichkeiten gibt, die wir uns gerne anders vorstellen würden? Mit einer solchen Utopie gilt es zu starten und sich dann zu fragen, wie man mit einer solchen Wissenschaft dazu beitragen kann, dass solche Utopien ermöglicht werden kann. Das bringt Wissenschaft dann plötzlich in eine ganze andere gesellschaftliche Rolle, die sie in vielen Bereichen leider verloren hat.

LUTZ BECKER: Jetzt höre ich quasi schon aus der quantitativ empirischen Ecke kommend, den Begriff Alternative Facts. Mir persönlich macht das ein bisschen Sorge, dass man vielleicht wieder zurückfällt und sagt: Okay, ich nehme das, was ich habe – der Spatz in der Hand ist vielleicht besser, als die Taube auf dem Dach. Dass die Utopien, die wir ja jetzt auch aus der

pluralen Ökonomik sehen, vielleicht schnell wieder in sich zusammenbrechen.

UWE SCHNEIDEWIND: Ja, ich glaube diese Auseinandersetzung mit den Alternative Facts, mit dem Postfaktischen, und in dem, was wir jetzt auch als auf ganz anderen Grundlagen basierenden Handlungsmustern wahrnehmen, sollte ein wirklicher Weckruf für die Wissenschaft sein. Der Diskurs wird ja aktuell so geführt, dass man sagt, da gibt es die objektiv nach allen akademischen Standards gewonnene Wissenschaft, und da gibt es auf der anderen Seite die Welt der Populisten, die all das, was wir an wissenschaftlichen Erkenntnissen haben, negieren und postfaktische Politik betreiben.

Ich glaube, da liegt dann genau wieder diese Hierarchisierung dahinter, die verkennt – und dafür sind die Wirtschaftswissenschaften und viele andere Disziplinen eben auch ein Beleg –, dass natürlich auch die Art und Weise, wie wir ganz bestimmte wissenschaftliche Fakten gewinnen, auf sehr vielen normativen Grundannahmen darüber beruht, was wir ausblenden und wem diese Formen einer solch fokussierten Ökonomie eigentlich dient. Einer Ökonomie, die die Sensibilität dafür verloren hat, warum einer so betriebenen Wissenschaft dann oft die Legitimationsbasis in der breiten Gesellschaft verloren geht.

Eine Wirtschaftswissenschaft, die mit vermeintlich guten wissenschaftlichen Argumenten erklärt, dass die einzige Option für eine Wirtschaftspolitik ein weiter so ist, ist für jemanden, der merkt, dass er sich durch diese Art der Wirtschaftsorganisation sich in jährlich schlechterem Zustand befindet, dass er abgehängt wird, dass er in einer Gesellschaft befindet, die keine Gerechtigkeit mehr produziert, natürlich Anlass jeden Glauben zu verlieren. Und er hat einen durchaus auch begründeten Verdacht, dass das eine Wissenschaft ist, die letztlich nichts mit wirklicher Faktizität zu tun hat, sondern genauso normativen Grundannahmen folgt.

Dann sieht man förmlich die Freude daran, dass jemand wie Donald Trump über Dekrete eine vermeintlich doch ganz andere Realität schaffen kann. Vor dem Hintergrund ist dieser selbstkritische Umgang von Wissenschaft und mit eigenen Begrenzungen des Kontinuums an Formen der

Interpretation und Modellierung komplexer gesellschaftlicher Realität, um Orientierung für Handlungsmuster zu bekommen, extrem wichtig.

Da stehen wir, glaube ich, ganz am Anfang. Es ist nicht damit getan, dass die, die klassische Wissenschaft betreiben, sagen, dass wir noch mehr dafür werben müssen, dass alles wieder faktischer wird. Denn das vermeintlich faktische hat auch sehr viele postfaktische Momente.

LUTZ BECKER: Allein schon durch die Beschränkungen...

UWE SCHNEIDEWIND: Ja, es gibt an der Cusanus Hochschule in Bernkastel-Kues hochinteressante Arbeiten dazu, die auch nochmal nachzeichnen, wie diese neoliberalen Paradigmen nach dem Zweiten Weltkrieg – also das, was Hayek und andere auf den Weg gebracht haben – sich ganz entscheidend mit den Funktionsmechanismen sozialistischer Propaganda auseinandergesetzt haben und bewusst von der Grundidee getragen waren, dass es nur gelingen wird, marktwirtschaftliche Ordnung auf dem Weg zu bringen, wenn das über Gedankensysteme passiert, die in sich so geschlossen sind und sich einer gewissen empirischen Überprüfung entziehen, um sie überhaupt in der Breite durchzusetzen. Also genau solche Prinzipien, wie Markt und Effizienz, die geradezu durch ihre postfaktische Konstruktion dann handlungsleitend für eine Wirtschaftspolitik geworden sind. Diejenigen, die sich jetzt über Postfaktizität am stärksten aufregen, sind selber eigentlich Töchter und Söhne eines Systems sind, das auf postfaktischen Grundlagen basiert.

GUNNAR SOHN: Das war ja auch die Schlussfolgerung der Intellektuellen um Walter Lippmann<sup>18</sup>, die sich in Paris getroffen hatten und überhaupt den Neoliberalismus als Begriff geprägt hatten. Sie fragten, wie wir Konzepte gegen Totalitarismus von links und rechts entwickeln können. Fernab von Laissez-faire Kapitalismus und fernab von den Verwerfungen, wie man sie in der Sowjetunion gesehen. Das war letzten Endes der Auslöser.

---

<sup>18</sup> Der amerikanische Publizist Walter Lippmann (1889-1979) gilt als Vordenker der modernen Politik- und Medienwissenschaften. Im August 1938 wurden in Paris mit dem Colloque Walter Lippmann wesentliche Impulse für die Entwicklung des politischen (Neo-) Liberalismus im 20. Jahrhundert gesetzt.

UWE SCHNEIDEWIND: Absolut, Lippmann ist ein ganz wichtiger Akteur in diesem Kontext. Es ist wichtig, sich dieser Grundlage wieder bewusst zu werden. Denn dann führt man, glaube ich, auch mit einer ganz anderen Reflexivität und auch Selbstkritik diese Diskussion um die Frage: Was bedeuten die aktuellen Entwicklungen eigentlich für eine Wissenschaft?

GUNNAR SOHN: Es war letzten Endes eine politische Debatte, eine politische Programmatik, die da entwickelt wurde – fernab von irgendwelchen wissenschaftlichen Ableitungen.

UWE SCHNEIDEWIND: Ja – und das ist eben ein Thema mit dem wir uns sehr stark auseinandersetzen. Dass man eben sagt, dass wir eine Wissenschaft brauchen, die sich den unterschiedlichen Formen von Wissensbeständen in der Gesellschaft auf Augenhöhe nähert. Gerade in einer Welt – und das zeichnet ja eine komplexe Welt aus –, in der ich es mit so vielen Einflussvariablen und mit Beziehungen zu tun habe, dass ich sie mir nicht mehr rein durch geschlossene analytische Modelle erschließen kann, sondern dass die Orientierung in der Welt auch immer wieder passiert durch ein bewusstes Intervenieren, ein Gefühl zu entwickeln für die Reaktionen und dann darauf reagieren. Und in der dann plötzlich auch implizite Wissensbestände von Akteuren, die in diesem Gestaltungskontext unterwegs sind, die viel Erfahrung über Muster der Intervention haben, eigentlich eine ähnliche Wertigkeit bekommen können, wie ein hoch ausdifferenziertes mathematisch-analytisches Modell über ökonomische Mechanismen und diese Form der Wissensintegration, die wir unter dem Stichwort Transdisziplinarität diskutieren, das ist glaube ich eine wichtige Anforderung an die Wissenschaft der Zukunft.

GUNNAR SOHN: Sind wir da nicht im Vergleich zu den zwanziger Jahren sogar noch zurückgefallen, wenn man sich die Schumpeter Vorlesungen in seiner Bonner Zeit anschaut, die waren sehr soziologisch geprägt. Nicht umsonst hat dann der erste Soziologieprofessor der Uni Bonn seine Antrittsvorlesung Schumpeter gewidmet. Da hat sich ja dann auch ein bisschen etwas verschoben in der Abgrenzung zu den anderen Disziplinen. Schumpeter hat das glaube ich gar nicht so gesehen. Er hat sich auch als Soziologe gesehen.

LUTZ BECKER: Und als Historiker.

GUNNAR SOHN: Und er war in Mathe gut (lacht).

UWE SCHNEIDEWIND: Wenn man moderne Ökonomie verstehen will, in ihrer gesellschaftlichen politischen Rahmung, in ihrer Pfadabhängigkeit – darum ist, glaube ich, auch die historische Perspektive so wichtig – dann braucht es genau die interdisziplinären Bezüge und die sind uns ja gerade in den letzten zwanzig Jahren fast komplett verloren gegangen. Auch in der Ausbildung. Man hat ja heute kaum noch eine wissenschaftliche Fakultät mit einem dogmenhistorischen Lehrstuhl.

Das heißt die Tatsache, dass ganz bestimmte Formen ökonomischer Konzeptionalisierung in bestimmten historischen Kontexten entstanden sind und dort auch eine wichtige Orientierungsfunktion hatten, weil sie gewisse Dinge in besonderer Weise betont und andere dafür ausgeblendet haben, geht den Studierenden dadurch ja völlig verloren. Man bekommt den Eindruck, dass die heute praktizierte Ökonomie geschichtszeitlos ist. Das ist sie natürlich nicht. Durch die zusätzliche Formalisierung und Mathematisierung wird sie nochmal de-kontextualisiert. Das lässt einen vergessen machen, dass ökonomische Theoriebildung natürlich etwas ist, was ganz stark in die bestehenden ökonomischen und politischen Verhältnisse eingebettet ist. Gerade als jemand der Hochschullehrer an der Schumpeter School – so heißt hier die wissenschaftliche Fakultät in Wuppertal – ist, kann ich nur sagen: Bitte zurück zu Schumpeter! Denn diese Form der Interdisziplinarität, die Schumpeter praktiziert hat, würden wir auch in den aktuellen Wirtschaftswissenschaften mehr brauchen.

GUNNAR SOHN: In Bonn gibt es das nicht. Da gibt es einen Schumpeter Saal im Uniclub und das war es. Obwohl er da sieben oder acht Jahre gelebt hat.

UWE SCHNEIDEWIND: Dies war ein Coup hier an der Fakultät. Der jetzige Rektor Lambert Koch hatte dort mit einigen anderen einen entsprechenden Anteil daran und ich fand, dass es wirklich eine wegweisende Entscheidung war. Dies gibt uns aber hier in Wuppertal auch eine besondere Verantwortung damit entsprechend umzugehen.

LUTZ BECKER: Wuppertal ist ja meine Alma Mater und ich sage immer spaßeshalber, dass ich immer noch nicht verstehe, wie man den bergischen Unternehmern, die ja auch Stakeholder dieser Hochschule sind, erklärt hat, dass er ein österreichischer Pleitier ist (lacht). Wie man der katholischen Hochschulgruppe erklärt hat, dass er mal mit zwei Prostituierten im Arm vor die Hochschule gefahren ist. Oder, wie man den Friedensaktivisten erklären kann, dass er sich mal mit einem Bibliothekar duellieren wollte. Ohne ihn zu schmälern, im Gegenteil. Das zeigt ja, dass er eine hochinteressante und eine sehr vielschichtige Persönlichkeit war. Das, glaube ich, muss man auch so würdigen. Auch Schumpeter selbst muss man aus einem historischen Kontext heraus sehen. Ich glaube auch, dass man sich insbesondere nochmal den frühen Schumpeter anschauen muss, der ja wirklich der Haudegen war, der die Ökonomie ein bisschen auf den Kopf stellen wollte.

UWE SCHNEIDEWIND: Ich glaube auch, dass das Benennen einer Fakultät nach Schumpeter genau diese Rekontextualisierung provoziert. Wissenschaftliche Theoriebildung passiert in bestimmten historischen Kontexten. Sie passiert durch ganz konkrete Persönlichkeiten, die durch ihre Einbettung Dinge aufeinander beziehen, die sonst gar nicht passiert wären. Es ist durchaus auch ein Prozess einer individuellen intellektuellen Entwicklung und Weiterentwicklung. All das hilft zu verstehen, dass insbesondere bei einer solchen Sozialwissenschaft, wie es auch letztlich die Ökonomie ist, es eben nicht die vom Forschenden befreite Form der beobachteten Realität gibt, sondern, dass das immer ein Tun ist, das durch Menschen in Gesellschaft für die Gestaltung von Gesellschaften passiert. Von daher bin ich jetzt auch für diese Impulse nochmals dankbar, weil das dann immer auch wieder eine Aufforderung ist, das noch sehr viel stärker in die Arbeit der Fakultät zurückzuspielen.

GUNNAR SOHN: Dazu zählt doch eigentlich auch die Rezeption des Werkes von Karl Marx. Die Zeit hat das 2018 im Wirtschaftsteil super gemacht. Also wirklich noch einmal Karl Marx, das Kommunistische Manifest und noch einmal das Kapital durchgeschaut und noch einmal geschaut, was damit heute anzufangen ist. Da findet man eine ganze Menge.

UWE SCHNEIDEWIND: Absolut. Ich meine, was ich eben ganz interessant finde, ist die sehr viel unverkrampftere Art, in der jetzt die junge Generation an die Fragen wieder rangeht. Ich merke ja, dass unsere Generation noch in diesem Bild des Eisernen Vorhangs groß geworden ist – und natürlich auch in der Ablösung der 68er Generation. Marx zu lesen – das war mehr als jetzt eine redliche intellektuelle Auseinandersetzung, sondern es war eine Selbstpositionierung, ein Identitätsprozess und das ist jetzt in der jungen Generation ganz anders.

Ich freue mich total, dass meine Tochter an der London School of Economics, einer der führenden ökonomischen Hochschulen, am Soziologie Department wieder Marx liest und ein von vorne bis hinten durchgearbeitetes Kapital bei sich auf dem Tisch hatte und man dann auch in hochinteressante Diskussionen kam. Weil die junge Generation – und sie ist klassisch ausgebildete Ökonometrikerin – natürlich genau spürt, dass sie mit der klassischen Ökonomie an bestimmte Grenzen kommt und andere Zugänge braucht, um zu verstehen, wo dort die Verwerfung sind. Die Studenten sitzen dann auch in den Marx Vorlesungen und nehmen dann die Schwächen Marxscher Theorie mit dem, wo moderne Ökonomie Interessantes und Neues zu liefern hat, auseinander. Und ich meine das ist ja genau die Form, wie man sich eigentlich eine zeitgemäße plurale intellektuelle Auseinandersetzung vorstellt. Daher macht es wirklich Spaß zu sehen, dass es in der jüngeren Generation, die wirklich auf der Suche nach Orientierung und Lösungen ist, da keine Berührungsängste mehr da sind. Dass man stattdessen einfach merkt, das gibt mir noch einmal eine ganz andere intellektuelle Architektur, mit der ich dann auch andere sozialwissenschaftliche ökonomische Perspektiven ganz anders einordnen kann.

LUTZ BECKER: ...und Marx hat immer schon die BWL geprägt, wenn man sich die Habilitationsschrift von Erich Gutenberg anschaut, dann rekurriert er auf das G-W-G' von Marx – übrigens ohne ihn zu zitieren. Die ganze BWL fängt eigentlich mit einem Plagiat an (lacht).

UWE SCHNEIDEWIND: Schöne Perspektive!

GUNNAR SOHN: Kommen wir zur zweiten Frage:

Welche Zukunft siehst du? Wir sind ja noch nicht beim Utopie-Teil, „König von Deutschland“, sondern eher aus der jetzigen Situation. Welche Zukunft siehst du? Das kann ja auch eine schlechte Zukunft sein, wenn wir so weiter machen.

UWE SCHNEIDEWIND: Es ist ja gerade auch in diesen Tagen eine Frage, bei der man auch spürt, wie schnell man an die Grenzen des reinen analytisch rationalen Zugangs kommt.

LUTZ BECKER: Trump hat für sehr viel Unruhe in der Politik gesorgt. Das ist auch eine Situation, in der wir natürlich alle stecken. Unsere Studenten fragen uns, was da los ist. Wir müssen uns da glaube ich erst einmal sortieren.

UWE SCHNEIDEWIND: Absolut! Das was wir jetzt gerade in den letzten Tagen bei Donald Trump erlebt haben, das Erschreckende ist ja, dass es so unwirklich erscheint. Denn man wäre, wenn man vor einem Jahr gefragt worden wäre, wie man sich die Zukunft der amerikanischen Demokratie und die Zukunft Amerikas vorstellt, auf gewisse Dinge ja gar nicht gekommen, weil es völlig abstrus ist. Und jetzt merkt man, dass das vermeintlich Abstruse Realität wird, und wie wenig wir uns, glaube ich, jetzt aus den Selbstverständlichkeiten der Annahmen und der daraus entstehenden Projektion im Hinblick auf eine wirkliche Zukunftsprojektion verlassen können. Es stellt sich die Frage wie stark die Zukunftsentwürfe, die es über die letzten Jahrzehnte und Jahrhunderte immer wieder gab, letztlich immer nur Ausdruck der vermeintlich unhinterfragten Grundannahmen der bestimmten Zeit sind, die dann extrapoliert werden. Insofern sagt jede Zukunftsprojektion eigentlich relativ wenig über die Zukunft aus, sondern über das, was das Denken in der jeweiligen Zeit prägt.

GUNNAR SOHN: Zum Beispiel atomare Utopien – in den fünfziger und sechziger Jahren – auch bei der SPD.

UWE SCHNEIDEWIND: Gerade da! Denn es war ja ein Baustein eines sozialen Befreiungsprojektes. Billige kostenlose breite Energie, um möglichst Wohlstand für alle zu ermöglichen. Da war das ja ein Grundbaustein, auch eine sozialdemokratische Utopie.

Von daher, wenn ihr mich jetzt fragt, welche Zukunft ich sehe, dann ist es kein Sehen auf der Ebene rationaler und intellektueller Projektion, sondern es ist sehr viel stärker geprägt durch eine tiefe, auch transzendente, Form von Hoffnung. Zum Beispiel die Frage, was spüre ich eigentlich in mir, was an Potentialen in der menschlichen Entwicklung steckt. Also was ist eigentlich eine Zukunft, die uns als Menschen als Potentialität gegeben ist und dann genau zu wissen, dass das Entfalten dieser Potentialität von so vielen Faktoren, so vielen Zufälligkeiten abhängt, und diese Potentialität daher eher ein Auftrag ist, sein eigenes Leben diesen Potenzialen zu widmen. Diese Zukunft, die aus so einem Entwurf kommt, die hat eben sehr viel zu tun, mit dem was Mitmenschlichkeit ausmacht. Die Möglichkeit, dass es vorstellbar ist, menschliche Gemeinschaft so zu organisieren, dass sie jedem Menschen die gleiche Würde zukommt. Dass wir in einer Form anderen Menschen begegnen, dass sozusagen auch dieses göttliche Moment, das in jedem von uns steckt, entdeckt werden kann, und dass es möglich ist, eine Entwicklung von Leben auf dem Weg zu bringen, was der Soziologe Hartmut Rosa so schön mit dem Momentum der Resonanz bezeichnet – also ein Leben in Resonanz mit anderen Menschen, mit der Natur, mit Musik, mit Kunst, mit Ästhetik, mit der eigenen Körperlichkeit erfahren zu können. Bei der Frage welche Zukunft ich sehe, sehe ich all das, was in uns als Mensch angelegt ist und was uns immer wieder erstaunen und dankbar werden lässt. Gleichzeitig sehe ich natürlich eine Welt und Menschen, die genau auch zum anderen in der Lage sind und sich dies in einem ständigen Konflikt befindet. Aber diese Potentialität in der Zukunft sehe ich in dem Wissen, dass das auch scheitern kann und dass wir es letztlich nicht in der Hand haben. Darum ist dann natürlich jetzt auch der Name dieser Reihe ein Stück verstörend. Den König von Deutschland – wenn man aus einer Haltung der Demut herangeht – gibt es nicht weltlich (lacht).

GUNNAR SOHN: Wir wandeln hier aber nicht auf den Spuren der Aristokratie, sondern auf denen von Rio Reiser, was die Sache dann schon wieder entlastet.

Wir waren in der Bundeszentrale für politische Bildung und haben über die Väter und Mütter des Grundgesetzes gesprochen. Was haben sie bewirkt? Eine robuste Demokratie. Da erwische ich mich – darüber habe ich

auch geschrieben -, dass ich mir eine Renaissance des Bonner Geistes wünsche. So weit ist das gekommen und ich habe darüber mit meiner Frau auch diskutiert. Ich hätte nicht gedacht, dass auch ich irgendwann nervös werde. Ich habe immer gesagt, dass das Grundgesetz ziemlich robust ist, und ich glaube auch, dass sogar die Abwehrkräfte in Amerika relativ robust sind. Sie haben eine gute kritische Presse. Vieles haben sie abgedeckt und auch verhindert, wie McCarthy und wie die Watergate Affäre. Doch so langsam wird es ein bisschen mulmig. Das war mein Impuls, als wir bei der Bundeszentrale waren: Mensch, so ein Bonner Geist könnte gar nicht schaden!

UWE SCHNEIDEWIND: Die große Herausforderung ist ja, dass sich das, was im Grundgesetz organisiert wurde, in einer gewaltigen Wandlung befindet. Dass Modelle der Politik zu organisieren waren, die auf national-staatlicher Ebene herstellbar waren und funktionierten. Und heute in diesen gewaltigen Machtverschiebungen hin zu ökonomischen Einflussmöglichkeiten – dieser radikalen hergestellten Vergleichbarkeit durch die neuen Medien – gewisse Formen auch, was nehme ich als relevanten gesellschaftlichen Raum war, der für mich auch Orientierungsmuster ist, in die Eigenentwicklung mit all dem was das auf der hoch individuellen Ebene an Potenzialen, an Ambition auslöst – hat sich radikal verändert.

Daher ist das, was in Zukunft als wieder funktionierend stabiles System herzustellen gilt, kaum durch ein Zurückdrehen erreicht, sondern vermutlich durch erhebliche Turbulenzen in den nächsten Jahren und Jahrzehnten dann hoffentlich eine Form von einer menschenwürdigen und menschengerechten Demokratie sein, die diesen radikal verschobenen Machtverhältnissen gerecht wird. Da haben wir leider, weil das auch in seiner Dimensionalität in eine ganz andere Richtung geht, immer nur Bausteine von Blaupausen, aber keine komplette Blaupause.

LUTZ BECKER: In deinem Buch mit Mandy Singer-Brodowski, Transformative Wissenschaft, hebst du auch das Experiment in den Vordergrund. Bleibt uns nichts anderes übrig, sage ich mal negativ, als zu experimentieren? Brauchen wir neue Experimente?

UWE SCHNEIDEWIND: Ja, ich glaube, es ist schon eine der Grundüberzeugungen, dass diese modernen hochkomplexen Gesellschaften faktisch

nur als experimentierende Gesellschaften funktionieren können. Das heißt zu begreifen, dass der Versuch – und das ist immer noch eine Ambition der Wissenschaft – das in sich geschlossene analytische Modelle zu transportieren und darüber dann quasi top-down neue Idealmodelle zu entwickeln, eigentlich systematisch scheitern muss. Stattdessen bedarf es der Organisation von verteilten Experimenten und einem begleitenden Lernen, das insgesamt diese experimentierende Gesellschaft intelligenter und reflexiver zu einer lernenden Gesellschaft macht – und, dass wir auf der anderen Seite angesichts dessen, was wird derzeit auch beobachten, Nicht-Experimentieren gar keine Option ist. Wir werden jetzt neue Probestform ausprobieren müssen gegen diese Form des Autokratismus, den wir da sehen, und den Populismus. Diese Erstarrungshaltung, in der wir jetzt aus so klassisch demokratischen Kräften heraus sind, ist das Fatalste, was passieren kann, weil die Autokraten und die Populisten derzeit experimentieren. Das was Trump jeden Tag mit der Unterschreibung seiner Dekrete macht ist ein großes Experiment, was ein einzelner Populist eigentlich mit dieser Demokratie machen kann. Wie weit er sie ausreizen kann.

GUNNAR SOHN: Und das mit 140 Zeichen. Also ich habe ja immer bemängelt, dass viele Chefs nicht twittern. Darüber habe ich einmal einen Beitrag geschrieben. Aber jetzt bekommen wir dafür eine richtig fiese Quittung.

UWE SCHNEIDEWIND: Endlich mal ein Chef, der twittert.

GUNNAR SOHN: Aber er hat es begriffen. Traurigerweise hat er es begriffen.

LUTZ BECKER: Was sagen 140 Characters über den Charakter aus?

GUNNAR SOHN: Über den Inhalt brauchen wir nicht streiten, das ist klar. Aber er hat die Systematik durchschaut. Er hat sich im Prinzip eine perfekte Form der Gegenöffentlichkeit aufgebaut – der eigenen Öffentlichkeit. Das haben glaube ich viele Etablierte unterschätzt – auch etablierte Medien. Das ist eine privatisierte Öffentlichkeit, die es mittlerweile gibt, bei denen der FPÖ-Fritzen und AfD die klassische Öffentlichkeit egal ist. Die schaffen sie sich ihre eigene.

UWE SCHNEIDEWIND: Und auch das, was da als Experiment läuft. Man muss sich das aus der Perspektive derjenigen aus dem mittleren Westen, im Rust Belt, anschauen. Die das Gefühl haben, dass sie in einer Welt leben, in der sie systematisch durch die Art wie die Ökonomie und Politik organisiert wird, abgehängt werden. Denen immer wieder erklärt bekommen immer wieder erklärt: Es geht nicht anders. Mit guten analytischen, wissenschaftlichen Argumenten, dass es der einzige Weg ist, mit dem man eine moderne marktwirtschaftliche Demokratie organisieren kann. Und jetzt passiert einfach ein Realexperiment. Donald Trump sagt, das lässt sich anders machen. Das probieren wir einfach mal aus. Man hofft ja, dass durch das Niederreißen all dieser Grundfesten, die amerikanische Demokratie nicht am Ende auf der Strecke bleibt.

Aber das, was dort als Realexperiment passiert, auch gerade im Hinblick auf die ökonomischen Maßnahmen, wird ein hochinteressantes Lehrstück dafür, über wie viel Protektionismus in dieser globalisierten Wirtschaft sich eigentlich eine Volkswirtschaft stabilisieren lässt. An welche Grenzen kommt das? Wie sind die Verwerfungen? Da wird ja derzeit ein Realexperiment auf den Weg gebracht, von dem die empirisch arbeitende Ökonomie vermutlich noch Jahrzehnte profitieren wird und gerade dort, wo das gnadenlos scheitert und sich so entwickelt, wie das jetzt die Ökonomie prognostiziert, wird es vielleicht am Ende zu einer erheblichen Kraft entgegen weiteren Populismus, dort wo er aus ökonomischen Gründen an die Macht getragen wird, sein. Wenn man immerhin darauf verweisen kann, der Trump hat auch gedacht, dass, wenn er riesige Zölle erhebt und hier mit gewaltigem Protektionismus hineingeht, wird es der amerikanischen Wirtschaft besser gehen wird. Und wenn es nach vier bis acht Jahren so ist, dass die amerikanische Wirtschaft am Boden liegt, dann wird man den Ökonomen, die jetzt den Untergang prognostizieren, Tribut zollen.

Wenn die amerikanische Wirtschaft wie verrückt floriert und man spürt, dass einzelne Volkswirtschaften über ein hochprotektionistisches System sich im Vergleich zu anderen international stabilisieren können, dann ist es eine Riesenherausforderung für die Art und Weise, wie wir unseren Multilateralismus der Zukunft organisieren. Weil dann das Argument „nahe Ökonomie ist die beste Friedenspolitik“ dann doch nur partiale

Gültigkeit hat. Aber letztlich werden wir ohne die vermeintlichen Gewissheiten immer wieder infrage zu stellen, und das dann aber hoffentlich nicht konsequent mit Realexperimenten in einer der wichtigsten Volkswirtschaften dieses Planeten, auch nicht weiterkommen. Und darum das Plädoyer „Lasst uns eine experimentierende Gesellschaft sein, aber bitte nicht über populistische Großexperimente, sondern indem wir sehr viel früher auch bereit sind, vermeintliche Selbstverständlichkeiten dort, wo sie brüchig werden, früh zu hinterfragen und nach alternativen Erklärungen zu suchen.

LUTZ BECKER: Was mich noch umhertreibt: Wir sind ja hier in Wuppertal – und ich sage immer: Wuppertal oder das Bergische Land war im 19. Jahrhundert ein Soziallabor. Hier sind viele Experimente passiert, wenn wir hier aus dem Fenster schauen, dann stand Engels ein paar hundert Meter weiter 1849 auf den Barrikaden. Die Sozialdemokratie hat hier wesentlich ihr Profil entwickelt. Bebel und Lassalle waren hier. Eigentlich ist Wuppertal durch ein Jahrhundert des Experiments gegangen. Können wir eigentlich davon etwas lernen?

UWE SCHNEIDEWIND: Das ist ja einer der Gründe, warum wir als Wuppertal Institut mit den Fragen, mit denen wir uns beschäftigen, so gerne in dieser Stadt sind. Als ein Institut, das sich fragt, „kann nachhaltige Gesellschaft im 21. Jahrhundert gelingen?“ Das von der Überzeugung getragen ist, dass das Ausprobieren dieser neuen Synthese vermutlich gerade in urbanen Räumen passiert, ist es ein unendliches Geschenk in der Stadt zu sein, die genau ein Labor im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert war. Ich glaube, was man auf jeden Fall lernen kann – und da kommt dann wieder der historische Blick hinein – ist es, die großen Linien zu sehen. Also zu spüren, wie eng technologische Umbrüche mit ökonomischen Umbrüchen und sozialen Bewegungen verbunden sind. Wie wichtig diese Labore, die Experimentierräume, sind. Denn vieles was hier in Wuppertal experimentiert wurde, hat dann den Sozialstaat in Deutschland auch auf einer übergeordneten Ebene inspiriert. Auch das Motiv, dass die Entwicklungen und die Impulse für alternative Wege und Lösung dann oft aus dem unmittelbaren Umfeld der Verursacher kommen: Friedrich Engels als Sohn des Textilfabrikanten, der dadurch dieses Leid ganz

hautnah erlebte und gleichzeitig aber genügend von den dahinterliegenden ökonomischen Mechanismen verstand. Das war dann eine Grundlage dafür, an Synthesen zu arbeiten. Ich glaube dieser Mut und dieses Engagement sich für solche alternativen Lösung einzusetzen, sich dieser Fragen anzunehmen, werden natürlich noch einmal in besonderer Form inspiriert, wenn man sich in der Stadt bewegt, in der schon einmal vor 150 Jahren Menschen gelebt haben, die sich dem angenommen haben. Du siehst noch die Häuser, in denen sie gelebt haben. Du siehst die Artefakte, die geschaffen wurden. Diese Schwebebahn ist ja der überbordende Ausdruck des Wohlstands, in der diese Stadt früher gelebt hat. Dann schafft das ein ganz eigenes Anregungsklima. Das steht irgendwie einem Wuppertal Institut gut an, in so einer Stadt zu sein.

LUTZ BECKER: Ich finde das ganz interessant, auf was du gerade hingewiesen hast. Es gab ja nicht nur Engels. Viele Reformbewegungen kamen ja interessanterweise aus der Unternehmerschaft, teilweise auch aus der konservativen Unternehmerschaft. Ich glaube, dass man daraus vielleicht lernen kann, dass man die Unternehmer viel stärker in die Reformen einbinden muss. Das sehe ich im Moment insgesamt eher nicht. Man versucht sich doch eher auf sehr bequeme Positionen zurückzuziehen. Ausnahmen bestätigen die Regel.

GUNNAR SOHN: Jörg Heynkes...

LUTZ BECKER: Ja, Jörg Heynkes würde mir jetzt einfallen und ein paar andere würden mir sicher auch einfallen, aber es ist sicherlich nicht das Gros. Könnte Wissenschaft auch dazu beitragen, die Betriebswirtschaft zu verändern? Wir haben ja oft über die Ökonomik im Sinne von volkswirtschaftlichen und sozialen Strukturen gesprochen, aber wir haben natürlich auch die Betriebswirtschaft, die ein ganz zentraler Bereich der Ökonomie ist.

UWE SCHNEIDEWIND: Man kann sich ja fragen, welche Rolle eigentlich die Betriebswirtschaftslehre überhaupt für die Orientierungsmuster von heutigen Unternehmen spielt. Sicher erfüllt sie eine gewisse Ausbildungsfunktion. Sie setzt das ein oder andere Mindset etwas eng. Ich glaube, provokant gesagt, dass die Betriebswirtschaftslehre für das Gedeihen mo-

dernen Unternehmertums ziemlich irrelevant ist. Dann ist es aber interessant zu sehen, dass aber bei den Unternehmern, die mit einer gewissen Offenheit in die Welt schauen – ich glaube alle, die ihre Unternehmen erfolgreich führen tun das – aktuell eine Sensibilität wächst. Wir haben es jetzt gerade im Januar auf dem Weltwirtschaftsgipfel in Davos erlebt, diesem World Economic Forum. Wie dort die Kapitalismuskritik das Sujet ist, das die führenden Business Leader dieser Welt beschäftigt.

Ich habe gerade letzte Woche einen Vortrag vor einem Kreis von jungen Familienunternehmern halten dürfen. Man spürt dort auch die Offenheit, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen. Oder wenn man die Impulse auch aus der Branche für Informations- und Kommunikationstechnologie sieht, die merkt, dass sie hier Produktivitätsgewinne erzeugt, die vermutlich auch ein neues Nachdenken über die Organisation unseres Sozialstaates erzeugen. Ich glaube, dass ein sehr gutes Bewusstsein dafür da ist, dass das was derzeit passiert, nämlich dass die Art, wie wir Ökonomie organisieren, nicht nur Demokratie erodiert, sondern auch die Grundlagen für das erfolgreiche ökonomische Handeln von Unternehmen in einer liberalen Weltwirtschaft gefährdet. Das ist ja genau das, was durch Leute wie Trump passiert. Die wickeln Demokratie und sie wickeln freien Handel ab: Weshalb man davon ausgehen kann, dass es hier zu ganz neuen Bündnissen kommt, zwischen aufgeklärtem Unternehmertum, vielleicht auch klassischer Sozialdemokratie und den Fragen, wie wir eigentlich freiheitlich-demokratische, kapitalistische Marktwirtschaften weiterentwickeln müssen. Es wäre eben zu hoffen, dass eine Betriebswirtschaftslehre, eine Managementlehre an Hochschulen, sich dort an die Spitze der Bewegung setzt und damit die Debatten inspiriert. Und da passiert ja nichts, dass sie eben nicht nur eine instrumentelle Erfüllungsgehilfin für die alte Ökonomie wird.

LUTZ BECKER: Da sehe ich übrigens einen gewaltigen Unterschied zum 19. Jahrhundert, wo die Situation, glaube ich, anders war. Es waren nämlich Unternehmer, die sich gegen das Trucksystem, das „notorische Warenzahlen“, aufgelehnt haben.

UWE SCHNEIDEWIND: Ja, ich glaube auch, dass sich da heute die Konstellationen schon ein Stück weit anders darstellen. Das ist richtig.

GUNNAR SOHN: Kommen wir zum dritten Abschnitt im Sinne von Rio Reiser: Was würdest du tun, wenn du König von Deutschland wärst?

UWE SCHNEIDEWIND: Diese Idee und Figur des Königs, gerade im Rio Reiserschen Sinn, ist ja erst einmal so eine kontrafaktische Intervention. Sie fragt ja danach, welche Verantwortung und was für Aufgaben jemandem zukommen, dem in diesen weltlichen Konstellationen etwas mehr Durchsetzungsmacht als anderen gegeben ist. Das ist ja ein real existierendes Phänomen in unserer modernen Gesellschaft in Bezug auf ökonomische Macht aber auch legitimierte oder weniger legitimierte politische Macht.

Ich glaube, was wir jetzt in diesen Zeiten merken, was zentral ist, wenn einem eine solche Form von Gestaltungsmacht zukommt, es zuallererst darum geht, die Grundfeste und die Stabilität freiheitlich-demokratischer Ordnung zu gewährleisten. Also dafür zu sorgen, dass wir uns weiterhin mit der Kraft des besseren Argumentes über Lösungen austauschen, dass wir die Würde jedes einzelnen Menschen nicht infrage stellen, auf die basalen Entfaltungsmöglichkeiten durch Bildung, durch Gesundheit und Grundversorgung jedes Menschen achten.

Also von daher ist es für jeden, der in einer Art Königsposition ist, weil er ein Stück mehr Einfluss nehmen kann, auf die Art und Weise, wie diese Welt aussieht, als andere, von zentraler Bedeutung zu gewährleisten, dass diese Rahmenbedingungen einfach stimmen – und, dass dann erst auf dieser Grundlage eine Diskussion über diese ganz profanen und grundlegenden Gestaltungsfelder passiert.

Wenn man jetzt den Sprung zurück macht zu den Dingen, die mich bewegen, zum Beispiel: „Wie muss eigentlich eine Wissenschaftspolitik der Zukunft aussehen?“, „Welche Impulse gilt es ins Wissenschaftssystem zu setzen?“, dann ist das nochmals ein Bereich, der im Hinblick auf Interventionen, einer besonderen Sensibilität bedarf. Denn eine ganz wichtige Funktion von Wissenschaft ist es, in aufgeklärten modernen Gesellschaften ein Hort zu sein für die Kraft des besseren Argumentes. Und daher muss auch dort erst mal die Gestaltung darauf zielen, dass die Vielfalt von Argumentationen, von Perspektiven ihre Geltung bekommt. Wenn man

dann auf das heutige Wissenschaftssystem schaut, dann würde ich konstatieren, dass es dort Verschiebung gegeben hat. Wir haben heute eine sehr viel stärkere Kraft naturwissenschaftlich technologischer Argumentation und mathematisierter Argumentationen. Daher wäre es ein erster wichtiger Schritt, eine Pluralität in der Vielfalt der disziplinären Perspektiven – dass man auch wieder Marx lesen darf an einer ökonomischen Fakultät und einem nicht der Vogel gezeigt wird – möglich wird. Dann sich zu fragen, ob die methodischen Zugänge, die wir haben, um diese Wirklichkeit zu ergründen, noch plural genug sind, oder ob es wirklich nur über mathematische Modelle geht. Bräuchten wir nicht mehr Mittel, um solche Formen von Realexperimenten auf dem Weg zu bringen? Brauche ich nicht eine sehr viel stärkere Ausbildung auch in transdisziplinären Methoden? Also insbesondere wäre das Programm einer stärkeren Pluralisierung eines, wenn man jetzt in die weltlichen Gestaltungspotenziale geht, das mich dann wohlmöglich umtreiben würde.

LUTZ BECKER: Muss man die Wissenschaft nicht besser auf die Straße bekommen? Wir sind ja im Moment, glaube ich, doch sehr stark in unserem Elfenbeinturm und ich glaube einfach, dass Wissenschaft auch viele Menschen nicht mehr erreicht. Vielleicht auch weil sie unsere Sprache nicht sprechen oder richtiger: Wir ihre Sprache nicht sprechen. Das wäre etwas, was mich zum Beispiel rumtreiben würde: Wie können wir Menschen für diese Wissenschaft auch motivieren?

UWE SCHNEIDEWIND: Das steckt ja ein Stück auch in dieser Programmatik transdisziplinärer Wissenschaft, die sich ja darüber definiert, dass sie von realen gesellschaftlichen Problemen lagen, also den Fragen, die die Menschen bewegen, ihren Ausgangspunkt nimmt, und versucht auf einer Augenhöhe mit den Menschen überhaupt erst einmal die Fragen zu haben. Was sind die Themen, die Fragestellungen, die nicht nur aus wissenschaftlicher Sicht interessant sind, sondern wo die Antworten auch solche sind, die von den Menschen als relevant erachtet werden? Um dann auf der Grundlage Lösungen zu erarbeiten und anzubieten.

Es gibt von Armin Grunwald, auf einer Veranstaltung, die wir 2012 einmal hatten, eine Daumenkennziffer – so mal in den Raum geworfen: Eigentlich müssten 20 Prozent des Wissenschaftsbetriebs transdisziplinär sein.

Also als eine Art Systemintegratoren. Menschen, die sich gerade in der Ökonomie fragen, was sind die ökonomischen Perspektiven und bewegendes Fragen? Wie übersetze ich das in gute ökonomische Programme und Methoden? Dann kann durchaus achtzig Prozent des Betriebes weiterhin sehr spezialisiert in möglichst pluralen Methoden unterwegs sein kann, aber es eben Orte gibt, wo das in enger Weise verbunden wird mit denjenigen, die da draußen in Politik, Gesellschaft, Unternehmen auch gestalten. Und da müssen eben nicht alle 100 Prozent hochempathische, sozial kompetente Kommunikatoren, Akteure und Übersetzer sein. Sondern darf es natürlich auch weiter den kongenialen Wissenschaftler geben, der eine Abstraktion beherrscht, die anderen vielleicht so nicht gegeben ist, aber dafür im täglichen Umgang mit anderen etwas ungenau ist. Den du dann vielleicht nicht in die Kommunikation und die Wissenschaftsvermittlung schicken willst. Aber indem sich das in so einer Form, in solchen transdisziplinären Prozessen verknüpft, könnte man glaube ich einiges dazu beitragen, dass die Menschen auch wahrnehmen, dass die Wissenschaft sehr viel stärker wieder bei ihnen ist.

Das ist ja etwas, das wir hier Wuppertal versuchen, unter dieser Grundidee des Reallabors Wuppertal, sich immer wieder zu vergegenwärtigen, dass es über 20.000 Studierende mit ihrer intellektuellen Kapazität in dieser Stadt und damit auch da draußen ganz viele Fragen gibt. Es geht darum, das fruchtbar zu machen, der Stadt selber diese reflexive Kapazität zu geben, ihre Stadtentwicklung, ihre ökonomischen Prozesse, ihre Fragen der Energieversorgung in anderer Form voranzutreiben. Dass das eigentlich eine faszinierende Vorstellung ist und die nicht nur irgendwelche Glasperlenspiele bearbeiten zu lassen und danach wieder aus der Stadt wegziehen zu lassen, sondern zu sagen, das ist doch eine Power. Das sind doch Menschen, die sich durch Engagement, über das Reflektieren darüber, in so einen urbanen Entwicklungsprozess einbringen können. Ich glaube, wenn so etwas gelingt in den kommenden Jahren, dann ist sehr viel mehr Menschen auch in dieser Stadt plötzlich klar, dass es gut ist, dass wir eine Universität haben. Und es ist für mich fühlbar, was das eigentlich mit den städtischen Prozessen macht.

GUNNAR SOHN: Ja das könnte man dann auch konkret an den Zielen des Wuppertal Instituts festmachen, beispielsweise eine emissionsfreie Welt

oder dass wir keine Abfälle mehr produzieren oder was ist mit der Effizienz-Revolution Faktor Fünf von Ernst Ulrich von Weizsäcker? Das könnte man eigentlich in Wuppertal ganz gut umsetzen, in der Stadt, im Stadtgeschehen.

UWE SCHNEIDEWIND: Die Ausgangspunkte sind ja erstmal technologisch motivierte Visionen. Aus den ökologischen Notwendigkeiten wissen wir, dass wir geschlossene Kreisläufe bräuchten und die Effizienz erheblich erhöhen müssten. Das was jetzt in dem urbanen Kontext ja das Interessante ist: „Wie bringe ich das auf die Straße?“ Das ist ja etwas, was Jörg Heynckes jetzt zum Beispiel am Arrenberg auf den Weg bringt. Ja klar können wir uns rein technisch Klima CO<sub>2</sub>-neutrale Quartiere vorstellen, aber wie begeistere ich Menschen, sich darauf einzulassen? Wie sehen die konkreten ökonomischen Modelle dahinter aus? Das muss ich ausprobieren, muss ich experimentieren. Und gerade in so bunten Vierteln, wie im Arrenberg, bin ich ja mittendrin im Leben – und gerade da liegt die eigentliche Herausforderung. Nicht am grünen Tisch auszurechnen, dass wir rein technologisch die Welt retten könnten, denn am Ende müssen wir sie mit den Menschen zusammen retten. Dafür – absolut richtig – ist dieser städtische Kontext ein hervorragender Erprobungsraum.

LUTZ BECKER: Die Welt ist keine Fertighausausstellung, dessen sollten wir uns klar sein.

UWE SCHNEIDEWIND: (lacht) Schönes Bild. Gott sei Dank, angesichts der schönen Gründerzeit Viertel, die wir Wuppertal haben. Es gab ja Phasen, wo da ganze Viertel abgerissen werden sollten. Dann hätten wir da heute Fertighaussiedlung und ökologisch wäre trotzdem nichts gerettet.

GUNNAR SOHN: Ja, ich glaube, das war ein gutes Schlusswort. Das war's. Vielen Dank.

LUTZ BECKER: Vielen Dank.

UWE SCHNEIDEWIND: Ja, vielen Dank. Hat Spaß gemacht.

# Wir haben in Deutschland ein Mentalitätsproblem

## – Teil 1

*mit Jörg Heynkes*

Ein erstes von zwei Gesprächen mit Jörg Heynkes, Wuppertaler Unternehmer, Autor und gefragter Redner, über die Zukunft der Elektromobilität und wie unsere Mentalität Unternehmen von großen Innovationen abhält.

Jörg Heynkes, Jahrgang 1962, ist Unternehmer in Wuppertal. Mit ihm führten wir 2017 unser erstes und, vor allem aufgrund der dramatischen Veränderungen der letzten drei Jahre 2020 auch unser letztes Utopiegespräch. Er gründete auf dem Gelände eines historischen Schlachthofes das Eventzentrum VillaMedia, das unter anderem dadurch bekannt geworden ist, dass es schon früh fast ausschließlich mit regenerativen Energien betrieben wurde. Aus diesen eigenen Erfahrungen hat er unter anderem das Beratungsunternehmen energie-pur und das Innovationszentrum NRW aufgebaut. Zudem beschäftigt er sich mit der Firma Entrance Gesellschaft für Künstliche Intelligenz und Robotik mbH mit dem Thema Robotik. Jörg Heynkes, ein gefragter Redner und Vizepräsident der Bergischen Industrie- und Handelskammer. „Warum wir die Welt digital retten“ hieß das erste Buch des Unternehmers, indem er sich mit den Zukunftschancen der Digitalisierung auseinandersetzt. Mit dem Energienetzwerk der VillaMedia und dem Klimaquartier Arrenberg hat er sicherlich einige wichtige Pflöcke für die Energiewende hineingetrieben. Last not least bewarb er sich zum Zeitpunkt unseres ersten Gesprächs als unabhängiger Kandidat für den Landtag NRW. Die Corona-Krise führte zu einem Bruch. Da der Eventmarkt auf nicht absehbare Zeit in eine nie dagewesene Krise kam, bedeutete das das Ende der Villa Media als Event-Location. Der ehemalige Schlachthof soll nun einer neuen Nutzung zugeführt werden.

Den Besuchern der VillaMedia fallen die großen Solarflächen und die zahlreichen Elektrofahrzeuge im Hof auf. Mit denen bliebe man im Stau-

Land Deutschland zwar auch weiterhin neben den zahlreichen Verbrenner-Motoren im Verkehr stecken, das liege aber vor allem auch an den wenig vorausschauenden Mobilitätskonzepten. Er sieht hier die Politik stärker in der Pflicht, attraktivere Mobilitätskonzepte für die Menschen zu entwickeln und durchzusetzen. Auf Immobilität setzen, sprich grundsätzlich weniger Wege zu gehen, sieht Heynkes zumindest als eine Teillösung des Mobilitätsproblems. „Ich bin sicher, dass ein erheblicher Teil der heute stattfindenden täglichen Mobilität auch ganz ersatzlos gestrichen werden könnte, wenn man die modernen digitalen Medien so einsetzen würde, wie man das tun könnte“. Leider sei der Großteil unserer Gesellschaft immer noch zu festgefahren, um das große Potenzial dahinter wirklich wahrzunehmen und auch nutzen zu wollen, so Heynkes. Denn die Technologie der Elektromobilität komme was wolle, fehlende Innovationen in diesem Bereich führe jedoch dazu, dass Deutschland in diesem Bereich ins Hintertreffen gerate: „Wir verschlafen hier langsam, aber sicher den wichtigen Wechsel hin zur Schwarmintelligenz.“ Heynkes fordert von der Politik deshalb mehr Engagement bei der Städteplanung. Denn würde man solche Konzepte in die Stadtentwicklung miteinbeziehen, ergäben sich daraus auch große Potenziale die wirtschaftliche Entwicklung voranzutreiben.

Auch das Potenzial einer weiteren Innovation werde laut Heynkes immer noch unterschätzt. Der 3D-Druck wird in den nächsten 10 Jahren zu unfassbaren Verwerfungen in der Wirtschaft führen. „Wir haben ein Mentalitätsproblem in Deutschland“, stellt der Unternehmer fest und befürchtet, dass neue Unternehmen, die offen für neue Innovationen und Visionen sind, den großen Unternehmen den Rang ablaufen werden.

Aber was würde Heynkes besser machen, wenn er Deutschland als König regieren dürfte? „Ich würde alle Menschen in dieser Gesellschaft viel aktiver an der Gestaltung ihrer Zukunft beteiligen.“

LUTZ BECKER: Im Hintergrund hört man gerade Pepper. Dieser kleine Roboter, der hier rumläuft. Wir haben gerade ein sehr erschreckendes Erlebnis vor uns gehabt. Wir sind heute hier nach Wuppertal gekommen, leider mit dem Auto und heute war Staurekord: 400 Kilometer Stau in NRW und das sind nur die Autobahnen. Verstopfte Seitenstraßen. Das ist natürlich

eine der ganz großen Herausforderungen, die wir in den nächsten Jahren haben werden. Ich sehe zum Beispiel hier auf dem Hof fast nur Elektrofahrzeuge. Es gibt hier mehrere Elektrotankstellen auf dem Hof und du hast als Unternehmen ja den Fuhrpark komplett auf Elektromobilität umgestellt. Wenn du jetzt eine Vision oder eine Utopie zum Thema Verkehr entwerfen würdest, wie würde diese aussehen?

JÖRG HEYNKES: Ja, also zunächst einmal muss man ja sagen, der Umstieg in der Antriebstechnologie von einem dreckigen und völlig ineffizienten Verbrenner-Motor auf einen effizienten und deutlich sauberen Elektromotor ist begrüßenswert und ist total gut und wichtig. Daher haben wir das auch schon vor Jahren so gemacht und haben nur noch Elektrofahrzeuge, mit denen wir uns bewegen. Aber das ist natürlich auch nur ein ganz kleiner Teil der Mobilitätswende, die wir in Deutschland und in Europa benötigen. Die Elektrofahrzeuge stehen am Ende im gleichen Stau, wie du mit deinem Verbrenner. Also das ändert ja erst einmal noch nichts.

Was wir ja brauchen sind völlig neue Mobilitätskonzepte und vor allem Mobilitätsverhalten der Menschen. Dafür braucht es aber auch die entsprechenden Angebote. Ich glaube, da sind neben der Fragestellung – die hat ja auch mit den Staus etwas zu tun –, dass Infrastruktur in NRW seit Jahrzehnten völlig von der Politik vernachlässigt worden ist – man neigt eben doch immer wieder dazu lieber etwas Neues irgendwo zu bauen, denn das gibt tolle Presseberichte und daher gibt man lieber dafür Geld aus, anstatt die Dinge, die schon da sind, auch in Schuss zu halten. Aber das ist ein anderer Aspekt. Wir brauchen völlig neue Mobilitätskonzepte, um letztendlich Menschen ein attraktives Angebot zu machen, was sie auch nutzen wollen. Vor einiger Zeit gab es einen sehr schönen Artikel in der Zeitschrift Bergische Wirtschaft, das ist eine Zeitschrift der IHK, wo Thomas Wengler, unser Verkehrsexperte, von seinem Besuch in Japan berichtet. Wenn man diesen Bericht liest, treibt es einem die Tränen in die Augen, weil man einfach sehen kann, wie es alternativ möglich ist. Ich versuche das zu beschreiben. Er ist in Japan quer durch das Land gereist und hat sich verschiedenste Städte angeschaut. Was hat er erlebt? Egal, ob er Busse, Straßenbahnen, Metros, U-Bahnen oder bis hin zu Hochgeschwindigkeitszügen genutzt hat: Im ganzen Land gibt es ein Ticketsys-

tem, alles ist digital, alles mehrsprachig verfügbar und von jedem Menschen auf der Welt bedienbar. Durch das ganze Land ein einziges Ticketing-System, was komplett über Smartphones läuft, für jeden verständlich, alles digital abgebucht. In Deutschland, in NRW, haben wir je nach Kommune völlig unterschiedliche Systeme. Kann mir das einer erklären, warum das so ist?

Menschen, die den Nahverkehr nutzen, wenn sie einmal quer durch NRW fahren wollen, müssten sich mit unterschiedlichsten Tarifsystemen und Ticketsystemen auseinandersetzen und versuchen dieser Thematik Herr zu werden.

Es geht weiter, die Systeme in Japan sind nicht nur einheitlich, sondern sie funktionieren vor allem auch technisch. Die Bahnen und Busse sind unfassbar pünktlich, sie sind sauber. Das Personal, das dort arbeitet, ist mega-freundlich. Da ist ein Angebot entstanden, was so gestrickt ist, dass es tatsächlich den Menschen dient und zwar jedermann dient, der es nutzen möchte. Der Artikel gipfelt in einer Aussage, in der nämlich beschrieben wird, dass sich alle Verspätung des Schnellzugssystems Shinkansen, das bekannt ist als der Vorläufer des ICEs, des letzten Jahres sich auf etwa 50 Sekunden addieren. Ich wiederhole dies noch einmal. Alle Verspätungen aller Shinkansen Verbindungen in Japan – und das sind Tausende – addieren sich für ein Jahr auf ca. 50 Sekunden. Und das waren seit 1965, seitdem es dieses System gibt, in einem Jahr nie mehr als fünf Minuten.

Wer häufiger die Deutsche Bundesbahn nutzt, muss feststellen, dass die Situation bei uns eine andere ist. Und das ist jetzt nur ein Beispiel, was einfach zeigt, wenn man will, wenn man wirklich will in der Politik, dass Nahverkehrssysteme ein attraktives Angebot für die Menschen werden, dann muss man so etwas entwickeln und bauen und durchsetzen. Ich glaube, dass es in Deutschland in der Politik diesen Willen noch nie in dem Umfang gegeben hat, wie das scheinbar in Japan der Fall ist. Weil wir ein „Autoland“ sind, in dem sich die Politik – vielleicht bewusst oder auch unbewusst – viel zu häufig damit zufriedengibt, dass Menschen doch deutsche Autos kaufen.

GUNNAR SOHN: In virtuellen Strukturen beispielsweise zu arbeiten, Cloud-Belegschaften aufzuziehen, dezentrale Arbeitsmöglichkeiten zu

schaffen, damit man auf Mobilität gar nicht angewiesen ist in dieser Form, wie heute.

JÖRG HEYNKES: Ja klar, das ist völlig richtig, was du sagst, Gunnar. Also gerade die Digitalisierung macht es ja möglich, an ganz vielen Stellen auf Wege zu verzichten. Da sind wir in der Gesellschaft alle – das betrifft Unternehmen, Hochschulen, Privatpersonen, wie auch die Politik – wir alle sind letztlich noch viel zu unkreativ, um diese Möglichkeiten zu nutzen. Ich bin sicher, dass ein erheblicher Teil der heute stattfindenden täglichen Mobilität auch ganz ersatzlos gestrichen werden könnte, wenn man die modernen digitalen Medien so einsetzen würde, wie man das tun könnte. Also da ist noch ein Riesenpotential. Darüber hinaus gibt es Mobilitäts-Apps mittlerweile zu Hauf, die immer besser werden. Die einfach viel flexiblere Mobilität bieten – und das ist das was wir brauchen. Das ist das, was ich auch erst lernen musste. Ich bin ja auch an der Stelle nicht besser als andere Menschen. Ich habe diesen Lernprozess erlebt als ich 2012 auf Elektromobilität umgestiegen bin, war das auch ein Lernprozess. Ich hatte bis dahin einen Diesel-Touareg, damals noch in dem Glauben das wäre ein sauberer Diesel. Es ist unfassbar, was man alles so für Träume hat im Leben. Ich hatte also einen Touareg Diesel und habe eine Entfernung von der Arbeit nach Hause von ungefähr drei Kilometern. Dieses Fahrzeug wurde von mir totgeritten. Also warm wurde der nie, weil ich auch nur selten andere Strecken damals gefahren bin. Und ich habe dieses Fahrzeug aber deswegen besessen, weil ich zwei Mal im Jahr für zehn Tage in den Urlaub fuhr, und das dann mit Frau und Kind und Hund, und ich natürlich ein großes Auto meinte zu brauchen. Ich bin aber bis 2012 nicht auf die Idee gekommen, dass es doch eigentlich Quatsch ist, so ein Fahrzeug, 2,5 Tonnen schwer, jeden Tag durch die Gegend zu bewegen, wenn ich es doch nur zwei Mal im Jahr für zehn Tage brauche. Erst als ich mir das Elektroauto gekauft habe und angefangen habe, elektrisch zu fahren, und dann eben mit der begrenzten Reichweite und den begrenzten Möglichkeiten dieses Autos, war es dann plötzlich so, dass ich gemerkt habe, dass ich mir ja zwei Mal für zehn Tage ein Auto leihen könnte. Und so mache ich das eben auch heute. Wenn ich dann mal weitere Strecken fahren will, dann leihe ich mir eben für den Tag oder die 10 Tage einen Verbrenner und fahre damit und ansonsten fahre ich über das Jahr effizient,

sauber, leise und umweltfreundlich mit meinem Elektroauto. Aber das ist ein Lernprozess, den ich durchmachen musste und den viele andere durchmachen müssen. Wir sind da viel zu festgefahren. Wenn ich heute nach Berlin fahre, ist es selbstverständlich, dass ich mit dem Zug fahre, dass ich vor Ort schaue, ob ich je nachdem, wie weit die Entfernung ist, ein Leihfahrrad nehme, von Car2Go einen elektrischen Smart benutze, oder auch mit der U-Bahn fahre, weil es viel praktischer ist und viel schneller geht, mit der Bahn dahin zu kommen.

GUNNAR SOHN: Berlin sowieso.

JÖRG HEYNKES: In Berlin sowieso. Je nachdem, da wo die Angebote vernünftig sind, ist es ja eigentlich schon heute kein Problem mehr. Ich gehe davon aus, dass wir da in den nächsten Jahren noch riesige Fortschritte machen werden und sich die Situation spätestens dann mit der Schwarm-Mobilität total verändern wird. Das ist ja das, was viele heute überhaupt noch nicht bedenken, dass wir mit dem Thema Elektromobilität nur einen winzigen Zwischenschritt machen. Und während Politik sich darüber den Kopf zerbricht, wie sie es schafft, auch in Deutschland die Automobilindustrie mal dahin zu bekommen, sich diesem Thema zu nähern, verschlafen sie den wirklich großen Wechsel, nämlich hin zur Schwarm-Mobilität, der ja viel bedeutsamer ist und unsere Welt so dermaßen dramatisch verändern wird, dass man sich wundert, dass sich die Politik damit im Moment nicht stärker befasst.

GUNNAR SOHN: Woran liegt eigentlich die Visionslosigkeit der politischen Instanzen? Es sind ja nicht nur die Parteien. Wenn man sich die Konzepte beispielsweise vom Bundesumweltministerium oder vom Bundesumweltamt in punkto Mobilität ansieht, dann steht da „der Individualverkehr müsse sich ändern, es wird zu viel Auto gefahren, man solle umsteigen auf Bahn, Bus, Fahrrad. Aus.“ Wir haben ja gerade diskutiert, dass da mehr kommen muss. Da muss es, wie in Japan, richtig gute Alternativen geben, der Zug darf nicht verspätet sein, es muss einheitliche Tarifsysteme geben und man muss sich auch verabschieden vom Zwang der Anwesenheit. Es müsste doch einmal ein richtig großes utopisches Projekt sein. Wir hatten ja mal im Vorfeld darüber gesprochen: Wenn man eine Vision und Utopie formuliert, verändert man ja schon ein wenig die

Realität. Das Umweltbundesamt ist ja nicht in diesen Apparatschik-Strukturen der Parteien gebunden, die könnten doch da etwas offensiver rangehen.

JÖRG HEYNKES: Ja sie könnten bestimmt, wenn sie dürften. Ich vermute, sie dürfen nicht...

GUNNAR SOHN: ...nachgeordnete Behörde...

JÖRG HEYNKES: ...Weil in unserem Bundesverkehrsministerium natürlich hauptsächlich – bei den Verantwortlichen zumindest – Leute sind, die nun wirklich ganz andere Ziele verfolgen. Die Verkehrsminister tragen eine schwere Verantwortung und sind mit Schuld daran, dass tausende Menschen jedes Jahr in Deutschland sterben durch die Diesel-Abgase. Das wissen sie und sie tun trotzdem nichts.

Also sie bedienen die Interessen der deutschen Automobilindustrie. Man muss ja den Menschen da draußen, vielleicht für die, die sich nicht so sehr damit befassen, kurz auch erklären, warum das so ist. Das hat ja ganz klare Gründe, die sogar, wenn man es erst einmal ganz sachlich betrachtet, nachvollziehbar sind. Die deutsche Automobilindustrie spielt eine entscheidende Rolle für den Wirtschaftsstandort Deutschland. Die Kompetenz dieser Industrie beruht auf einem einzigen Produkt, auf einer einzigen Technologie: den Bau von Verbrennungsmotoren. Der einzige Unterschied zwischen der deutschen Automobilindustrie und dem Rest der Welt ist, dass die Deutschen hervorragende Verbrennungsmotoren bauen konnten. Besser als andere. Lange Zeit dachten wir auch sauberere als andere. Okay, das wissen wir jetzt, dass das nicht stimmt, aber das konnten sie wirklich gut.

JÖRG HEYNKES: Das ist ja das Phantastische, dass man das dann nutzt, als Beispiel, um es zu kritisieren: „Seht das funktioniert ja noch gar nicht“. Und ja natürlich passiert dieser Unfall und es werden noch einhundert weitere Unfälle passieren, in ähnlicher oder anderer Art, bis diese Systeme alle möglichen Fälle kennen und immer sicherer werden.

LUTZ BECKER: Aber die Computer fahren nicht besoffen. Das ist schon einmal ein ganz entscheidender Vorteil (lacht).

JÖRG HEYNKES: Das ist ja das, was viele mit der Schwarm-Mobilität noch nicht begriffen haben. Dass die Vision eines Unternehmens, wie Google oder Uber oder von anderen ja die völlige Abkehr von der individuellen Mobilität, wie wir sie in der Vergangenheit gekannt haben, ist. Das heißt also, brechen wir das mal auf Wuppertal herunter, das ist dann verständlicher für die Menschen da draußen. In Wuppertal leben 350.000 Menschen und es fahren in Wuppertal zurzeit 200.000 PKWs auf der Straße. Jetzt habe ich schon gelogen. Die fahren nämlich gar nicht, wenn man aus dem Fenster schaut, sieht man das. Sie stehen nämlich 23,6 Stunden im bundesweiten Durchschnitt am Straßenrand. Das heißt also, sie blockieren 23,6 Stunden am Tag unseren Lebensraum, kosten aber 24 Stunden am Tag Geld. Das ist das absolute Gegenteil von Effizienz.

Jetzt kommt ein Unternehmen, wie Google, und sagt „Hört mal zu Wuppertaler. Die Mobilität, die ihr mit den 200.000 PKWs zurzeit bewerkstelligt, die können wir euch problemlos mit 20.000, maximal 25.000, Schwarm-Mobilen genauso, nein besser, erledigen.“ Was bedeutet das? Das sind Fahrzeuge, die kein Gaspedal, keine Bremse und kein Lenkrad haben. Das sind auch keine Autos mehr, das sind Mobile. Die werden zwei Sitze, vier Sitze, acht Sitze oder zwölf Sitze haben. Und es wird so sein, dass diese Fahrzeuge die gleiche Mobilitätsleistung bringen, aber sie gehören nicht mehr mir. Ich fahre sie nicht mehr selber und ich besitze sie auch nicht. Wenn ich aus dem Haus gehe. heute Abend mit zwölf Personen, die noch hier sind, dann wollen zwölf Menschen nach Hause. Die drücken auf ihr Smartphone in Zukunft und dann kommen so kleine Mobile angeflitzt, die uns dann aufsammeln und uns nach Hause bringen und zuhause steige ich wieder aus und das Ding fährt einfach wieder weg und mir ist auch völlig egal, wo es hinfährt. Mir ist auch völlig egal, wer die Chips-Tüte da heraus räumt, die ich drin liegen gelassen habe. Mir ist egal, wer die Winterreifen wechselt oder das Fahrzeug sauber macht. Mir ist all das völlig egal. Ich zahle im Monat eine Flatrate, die wird dazu führen, dass meine Mobilitätskosten um 80 Prozent gegenüber bisher sinken. 80 Prozent geringere Kosten. Wir werden erleben, dass diese Mobile lautlos sind. Sie sind sauber, sie sind umweltfreundlich und sie sind sicher. Und sie bringen uns eine unfassbare Flexibilität, weil man nie wieder einen Parkplatz suchen muss. Wenn ich abends in die Kneipe will, lasse ich

mich von diesem Fahrzeug dahinführen. Ich steige vor der Gaststätte aus, das Ding fährt weg. Ich suche mir nie wieder einen Parkplatz. Wenn ich nach Hause will, drücke ich auf mein Smartphone und es holt mich wieder ab. Irgendein anderes Mobil in dem Fall. Ich kann jung sein oder alt, ich kann blind sein oder betrunken, es spielt überhaupt keine Rolle. Das ist ein Plus an Komfort und Lebensqualität, was in unseren Städten entsteht, für uns User, das ist grenzenlos. Aber es hat natürlich ganz viele Folgen, negative wie positive. Also 90 Prozent weniger Verkehrsunfälle mit 90 Prozent weniger Toten und Verletzten ist ja großartig. Jeder von uns wird begeistert sein. Bedeutet aber auch 90 Prozent weniger Betten in Unfallkliniken, 90 Prozent weniger Pfleger, Ärzte und Reinigungskräfte in Notfallkliniken. Schwarm-Mobilität bedeutet auch mindestens 90 Prozent weniger Karosseriewerkstätten, weil die nämlich von Verkehrsunfällen leben. 90 Prozent weniger Busfahrer, 90 Prozent weniger Taxifahrer, 90 Prozent weniger Fahrlehrer, wahrscheinlich sogar 100 Prozent.

GUNNAR SOHN: Wahrscheinlich auch 90 Prozent weniger ADAC Mitglieder.

JÖRG HEYNKES: Auch das, ja natürlich, ganz bittere Erkenntnis für den ADAC. Er wird sich dann vielleicht neuen Themen widmen müssen. Das heißt, dass man an diesem Beispiel sieht, dass sich durch eine Technologie, die zunächst einmal dafür da ist, unsere Mobilität deutlich zu verbessern und zu verändern, sich die ganze Welt verändern wird. Es verändern sich unfassbar viele Parameter. Und da sind wir an dem Punkt der Politik. Wer heute Politik betreibt und Entscheidungen trifft, zum Beispiel für Städte, für den Bereich Stadtentwicklung, der muss das wissen. Das heißt ja, Stadt muss komplett neu gedacht werden – oder anders gesagt, darf oft neu gedacht werden, weil unsere Städte an Lebensqualität in unglaublichem Maße gewinnen werden. Nehmen wir ein ganz brutales Beispiel: In Wuppertal gibt es ungefähr 630.000 Stellplätze für PKWs heute. Diese Stellplätze werden überflüssig. Das heißt auf Deutsch. Diese Flächen kann ich nutzen, diese Flächen 630.000 Mal 12,5 Quadratmeter ist eine Menge Land vor meiner Tür, vor Supermärkten, vor Schulen, vor Rathäusern und in Einkaufszonen, aber genauso auch in Gewerbegebieten. Das heißt also, dass die Parameter für Stadtentwicklung und auch für wirtschaftliche Entwicklung sich total verändern. Wenn ich also heute in der Landespolitik

zum Beispiel darüber spreche „Wie wollen wir denn in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren Gewerbeflächenentwicklung betreiben?“, dann muss ich das wissen, weil das nämlich bedeutet, dass in meinen heutigen bestehenden Gewerbegebieten ungefähr ein Drittel an Fläche gewonnen wird, weil diese nämlich derzeit als PKW-Stellfläche benutzt wird. Das heißt, die habe ich in zehn bis fünfzehn Jahren zur Verfügung, um dort gewerbliche wirtschaftliche Entwicklung voranzutreiben.

LUTZ BECKER: Hinzu kommt Industrie 4.0, die ja auch weniger Raum benötigt.

JÖRG HEYNKES: Genau.

LUTZ BECKER: Also das heißt, die Flächen, die wir für Gewerbe brauchen, werden in den nächsten Jahren dramatisch zurückgehen. Und dafür muss heute eine Gewerbeplanung ausgehen.

JÖRG HEYNKES: Richtig.

GUNNAR SOHN: Es wird in keinem Flächennutzungsplan in Deutschland überhaupt, glaube ich, nur in Ansätzen darüber nachgedacht.

JÖRG HEYNKES: Gar nicht.

LUTZ BECKER: Doch, es gibt in Solingen ein Projekt, Stöcken 17 heißt es, das eigentlich schon darauf konzipiert ist, sozusagen als digitales Dorf, als digitales Gewerbegebiet mit kleinen Einheiten hochgezogen zu werden. Ich finde, dass das ein sehr interessantes Projekt ist.

GUNNAR SOHN: Die Gallier in Deutschland sozusagen. Aber so normalerweise traditionell in Flächennutzungsplänen wird es normalerweise nicht gemacht.

JÖRG HEYNKES: Normalerweise nicht, genau!

LUTZ BECKER: Weil die Manager auch nicht darüber nachdenken. Also dieser tote Raum kostet ja eigentlich auch nur Geld und ich kann eigentlich die ganze Inhouse-Logistik dramatisch optimieren, wenn ich über neue Systeme nachdenke. Wir sehen da ja vorne diesen Pepper. Das heißt Roboter, die Assistenzfunktionen wahrnehmen. Bislang sind die Roboter

in Käfigen bei Volkswagen, wenn man die Bilder von Volkswagen sieht, damit bloß kein Mensch in die Nähe kommt. Aber diese Roboter wollen mit dem Menschen zusammenarbeiten und das ist ein ganz entscheidender Unterschied.

JÖRG HEYNKES: Also das was Lutz gesagt hat, ist ein ganz wichtiger zweiter Aspekt neben dem Thema Schwarm-Mobilität, wie gerade schon beschrieben. Nehmen wir das Thema 3D-Druck, was ja gerade in Solingen auch gerade eine herausragende Rolle spielt, Gott sei Dank. 3D-Druck wird in den nächsten 520 Wochen, in den nächsten zehn Jahren, zu unfassbaren Verwerfungen in der Wirtschaft führen. Wertschöpfungsketten werden sich völlig verändern.

LUTZ BECKER: ...verkürzen...

JÖRG HEYNKES: ...ja, verkürzen und sich einfach verändern. Es werden plötzlich Menschen, und zwar global betrachtet, in Ländern, die heute völlig von wirtschaftlicher Entwicklung abgeschnitten sind, Teilhabe ausüben können, weil sie nämlich überall, wo Strom und Internet ist und die Rohstoffe zur Verfügung stehen, die gleiche Technologie nutzen wie wir. Wenn ich also 3D-Druck habe, kann ich in jedem Land der Erde, wo Internet und Strom ist, die gleichen Produkte herstellen, wie hier, weil das Know-How in der Datei steckt – und nicht mehr in den Köpfen. Das führt dazu, dass wir erstmal – das finde ich herausragend und schön – eine neue Gerechtigkeit kriegen werden an vielen Stellen. Es werden Menschen Teilhabe an wirtschaftlicher Entwicklung haben, die bisher keine Chance dazu hatten.

Das heißt für uns in den industrialisierten Ländern aber, dass wir abgehen werden. Das ist so. Und wenn ich den Satz noch sagen darf, es wird eben in den industrialisierten Ländern zu unglaublichen Veränderungen der Wertschöpfungsketten führen. Wir nehmen das Beispiel Airbus: Airbus hat angekündigt, sie wollen in 520 Wochen, in zehn Jahren soweit sein, dass ungefähr die Hälfte eines Flugzeuges im 3D-Drucker hergestellt wird. Im eigenen Werk. Das ist toll. Nehmen wir mal das Beispiel, das wir eben mit Verkehr hatten, mit Mobilität. Das verkürzt unsere Probleme auf den Autobahnen dramatisch. Viele Güter, die wir heute permanent von A nach B fahren, werden in Zukunft just-in-time vor Ort produziert werden,

in den Fabriken und nicht mehr sozusagen auf die Lagerstrecke Autobahn gegeben. Aber das hat natürlich für die Zulieferer, die bisher diese Teile für Airbus produziert haben, dramatische Folgen, wenn Airbus diese in Zukunft im 3D-Drucker selber herstellt. Wenn der Zulieferer cleverer ist, der zum Beispiel die Turbinenschaufel bisher herstellt und selber die Kompetenz entwickelt es im 3D-Drucker besser und effizienter zu machen, als bisher, dann hat er vielleicht eine Chance als Zulieferer zu bestehen, aber er wird seine Produktionskapazität zu Airbus verlagern und seinen 3D-Drucker für dieses Produkt bei denen im Werk stehen haben und nicht mehr bei sich selber.

GUNNAR SOHN: Ist es nicht auch dann ein Problem, was du sagtest, dass es mit der Technologie im Prinzip wie mit jeder digitalen Kopie geht. Wenn sie einmal da ist, ob es jetzt Google Glasses sind oder vielleicht eine Maschine, letzten Endes wird es kopierbar und mit "Losgröße Eins" sogar herstellbar, egal auf welchem Fleck des Planeten wir uns bewegen. Das bietet einen gewissen Vorteil im reinen Akt der Produktion. Ist es nicht auch das Problem an Deutschland, dass wir zu produktzentriert denken? Wenn ich mir anschau, wie Daimler nun Schwarmintelligenz in die Organisation bringen will. Aber dort denkt man nun Mal nicht wie Google, in Plattformen, in Anwendungsszenarien, in Zugangsmöglichkeiten, in völlig neuen Konzepten, die eigentlich nicht in der DNA von Konzernen wie Daimler stecken. Da haben wir glaube ich ein kleines Problem.

JÖRG HEYNKES: Ja, wir haben glaube ich nicht nur ein kleines, sondern ein sehr, sehr großes Problem. Natürlich, das Hauptproblem von Unternehmen wie Daimler oder Volkswagen liegt schlichtweg in ihrer Größe. Sie sind als Monstrum einfach zu unbeweglich. Ich schätze die Bemühungen der deutschen Autoindustrie sehr. Aber man muss zugeben, dass es auch darum geht, das Unmögliche möglich zu machen. Auch wenn ich Daimler natürlich wünsche, dass sie es schaffen, um des Wirtschaftsstandortes Deutschland willen. Ich will ein Beispiel erzählen. Ein Freund von mir war vor wenigen Wochen mal wieder im Silicon Valley und dort sind ja auch viele deutsche Unternehmen mittlerweile präsent, wie zum Beispiel Mercedes. Er erzählte, dass er mit vielen dort Kontakt hatte und sich überall dort in den Unternehmen bewegt hat und Gespräche geführt hat.

Er kam wieder und sagte: „Ich war bei Tesla und habe mit einem Ingenieur gesprochen, der an der Entwicklung der Produktionskapazitäten beteiligt ist, um es tatsächlich zu schaffen das Modell 3 in einer Auflage von 500.000 Stück zu produzieren. Dieser Mann hat nur diesen einen Traum. Dieser Mann arbeitet 80 Stunden die Woche. Dieser Mann schläft auch manche Nacht an seinem Arbeitsplatz, weil es sonst nicht weitergeht. Dieser Mann kämpft für dieses Projekt und er ist damit nicht allein, sondern es handelt sich um Hunderte bei Tesla, bei Google, die mit diesem Brain dort unterwegs sind. Er kam zu einer Verabredung bei Daimler im Silicon Valley am Freitagnachmittag um 14:00 Uhr.“

GUNNAR SOHN: Schicht im Schacht.

JÖRG HEYNKES: Feierabend. Was ich damit meine, es geht um Mentalität, es geht um Haltung. Es geht um Visionen. Da muss man sagen, dass der Unterschied so gewaltig ist, zwischen den bestehenden Systemen, wie wir sie kennen in unseren Großindustrien, und dem was diese neuen Unternehmen mitbringen und wie sie die Menschen begeistern und mitnehmen. Das kannst du nicht mehr schlagen und man muss befürchten, dass deswegen unsere bestehenden Unternehmen da in große Schwierigkeiten kommen werden.

LUTZ BECKER: Ich möchte noch einen Schritt weitergehen. Wir sprechen ja über Utopien und wenn ich jetzt den Roboter Pepper sehe, der sicher Arbeiten übernehmen wird, die bislang eben nicht von Robotern übernommen werden konnten. Wenn ich an das selbstfahrende Auto denke, dass den Job des Taxifahrers möglicherweise übernimmt, dann müssen wir ja eigentlich unsere Gesellschaft anders denken. Das heißt, dass es diese Nine-To-Five-Jobs nicht mehr geben wird. Auf der anderen Seite bedeutet das natürlich auch einen Verlust an Orientierung und Sicherheit. Die Frage des Sozialen steht ebenso im Raum und ich glaube, dass das, wenn wir über Utopien reden, mitgedacht werden muss. Wie könnte diese Welt aussehen?

JÖRG HEYNKES: Völlig richtig, was du sagst. Ich glaube auch, dass technologische und gesellschaftliche Transformation ja immer miteinander einhergeht und das wird sich in den nächsten 15 Jahren noch viel dramatischer abspielen. Wir gehen ja davon aus, dass wir in den nächsten zehn

Jahren einen ähnlichen Transformationsprozess durchmachen, wie wir ihn in den letzten 50 Jahren in Deutschland durchgemacht haben, also sowohl technologisch, als auch gesellschaftlich. Vor 50 Jahren waren wir in Deutschland in einer dunklen Zeit. Da kamen wir gerade aus der Adenauer Zeit und fingen an ein bisschen mehr Demokratie zu wagen. Wir hatten ein Telefon zuhause mit einer Wählscheibe und einem textilen Überzug. Wir hatten einen Fernseher, der war Schwarz-Weiß und ein Energiefresser ohnegleichen. Er hatte ein miserables Bild und wir hatten drei Fernsehsender, die uns abends um 23:00 Uhr ins Bett geschickt haben. Betrachten wir uns den Transformationsprozess gesellschaftlich alleine mal. Ich versuche mich zu erinnern, als ich mit 18 Jahren meine erste eigene Wohnung mit meiner Freundin suchte, misslang das über einen langen Zeitraum, weil wir in wilder Ehe lebten. Man stelle sich vor, wir wären auch noch homosexuell gewesen. Also was haben wir für einen unfassbaren Transformationsprozess in diesen 50 Jahren, gesellschaftlich und technologisch, hingelegt. Beachtenswert und bemerkenswert, was unser Leben auch viel besser gemacht hat. Seien wir ehrlich, wie gut geht es uns heute im Vergleich zu damals und diesen gleichen Prozess werden wir in den nächsten zehn Jahren machen. Das muss man sich vergegenwärtigen.

LUTZ BECKER: Das kann man ja schon einmal daran sehen, dass sich die Zahl der Roboter innerhalb von drei Jahren verdoppelt. Das sind ja keine linearen Effekte, sondern das sind Kurven, die nach oben schießen.

JÖRG HEYNKES: Genau, so ist das. Erst einmal muss man ja sagen, dass diese Transformationsprozesse überhaupt nichts Ungewöhnliches sind, denn die haben wir schon tausende Male hinter uns gebracht. Doch das Besondere ist eben – und das sagst du zu Recht Lutz – das Tempo. Die Geschwindigkeit ist eine völlig andere und sie nimmt jeden Tag zu. Das ist auch etwas, was uns teilweise überfordert, wo Menschen merken, dass sie da nicht mehr mitgenommen werden. Deswegen ist es genau richtig, darauf hinzuweisen, dass wir uns als Gesellschaft verändern müssen. Wir müssen versuchen diese Veränderungsprozesse nicht nur zu betrachten und sie hoffentlich anzunehmen. Wir müssen lernen sie aktiv zu steuern. Nur dann haben wir es in der Hand, wie sich unsere Gesellschaft verän-

dert und ich glaube, dass wir uns an vielen Stellen noch verändern müssen. Unsere Sozialversicherungssysteme in der heutigen Art haben keine Chance diese Veränderungsprozesse zu überstehen. Sie müssen neu erdacht werden. Wenn du auf Roboter anspielst – ich bin überzeugt davon, dass es nicht lange dauern wird bis es eine Roboter-Steuer gibt, wo dann für jede Stunde, die ein Pepper, ein ASIMO oder wie die nachfolgenden Systeme heißen werden im Einsatz ist, Sozialversicherungsabgaben abgeführt werden.

LUTZ BECKER: Wobei das dann natürlich ein echtes Problem werden kann, weil dies andere Länder vielleicht nicht machen werden. Wir sehen ja gerade den Wettbewerb zwischen Ländern, gerade bei Google in Irland. Ich glaube, dass das der falsche Weg ist.

JÖRG HEYNKES: Ja gut, ich sage mal so, ich sage auch nicht, dass es so sein muss. Dies ist eine Variante. Wir sehen an dem Beispiel und an den Anmerkungen, die du gerade machst, dass das ein globales Thema ist. Das ist auch nichts, was eine Nation oder ein Bundesland für sich regeln kann. Sondern wir sind in einer globalen Entwicklung und müssen dafür auch globale Lösungen finden, weil auch die Probleme global sein werden. Wir werden sicherlich auch ein anderes Selbstverständnis von Arbeit entwickeln müssen, wenn diese Entwicklung in der Weise kommen wird, wie wir uns das heute vorstellen, dann werden in vielen Berufen Arbeitsplätze komplett wegfallen. Wir werden auf der anderen Seite ganz viele neue Jobs erleben, die in vielen Berufen kommen. Da wird die entscheidende Frage sein – und da sind wir wieder bei Politik, denn das muss ich heute anfangen zu lösen – „Wie schaffe ich es, die Menschen, deren Jobs wegfallen, dahingehend zu qualifizieren, dass sie von diesen neuen Jobs auch partizipieren können?“

LUTZ BECKER: ...oder, dass wir auch neue Berufsbilder kreieren. Das ist auch etwas, das mich herumtreibt.

JÖRG HEYNKES: Exakt. Und zwar in dem richtigen Tempo. Das ist ja unser Problem, denn wir brauchen ja viel zu lange, um Berufsbilder zu entwickeln.

GUNNAR SOHN: Ist es aber nicht so, wenn wir uns immer die duale Ausbildung anschauen, wie sie hinterherhinkt – da weißt du ja besser Bescheid, da du bei der IHK recht aktiv bist – dass wir mit den falschen Begriffen arbeiten? Begriffe prägen das Denken. Wir hatten dasselbe Problem in den 1920er Jahren, wo wir schon längst Industrieland waren, aber noch bei den Lobbyisten in einer Agrarökonomie vergraben waren. Schumpeter hatte in seiner Forschungsarbeit in Bonn festgestellt, dass wir mental noch Agrargesellschaft sind, obwohl wir schon längst Industriegesellschaft sind. Und heute sind wir schon längst nicht mehr Industriegesellschaft, sondern etwas anderes. Wir sind seit den 60er Jahren – da ging es runter mit der Industrie – schon lange nicht mehr Industrieland, trotzdem werden diese Begriffe immer wieder angeführt, wie zum Beispiel Industrie 4.0. Lenkt das nicht auch in die falsche Richtung?

JÖRG HEYNKES: Mag gut sein. Es ist richtig, was du sagst, dass solche Begrifflichkeiten ja auch eine Debatte prägen, auch das ist sicherlich eines der Probleme. Insgesamt glaube ich, dass wir dahin kommen müssen, dass die Führungspersonlichkeiten in Politik und Wirtschaft und in Gesellschaft, vor allem dort, wo über Bildung gesprochen wird, sich in einem viel stärkeren Maße als bisher mit diesen Themen auseinandersetzen müssen. Wir brauchen dafür nicht nur runde Tische, sondern ganz andere Tools, um viel schneller zu den richtigen Lösungen zu kommen. Zu dem Beispiel, das wir gerade mit den neuen Berufsbildern hatten: Ich erlebe in der IHK, in meiner Rolle als Vizepräsident, was es für ein unfassbarer bürokratischer Weg vom Bedarf in der Wirtschaft in einem bestimmten Bereich zu der Entstehung eines tatsächlich neuen Berufsbildes ist. Das braucht heute acht bis zehn Jahre. Das ist unfassbar.

GUNNAR SOHN: Das gibt es an der Hochschule doch auch, oder?

LUTZ BECKER: Ja, naja... das kommt darauf an. Ich komme ja von einer privaten Hochschule und da laufen die Prozesse deutlich schneller. Wir brauchen für die Entwicklung eines Studiengangs ungefähr ein Semester.

GUNNAR SOHN: Ihr arbeitet aber auch ganz anders auch mit den Modulen. Aber wenn du das in der Fläche siehst in Deutschland...

LUTZ BECKER: Ja, da sieht es noch anders aus. Das ist richtig. Man muss ja sehen, dass die Welt sich verändert. Also wenn ich meinen Eltern erzählt hätte, dass ich gerne Web-Designer oder Tattoo-Artist werden möchte, dann hätten sie mir einen Vogel gezeigt. Bei letzterem wohl immer noch. Aber wenn man mal zurückschaut, gibt es ganz viele Jobs, die es vor zehn oder zwanzig Jahren nicht gegeben hat und da muss man sozusagen mal auf die Stärken achten: Wo können wir denn neue Jobs entwickeln, gerade im sozialen Bereich? In der Pflege haben wir einen dringenden Bedarf. Jetzt ist natürlich die Frage, wie lenken wir da natürlich auch Finanzströme um? Kann das noch mit den Steuerparadiesen so weitergehen, wie bisher? Das ist eine Frage, die da deutlich dranhängt. Du hattest eben über eine Maschinensteuer gesprochen – eine Transaktionssteuer kann ja vielleicht auch, wenn sie auf europäischer Ebene realisiert würde, sicherlich einiges auch abfedern.

JÖRG HEYNKES: Absolut richtig, ich glaube, sie soll ja jetzt auch kommen. Endlich! Sie ist aus meiner Sicht noch viel zu niedrig angesetzt, aber es ist gut, dass es endlich von Seiten der europäischen Finanzminister jetzt angedacht ist. Ich denke, es könnte noch viel weiter gehen. Wir brauchen da völlig neue Lösungsansätze. Wir brauchen einfach eine grundlegende Gerechtigkeitsdebatte in unserer Gesellschaft. Ich glaube, dass das einer der wichtigsten Aspekte ist. Wenn wir die Unzufriedenheit der Menschen erleben, nicht nur in Deutschland, sondern auch in umliegenden Ländern, wenn wir erleben, welche Wahlergebnisse teilweise zustande kommen, dann machen wir es uns ja viel zu leicht und viel zu einfach, immer nur auf die aktuelle Flüchtlingsdebatte zu schießen. Schauen wir uns die Wahlbeteiligung der letzten dreißig Jahre an, die ständig abgenommen hat. Das hat ja seine Ursache darin, dass Menschen sich zunehmend abgehängt und nicht mehr mitgenommen fühlen von den Politikern und den Parteien. Wenn man sich ansieht, dass bei der Landtagswahl in Mecklenburg-Vorpommern eine AfD nicht nur dieses Wahlergebnis eingefahren hat, das sie eingefahren hat, sondern viel interessanter war ja der Zuwachs der Wahlbeteiligung von ca. 50 auf ca. 60 Prozent. Also zehn Prozent mehr Bürger sind wählen gegangen. Da hätten wir früher in die Hände geklatscht vor Freude und gesagt, endlich gehen die Menschen wieder wählen.

GUNNAR SOHN: Normalerweise haben dann auch die etablierten Parteien diese Stimmen bekommen.

JÖRG HEYNKES: Ja genau, und wie war es hier in diesem Fall? Ungefähr 85 Prozent dieser zehn Prozent, die wieder wählen gegangen sind, haben die AfD gewählt. Da kann man sich natürlich die Frage stellen, wie es gewesen wäre, wenn einhundert Prozent wählen gegangen wären. Wie wäre das Wahlergebnis denn dann ausgefallen? Was wir hier erleben, ist ja, dass die Menschen glauben, in dem Moment bei dieser Partei eine Möglichkeit gefunden zu haben...

GUNNAR SOHN: ...aber bringen es die etablierten Parteien dann nicht so rüber, dass diese Leute, die am Rand stehen und sich zu den Verlierern zählen, diesen Parteien förmlich in die Hände getrieben werden?

JÖRG HEYNKES: Natürlich.

GUNNAR SOHN: Also genau wie beim Phänomen Donald Trump, dass er quasi nur auf der Seite der Verlierer einsackt. Man muss ja ganz klar sagen, Barack Obama, Bill Clinton und Hillary Clinton betreiben eher eine Establishment-Politik. Ja natürlich, also da sind unglaublich viele Fehler gemacht worden. Einer der größten Fehler sind große Koalitionen. Große Koalitionen sind per se eine unglaublich schlechte Lösung, weil es einfach dazu führt, dass die Menschen zu dem Ergebnis kommen, dass es völlig egal ist, wer da gerade regiert. Also wenn klar ist, dass immer nur CDU oder SPD, oder am besten dann noch in einer großen Koalition, regieren, dann haben die Menschen doch das Gefühl, dass es völlig egal ist, wer da drankommt.

LUTZ BECKER: Das nicht programmatische. Also ich weiß ja gar nicht mehr wofür eine SPD steht, wofür eine CDU steht.

GUNNAR SOHN: Genau, wo ist der Unterschied?

LUTZ BECKER: Eine SPD steht für sicherlich völlig überalterte Arbeitsbilder. Also die SPD hat ihre Ideologie nie modernisiert. Die CDU hat sie aufgegeben – das „C“ in vielen Beziehungen.

GUNNAR SOHN: Die Gewerkschaft steht auch für alte überkommene Arbeitsbilder beispielsweise.

LUTZ BECKER: Ja, die ziehen sich immer wieder auf eine immer kleiner werdende Nische zurück, die dann irgendwann weg ist. Also das heißt, dass die Gewerkschaften sich dringend neu denken müssen.

GUNNAR SOHN: Vor allem gibt es auch eine unheilige Koalition zwischen den Arbeitgeberverbänden und den Gewerkschaften, wenn es zum Beispiel um dezentrale Arbeit geht. Also die choleralischen Chefs sagen eben, ich möchte sie im Büro sitzen sehen und die Gewerkschaften warnen vor Ausbeutung der ständigen Erreichbarkeit. Wobei ich, wenn ich eine Präsenzpflcht habe, noch viel mehr ausgebeutet werde durch ständige Verfügbarkeit. Also das ist nicht das Argument, aber die Gewerkschaften blockieren das.

JÖRG HEYNKES: Naja und versuche diese Debatte, die dort – wie du gerade zurecht beschreibst – geführt wird, mal einem heute 21-Jährigen, der in Berlin lebt, nahezubringen, der ein völlig anderes Verständnis von Arbeit hat und wie er diese in Zukunft ausüben will.

Was viele noch nicht begriffen haben, ist, dass Unternehmen – und das gilt auch für Parteien und andere Organisationen – sich komplett neu entwickeln müssen. Damit sie die notwendige Attraktivität haben, zum Beispiel für diese jungen Leute, die auf dem heutigen Arbeitsmarkt, in den wir gerade hineinlaufen, entscheiden können, welchen Job sie denn annehmen möchten. Da wird es noch um andere Fragestellungen gehen, als nur die Höhe des Gehaltes und die Frage eines Firmenwagens, sondern da geht es um die Frage, was für eine Kultur dieses Unternehmen hat. Welches Leitbild? Wo wollen sie eigentlich hin und was für Leute arbeiten da? Will ich mit diesen Menschen, die da sind, eigentlich meine Zeit verbringen? Die Arbeitszeit ist ja ein erheblicher Teil unserer Lebenszeit. Ich erlebe das in jungen dynamischen Unternehmen, wie auch bei mir hier in der VillaMedia, wenn die aus dem Bereich Virtual Reality oder aus dem Bereich Programmierung kommen, und man da hinein geht, dann hat man eher den Eindruck, dass man in einen Spielsalon oder in einen Club kommt. Und das ist genau das wohin sich Unternehmen ein Stück weit

verändern werden, das heißt aber, dass man die Strukturen und die Hierarchien verändern muss. Man muss die Voraussetzungen was das Lebensumfeld Arbeitsplatz betrifft, total verändern, um die notwendige Attraktivität zu erlangen. Das ist einer der vielen Veränderungsprozesse, die wir da erleben werden.

GUNNAR SOHN: Da hat der Ökonom Thomas Straubhaar aber ein ziemlich negatives Szenario gezeichnet. Er sagte, wenn er sich die Kaminkarrieren der klassischen Führungskräfte in Deutschland anschaut, dann sind das nämlich eben genau die Personen, die das nicht wuppen werden. Er hat dann auch, wie ich das mal geschrieben habe, gefordert, dass Supernerds in die Chefetagen, also mehr Nerds an die Führungspositionen müssen – das ist aber glaube ich eine ziemlich utopische Geschichte.

LUTZ BECKER: Aber das sollte auch für die Politik gelten. Das heißt die Kamine sind ja in allen Organisationen das Problem.

GUNNAR SOHN: Ja, ganz ausgeprägt. Nicht umsonst heißt es ja Feind, Todfeind, Parteilfreund. Du musst Dich in Deiner eigenen Partei durchsetzen, um etwas zu werden. Letzten Endes ist es völlig egal, wie dann nachher das Zweitstimmenergebnis abgeht, du musst den Listenplatz erobern. Du musst dich intern durchsetzen. Und in diesen Karrierestrukturen haben dann solche Geeks, Nerds und Spieler keine Chance.

JÖRG HEYNKES: Das ist ja das, was wir damit meinen, dass sich die Strukturen verändern müssen, in den Unternehmen, genauso wie in den Parteien. Der Weg nach oben darf nicht mehr so laufen, wie er in den letzten Jahrzehnten gelaufen ist: Die alten Männer in den grauen Anzügen in den Hinterzimmern...

GUNNAR SOHN: ...auf den IT-Gipfeln (lacht).

JÖRG HEYNKES: So ist es ja in der Vergangenheit oft in der Politik gelaufen, alte Männer treffen sich in Hinterzimmern und entscheiden, was passiert. Das erleben wir nicht nur im Wuppertaler Rathaus, sondern auch im Kölner und in vielen anderen. Wir brauchen dort sicherlich auch viele Veränderungsprozesse, genauso wie in den Unternehmen, weil die Wege

zur Macht auch heute immer noch viel zu selten an Qualitäten gemessen werden, sondern letztendlich an Netzwerken und an Verbindungen.

GUNNAR SOHN: Habitus statt Qualifikation. Das ist doch die Realität.

JÖRG HEYNKES: Das ist so.

GUNNAR SOHN: Jetzt haben wir im Prinzip auch das Zukunftsszenario in utopischer und dystopischer Weiser als zweiten Fragekomplex abgehandelt. Daher kommen wir zum Dritten: Was würdest du machen, wenn du König von Deutschland wärst?

JÖRG HEYNKES: Ja das ist natürlich eine Wahnsinnsfrage. Damit habe ich mich noch nie beschäftigt, weil ich so jemand bin, der so sehr versucht, sich immer im Rahmen seiner Möglichkeiten zu bewegen und das unmittelbar Mögliche zu machen.

GUNNAR SOHN: Gut, Rio Reiser hatte eine klare Vision.

JÖRG HEYNKES: Ja, das stimmt. Das habe ich auch immer sehr bewundert an ihm. Nein, also was würde ich machen, wenn ich König von Deutschland wäre? Vieles verändern natürlich, keine Frage. Wenn ich ein Bild einer Gesellschaft malen will, die ich dann versuchen würde mit anderen gemeinsam zu erzeugen, dann ist das sicherlich eine sehr bunte Gesellschaft – eine in der vor allem Menschen in dieser Gesellschaft viel aktiver an der Gestaltung ihrer Zukunft beteiligt werden.

Ich erlebe das bei uns hier im Projekt Klimaquartier Arrenberg, was es bedeutet, wenn auf einer Quartiersebene – und das ist glaube ich eine Schlüsselebene, weil das nämlich der Lebensraum ist, den Menschen noch überblicken können, wo so etwas wie Heimat auch sein kann – wenn dort Menschen konkret an der Bewerkstelligung ihrer Zukunft mitarbeiten können. Das macht nicht nur Freude und bietet nicht nur Heimat für diese Menschen, sondern bringt sie richtig weiter, inhaltlich. Viele bei uns im Quartier haben bei uns am Anfang einfach nur lustgetrieben mitgemacht, weil es einfach Spaß machte. Mittlerweile sind sie über den Prozess des Mitmachens innerlich so viel weitergekommen, dass sie sich in herausragender Weise entwickelt haben.

Also viel stärkeres bürgerliches Engagement, Einbinden, Prozesse vor Ort organisieren, viel stärkere Innovationen. Das Thema Nachhaltigkeit, auch wenn der Begriff mittlerweile etwas missbraucht wird, ist trotzdem eines der wichtigsten Schlagworte. Wir haben nicht über das Thema Energieversorgungssysteme gesprochen, die sich ja in einem ähnlichen Entwicklungs- und Veränderungsprozess befinden, wie die Mobilität. Das ist ein gutes Beispiel für das, was ich völlig anders machen würde: Die Bundesregierung kämpft im Moment darum den Oligarchen RWE, E.ON und Vattenfall wieder ihren Platz zu ermöglichen, dass sie wieder die Chance bekommen, uns in Abhängigkeit mit Energie zu versorgen.

GUNNAR SOHN: Mit einem Ablasshandel für Atommüll, auch.

JÖRG HEYNKES: Genau, richtig.

LUTZ BECKER: Wieder diese Koalition Gewerkschaften und Unternehmungen – das passt wunderbar ins Bild.

GUNNAR SOHN: Das macht die IG Metall aber auch sowas von mit.

JÖRG HEYNKES: Ja und die IG Bergbau und so weiter. Also genau das Gegenteil tun. Frappierend und ein fantastisches Beispiel dieses Themenfeldes, wo man sieht was möglich ist und wie einfach es wäre: Wir haben im Moment, 2017, einen Anteil von erneuerbaren Energien von ca. 37 Prozent im Strombereich. Diese Energiewende, die so erfolgreich war bis die Bundesregierung sie absichtlich abgewürgt hat, wurde ja zu 80 Prozent von Bürgern dieses Landes gestaltet. Das darf man ja nicht vergessen. Das sind ja die Bauern gewesen, die Bürger und die Unternehmer gewesen, die diese Anlagen finanziert und gebaut haben.

LUTZ BECKER: Auch Bürgergenossenschaften.

JÖRG HEYNKES: Genau. Das heißt also, dass es eine Technologie und das Bewusstsein bei den Menschen gibt, die Versorgung ihres Unternehmens, ihres Gebäudes, ihres Wohlstandes mit Energie in die eigene Hand zu nehmen. Dieses selber zu finanzieren und selber zu organisieren – und zwar in einer umweltfreundlichen und nachhaltigen Art und Weise.

GUNNAR SOHN: Übrigens auch jene Klientel Politiker und Lobbyisten, die jahrzehntelang hunderte von Millionen Euro in Anspruch genommen haben für die Atomenergie, die sich jetzt über jeden Cent aufregen, der quasi über die EEG-Umlage zusätzlich gezahlt werden muss.

LUTZ BECKER: Wobei man ja eigentlich auch sehen muss, dass es gar nicht so sehr die nachhaltige Energie ist, die da gefordert wird, sondern eben vor allem erst einmal der Betrieb der Braunkohle über einen Rechen-trick. Das wissen ja die wenigsten Leute, dass es ein Rechen-trick ist.

JÖRG HEYNKES: Von der EEG-Umlage, die wir heute zahlen, geht der kleinste Teil tatsächlich in die Förderung der Solar- oder Windenergie, der allergrößte Teil dient dazu, die Braunkohle zu finanzieren. Völlig absurdes Theater. Ein tolles Beispiel, weil ja die Frage ist, was ich anders machen würde. All diese Dinge würde ich völlig anders machen, weil wir witzigerweise ja zwei völlig unterschiedliche Handlungsoptionen haben, die für mich zusammengehören. Das eine sind technologische Innovationen. Ich glaube, dass wir alle diese technologischen Innovationen zwingend benötigen, um den Anforderungen gerecht zu werden und um nachhaltiger, effizienter und vor allem umweltfreundlicher unser wirtschaftliches Leben zu organisieren.

LUTZ BECKER: ...und um auch ein gutes Leben zu führen. Das ist ja auch Bequemlichkeit, das elektrisch verstellbare Bett. Das sind so Dinge, an denen man sehen kann, dass Technik auch Bequemlichkeit bieten kann. Das Auto, das uns immer noch von A nach B bringt, künftig vielleicht schwarmmobil. Aber trotzdem die Technik, die uns bewegt, die uns Möglichkeiten eröffnet...

JÖRG HEYNKES: Richtig. So, das heißt also auf der einen Seite technologische Innovationen nutzen, überall wo es Sinn macht. Auf der anderen Seite zurück zu den Wurzeln an ganz vielen Stellen. Wir hatten gerade das Thema Energieversorgung. Bis zur Zeit der Industrialisierung haben die Menschen sich mit Energie selber versorgt und zwar auf eine sehr beschwerliche Art und Weise. Sie sind in den Wald gegangen, haben Holz gesammelt, haben das Holz angezündet, haben damit in ihren Häusern Wärme und teilweise Licht produziert. Sie haben Kerzen benutzt und andere Dinge. Da wollen wir nun nicht unbedingt hin zurück.

GUNNAR SOHN: Mit einer sehr schlechten Ökobilanz.

JÖRG HEYNKES: Genau. Aber wir haben gerade das Beispiel gehabt: Mit neuesten Technologien kann ich mich als Bürger wieder selber mit Energie versorgen und zwar deutlich besser, deutlich effizienter, deutlich umweltfreundlicher, als dass irgendein Oligarch jemals konnte.

GUNNAR SOHN: Bis hin zu Erdwärme und solchen Dingen.

JÖRG HEYNKES: All diese Dinge gehören dazu. Nehmen wir das Thema Ernährung. Da haben wir noch nicht drüber gesprochen. Es ist eines der großen Themenfelder, die uns in den nächsten Jahren bewegen werden. Wie schaffen wir es wirklich acht oder neun Milliarden Menschen zu ernähren, aber indem diese Lebensmittel auch umweltfreundlich hergestellt werden, indem die CO<sub>2</sub> Belastung nicht zu sehr steigt, indem sie biologisch erzeugt werden können?

GUNNAR SOHN: Also nicht das Beispiel Bayer Monsanto.

JÖRG HEYNKES: Ein schreckliches Beispiel. Für mich unbegreiflich, wie ein solcher Konzern einen solchen Fehler machen kann, aber das ist ein anderes Thema.

LUTZ BECKER: Auf der anderen Seite muss man natürlich auch sehen. Wenn die einen strategischen Fehler machen, genauso wie RWE strategische Fehler gemacht hat, die Energiewende nicht erkannt hat, sich an Thames Water beteiligt hat, dann hat das ja gravierende Folgen. Also die strategischen Fehler von RWE spüren heute Städte im Ruhrgebiet, weil sie auf einmal kein Geld mehr haben. Deswegen ist das Risiko jemanden so groß werden zu lassen extrem gefährlich.

GUNNAR SOHN: Das wird man bei diesem sechzig Milliarden Dollar Deal dann auch sehen bei Bayer. Denn der Aufsichtsrat-Chef sagte ganz klar, dass der Grund dafür das Welternährungsproblem sei. Das wollen sie mit Monsanto lösen.

LUTZ BECKER: Das glaube ich auch und das weiß ich auch, dass das bei denen auch wirklich ein Thema ist. Sie haben natürlich auch bestimmte Prämissen, wie das gelöst werden kann – und Monsanto steht ja vor allem

für die großen Saaten, wie Soja, und da sind sie ja relativ stark. Aber es gibt eben auch die Parallelentwicklung, wie ihr jetzt auch das Klimaquartier Arrenberg habt, mit City Farming...

GUNNAR SOHN: ...Dezentralität.

LUTZ BECKER: Ein Farm-Roboter, aus einem 3D gedruckten Teil, einem Rasenmäher und einem iPhone bestehend und der in der Lage ist zu erkennen: Die Erdbeere ist rot ist und die kann ich pflücken. Oder der erkennt: Die Blätter sind braun und Dünger oder Pflanzenschutzmittel wird benötigt. Da werden wir auch sehr preiswerte Geräte sehen – so wie heute zum Beispiel, na ich weiß nicht, ein Laubbläser – die viel intelligenter sind und es mir ermöglichen in kleinen Flächen etwas hoch effizient und biologisch zu produzieren.

JÖRG HEYNKES: Das ist ja genau das, was wir ja zum Beispiel mit dem Farm-Konzept anstreben. Das ist ein für mich ganz großes Bild für die Zukunft. Wir werden erleben – und davon bin ich zutiefst überzeugt – dass wir in zehn bis 15 Jahren überall in den Städten Stadtfarmen haben werden, so wie wir sie im Moment mit der Arrenberg Farm planen. Wo man in den Brachflächen in Städten, von denen wir jetzt schon genug, vor allem an Bahnbrachen haben – und wir haben ja eben darüber gesprochen, wie viel Platz wir gewinnen werden, wenn die Stellplätze alle zur Verfügung stehen – werden wir genug Platz haben und wir werden erleben, dass wir wieder anfangen werden mitten in den Städten einen großen Teil der Lebensmittel zu produzieren, die wir benötigen.

LUTZ BECKER: Die Imker machen uns das gerade vor, die gehen in die Städte.

JÖRG HEYNKES: Exakt. Und man kann eben heute über Aquaponik-Systeme zum Beispiel wunderbar mitten in Städten auf einer relativ begrenzten Fläche erhebliche Mengen an Lebensmitteln herstellen, sowohl Fische, als auch Gemüse, die dann aber in biologischer Weise dort produziert werden. Das ist eine Vermischung von Hightech-Landwirtschaft mit Manufakturtätigkeit. Das heißt, hier hat man dann auch die Möglichkeit – so sehen wir das – diese Farmen wirklich als Kraftwerk zu betreiben. Wir konzipieren unsere Arrenberg Farm derzeit als ein Kraftwerk. Sie soll

auf der einen Seite sehr viel Energie liefern, weil sie deutlich mehr Energie produzieren wird, als sie verbraucht. Sie wird den Menschen im Quartier biologisch erzeugte gesunde Nahrungsmittel liefern: gestern gewachsen, heute gepflückt, morgen gegessen. Ohne Transportwege, keinerlei CO<sub>2</sub>-Belastung und, last but not least, und mit am wichtigsten: Sie wird den Menschen im Quartier Arbeitsplätze bieten. Und zwar vor allem und gerade denen, die nicht über einen Hochschulabschluss verfügen. In den Manufakturen, die wir dort betreiben werden, werden wir nicht nur Bier brauen und Schnaps brennen, sondern eben auch die Lebensmittel, die Tomaten und all das Gemüse, das dort produziert wird, veredeln, zu hochwertigeren Produkten machen und so weiter. Das heißt, hier bestehen Riesenchancen für unsere Gesellschaft. Ich bin sicher, dass das ein Trend ist, der sich in allen Bereichen Deutschlands und Europas durchsetzen wird und unsere Städte nochmal wieder total zum Positiven verändern wird und uns ganz viel Perspektive gibt. Aber all diese Dinge sind immer dezentral und sie sind immer in einer gemeinwohlorientierten Haltung entwickelt. Und das ist glaube ich wichtig, da waren wir ja eben auch schon einmal an dem Punkt der wirtschaftlichen Struktur unseres Landes, ich glaube, dass wir insgesamt deutlich gemeinwohlorientierter unsere Wirtschaft entwickeln müssen, als es bis heute der Fall ist. Und da sehe ich genau solche Konzepte als hervorragende Möglichkeiten.

GUNNAR SOHN: Das war die Premierensendung, unser heutiger König von Deutschland.

LUTZ BECKER: Ja, vielen Dank Jörg Heynkes für die Einladung hier in die VillaMedia nach Wuppertal.

# Warum wir Rulebreaker brauchen

*mit Sven Gabor Jánosky*

Sven Gabor Jánosky, Jahrgang 1973, bezeichnet sich selbst als Optimist und verrät im Gespräch, warum uns Regelbrüche zukünftig weiterbringen werden.

Zukunftsforschung klingt für den Laien schnell nach Wahrsagerei und Hokuspokus, sagt der ehemalige ARD-Radiomoderator, Vize-Jugendmannschafts-Meister der DDR im Schach, Bezwinger des Kilimandscharo und routinierter Marathon-Läufer und Träger des sächsischen Hörfunkpreises 1996.

Doch der studierte Politikwissenschaftler und Journalist Sven Gabor Jánosky macht deutlich, dass sich die Zukunft sehr wohl erforschen lässt. „Man kann durchaus sagen, dass die Tendenzen und Treiber in eine bestimmte Richtung treiben und wenn sich über einen Zeitraum X daran nichts ändert, dann führt das vermutlich mit einiger Wahrscheinlichkeit in diesen Zustand“, erklärt der Leiter der Denkfabrik „2b AHEAD Think-Tank“. Solch Vorhersagen lassen sich vor allen in Bereichen der Technologie und Wirtschaft beobachten, bei Politik, Sport oder dem Glücksspiel hingegen ist es faktisch unmöglich sichere Prognosen zu geben. Doch sei ein Blick in die Zukunft unumgänglich. „Ich weiß nur, dass wir jetzt 30 Jahre Zeit haben, um einige wichtige Frage zu klären. Also lasst sie uns klären“, mahnt er.

Eine der Fragen, die es zu klären gilt, ist die nach der Zukunft von Künstlicher Intelligenz. Jánosky vertritt dabei nicht die allgemeine Meinung, man solle nicht erwarten, dass Künstliche Intelligenz das menschliche Gehirn abbilde. Es sei viel realistischer anzunehmen, dass ich neben dem menschlichen Gehirn eine eigene kognitive Intelligenz entwickle. Konkreter noch, würde dies bedeuten, etwas zu entwickeln, das eine viel höhere Rechen- und Speicherkapazität habe, als das Gehirn des Menschen. „Etwas, das eine wesentlich höhere Strategiefähigkeit hat als der Mensch,

was dazu führt, dass dieses Ding, einmal losgelassen, möglicherweise andere Menschen gegen mich manipulieren kann“. Etwas das in strategischen Bereichen besser als das menschliche Gehirn sei, prognostiziert der Zukunftsforscher, das „durchaus in der Lage ist, andere Menschen durch Bestechung oder Manipulation zu seinem Willen zu bringen und die anderen Menschen sich gegen mich wenden zu lassen“. In einem dystopischen Szenario klingt dies erst einmal sehr gefährlich für die Menschheit, doch Jánoszy glaube daran, dass dies zukünftig auch ganz wundervolle Möglichkeiten biete.

Doch welche konkreten Veränderungen sieht der Zukunftsforscher auf uns zukommen? Quantencomputer und Blockchain sind für den Trendforscher und in Zukunft ein großes Thema, das auf uns zukommen wird. In diesem Zusammenhang ließe sich schon im Silicon Valley beobachten, dass neue Technologien auch immer die Gefahr bergen, Staaten mit neuen Systemen zu unterlaufen und vorhandenen Regulierungen zu entziehen. Doch Jánoszy sieht darin auch Raum für neue Innovationen. „Infrage stellen von Regeln, Regulierungen, Gesetzen und der Staatlichkeit führt auch zu wichtigen Veränderungen und Innovationen“, erklärt der Trendforscher. Unabdingbar sei dabei aber, dennoch einen Zustand zu schaffen, der zum Wohle der Allgemeinheit führe.

Der Trendforscher hat den Begriff des Musterbrechers oder Rulebreakers geprägt, damit meint er Menschen, die die Gunst der Stunde nutzen um die ungeschriebenen Regeln in einer Branche schlicht brechen und uminterpretieren. In der Automobilbranche beispielsweise herrscht die ungeschriebene Grundregel, dass es einen Menschen gibt, der das Fahrzeug fahre, erklärt der Trendforscher. Breche man diese Grundregel, indem man auf einen Fahrer verzichte, könnte man eine ganz neue Art der Fortbewegung konzipieren. Jánoszys Rulebreaker haben eines gemeinsam. Sie kommen zu dem Schluss, manche ganz bewusst, andere eher durch Zufall, dass die bisherige Interpretation der Welt, die geltenden Regeln, an die alle glauben, nicht mehr stimmen. „Ich glaube sogar, dass es unsere Aufgabe ist, diese Regelbrüche voranzutreiben, weil sie die Welt wirklich voranbringen“, so Jánoszy.

Doch wie sieht ein bekennender Optimist die Zukunft der Welt? Die zunehmende Rolle der Technologie ist für den Familienvater in Zukunft unumgänglich: „Meine Kinder werden keine Chance haben in einer Welt ohne Computer und ohne Digitales zu leben.“ Und deswegen rät er seinen Kindern, sich mit Programmieren stärker auseinanderzusetzen. Auch sollen seine Kinder verinnerlichen, dass das was sie einmal in Schule und Universität lernen, nicht Bestand für das ganze Leben habe. „Ich muss meine Kinder auf eine Welt vorbereiten, in der ihr Leben anders abläuft“. Der Schlüssel dafür sei das aktive Vergessen: „Wir müssen zum richtigen Zeitpunkt vergessen, um Platz frei zu machen für das Neue“, erklärt Jánoszy.

Aktuell denke der Mensch noch zu linear in einer Welt, die sich fast ausschließlich exponentiell weiterentwickelt. Dies führe laut Jánoszy zwangsläufig zu einer Situation, in der es eine Ungleichheit unter Menschen gebe. Ein Lösungsansatz könnte das Bildungssystem sein. „Wenn wir es durch unser Bildungssystem schaffen würden, nicht mehr linear zu denken, sondern den Menschen beizubringen exponentiell zu denken, dann wäre sicherlich jeder Grund, aber jedenfalls ein wesentlicher Grund für Ungleichheit in der Welt weg.“ Zudem lässt sich heute noch beobachten, dass es Arbeitnehmern aber auch der aktuell betriebenen Politik an Utopien fehle.

Ein Vorbild, das möchte Jánoszy für die jüngere Generation sein, in einer Welt, in der er König von Deutschland wäre: „Ich würde versuchen unsere Jugendlichen, unsere Kinder und unsere jungen Forscher für die wesentlichen Utopien dieser Welt, technologisch gesehen, zu begeistern. Ich würde Deutschland zum Testlabor für Quantencomputer, Künstliche Intelligenz und Genetik machen“, sagt er. Ihm sei es besonders wichtig, den Menschen ein Leitbild zu geben, wie es zukünftig aussehen könnte und wie man dahin komme. Ihm gehe es darum, die Welt zu verändern, und das nicht indem Deutschland Innovationen nur weiterentwickle, sondern indem man wieder mehr den Mut habe, aus eigener Kraft etwas komplett Neues zu schaffen.

GUNNAR SOHN: Drei Fragenkomplexe stehen im Raum: (1) Was bewegt dich? (2) Welche Zukunft siehst du? (3) Was würdest du machen, wenn du

König von Deutschland wärst? Unser Gast in der dritten Folge ist der Zukunftsforscher Sven Gábor Jánosky. Ja Sven: Was bewegt dich?

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Also mich bewegt der Gedanke die Menschen, mit denen ich zu tun habe, dazu zu bringen, dass sie sich ein Zukunftsbild erarbeiten. Das hat ganz viel mit Utopie zu tun, aber auch wieder nichts mit Utopie zu tun. Einige Menschen schaffen es sich ein Zukunftsbild zu erarbeiten wo der Weg bis dahin nicht klar beschreibbar ist – was tatsächlich eine Utopie ist. Das sind einige wenige, die sozusagen die großen Utopien haben. Andere geben sich eben Zukunftsbilder, wo man heute eigentlich schon einen relativ klaren Weg dahin beschreiben kann.

Da kann man sich streiten, ob das noch eine Utopie oder einfach ein Zukunftsbild ist. Mir ist das an dieser Stelle eigentlich ganz egal. Für mich ist wichtig, dass ich mit Menschen zu tun habe oder ich Menschen dazu befähige, sich ein Bild zu entwickeln, was in der Zukunft liegt und auf das sie in ihrem persönlichen Leben hinstreben. Das ist meine Berufung, wenn man so will.

LUTZ BECKER: Du wirst in der Presse gerne als Zukunftsforscher bezeichnet. Kann man etwas erforschen, was es noch nicht gibt?

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Ja. Ganz klar, ja. Allerdings nicht mit quantitativen Methoden. Also man kann es nicht messen und nicht zählen. Man kann es trotzdem erforschen, weil es in unserem Leben oder in dieser konstituierten Welt Bereiche gibt, die sehr nach Kausalzusammenhängen funktionieren. Also kurzgesagt: Wenn heute das Investment in eine bestimmte Technologie von allen wesentlichen wichtigen Treibern – also in einem Ecosystem – groß ist, dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich das in der Zukunft durchsetzt, relativ hoch. Also man kann natürlich Zukunft nicht erforschen in dem Sinne, dass man wahrsagt und sagt, dass es in zehn Jahren genauso ist. Aber man kann sagen, dass die Trends, die Tendenzen und die Treiber, die es heute gibt, in diese Richtung treiben. Und wenn sich über den Zeitraum X daran nichts verändert, dann führt das vermutlich mit einiger Wahrscheinlichkeit in diesen Zustand. Und das geht nur in bestimmten Bereichen, die eben nach diesen Kausalketten funktionieren. Das ist die Technik sowie Geschäftsmodelle und die Wirtschaft. Das ist nicht die Politik, nicht der Sport und nicht das Glücksspiel

– all das ist es eben noch nicht. Da muss man die Fähigkeiten und Möglichkeiten der Zukunftsforschung also völlig beschränken. Das ist ein ganz kleines Gebiet, das auch nur Aussagen für einen kleinen Ausschnitt der Welt liefern kann.

LUTZ BECKER: Wenn du in Deine Zukunft schaust, gibt es Dinge, die dich erschrecken und Dinge, wo du sagst „Oh ja, da möchte ich gerne hin“?

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Da gibts ganz viele Dinge... Ich fange da mal von hinten an. Es gibt ganz viele Dinge, bei denen ich sage, da möchte ich hin. Und es gibt einige Dinge – „erschreckend“ ist vielleicht das falsche Wort – deren Weg ich noch nicht kenne. Dinge, bei denen ich noch nicht weiß, wie wir dahin kommen oder ich noch nicht den Zustand kenne, in dem das, was da passiert, lebenswert wird. Also ich gebe ein ganz anderes Beispiel: Die Wahrscheinlichkeit, dass in der Lebensspanne meiner drei Kinder die Welt an einen Zustand gerät, in dem diese Kinder, diese Menschen, zur zweitintelligentesten Spezies werden, weil Computer ungefähr ab dem Jahr 2050/2060 eine höhere kognitive Intelligenz erlangen. Die Wahrscheinlichkeit, dass das passiert ist hoch. Und das hat ganz viele positive Seiten. Weil das die Basis dafür ist, dass meine Kinder vermutlich länger leben als ich – länger gesund leben werden als ich, dass viele der Menschheitsprobleme durch Technologie gelöst werden, in dieser Zeit. Vermutlich Energie und Wasser und Hunger. Ganz viele neue Probleme entstehen, aber dennoch wissen wir nicht – oder zumindest ich nicht – wie wir mit einer Welt umgehen, in der Menschen die zweitintelligenteste Spezies sind. Jetzt gibt es ganz sicher Menschen, die bei diesem Bild erschrecken. Ich bin da weniger schreckhaft. Ich weiß nur, dass wir jetzt 30 Jahre Zeit haben, um einige wichtige Fragen zu klären. Also lasst sie uns klären.

GUNNAR SOHN: Die Frage ist – da scheiden sich ja die Geister – in punkto Intelligenz von Maschinen. Es gibt Künstliche Intelligenz Forscher in Amerika, wie Raymond Kurzweil, der diese Utopien hat, dass irgendwann die Maschinen klüger sein werden, als der Mensch. Auf der anderen Seite hat man Projekte, wie das Human Brain Project der Europäischen Union, wo man noch nicht einmal in Ansätzen das menschliche Gehirn ent-

schlüsselt hat. Also letzten Endes hat man es noch nicht einmal beim kleinen Frosch entschlüsselt, der gehirnmäßig weitaus simpler aufgebaut ist. Also, wie kann dieses Szenario dann wirklich so belastbar sein, wenn wir zurzeit bei einer Künstlichen Intelligenz auf Kleinkind-Niveau sind?

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Ich denke, dass wir uns von einem Bild trennen müssen, nämlich von dem Bild, dass die Technologieentwicklung danach strebt – oder dass das Zielstadium der Technologieentwicklung ist – das menschliche Gehirn abzubilden. Das wollen sicher einige, aber ich halte es für Blödsinn. Was ich für viel realistischer halte ist, dass sich neben dem menschlichen Gehirn eine kognitive Intelligenz entwickelt. Man kann sich natürlich darüber streiten, was Intelligenz ist. Geht eine Intelligenz auch ohne die emotionale und soziale Intelligenz? Das sind alles Definitionsfragen. Aber dass sich neben dem menschlichen Hirn etwas entwickle, was Künstliches, was eine viel höhere Rechen- und Speicherkapazität hat. Etwas, das es eine wesentlich höhere Strategiefähigkeit hat als der Mensch. Was dazu führt, dass dieses Ding, einmal losgelassen, möglicherweise andere Menschen gegen mich manipulieren kann. Das wird nicht das menschliche Gehirn sein, aber es wird etwas sein, das in bestimmten – möglicherweise strategisch wichtigen Bereichen – besser ist, als das menschliche Gehirn.

LUTZ BECKER: Ja ich glaube, dass das Thema Simulation ganz wichtig ist. Ein Rechner kann ja immer schneller immer mehr Varianten durchspielen. Damit kann er auch die Konsequenzen vielleicht viel besser absehen, als der Mensch, der wie beim Schachspielen ein paar Züge im Voraus schauen kann, aber eben nur begrenzt. Und es ist ja letztlich auch eine der Stärken dieser Schach-Computer, dass sie viel weiter denken können als das menschliche Gehirn.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Genau so ist es. Und wenn man das Bild und diese Utopie eben weitertreibt, dann kommt man dahin, dass ein Ding, was das schafft, durchaus auch in der Lage ist, mit dem was es kann, Geld zu verdienen, andere Menschen zu seinem Willen zu bringen – durch Bestechung, durch Manipulation, oder was auch immer. Die anderen Menschen sich gegen mich wenden zu lassen. Da sind schon Fragen drin, die

wirklich relevant sind für den Lauf der Welt. Deshalb sage ich immer verkürzt, dass sozusagen die Menschen zur zweitintelligentesten Spezies werden. Was ich damit meine ist, dass neben dem Menschen etwas entsteht, was in einigen dystopischen Szenarien gefährlich für den Menschen werden kann und in anderen utopischen Szenarien aber ganz wundervoll werden kann.

LUTZ BECKER: Ich glaube, dass es auch noch einen zweiten Aspekt gibt. Es gibt im Grunde nur noch wenige Menschen, die diese Technologie beherrschen werden. Calvin Chase hat das so schön gesagt: „There will be a hand full of gods and the rest of us.“ Also die Menschen, die wirklich diese Technologie beherrschen – ich denke gerade an Google X, die ja wirklich ein Herrschaftspotential haben. Das muss man mal drastisch so ausdrücken – und die Frage ist, ob wir so etwas noch unter Kontrolle bekommen, wenn ein paar Menschen an allen Schalthebeln sitzen.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Also das ist eine total relevante und interessante Frage. Es ist tatsächlich so, sowohl was die Künstliche Intelligenz, also die die Computer-Intelligenz, als auch was die Entwicklung von Quantencomputern betrifft. Quantencomputer sind ein hochunterschätztes Thema, das nach Prognosen der Zukunftsforschung in den nächsten fünf Jahren, eventuell schon in den nächsten drei Jahren, ganz radikal auf uns zukommt. In beiden Technologiefeldern gibt es eine Hand voll, also vier oder viereinhalb interessante Player: Das sind die Googles, das sind die IBMs, das sind die Microsofts und dann noch eins oder zwei aus Start-ups hervorgegangene und mit viel Geld versehene Unternehmen. Und eine der entscheidenden Fragen wird tatsächlich in dieser Entwicklung sein: Schaffen wir es etwas in die Welt zu bringen, was die Menschenwelt in den letzten 100 Jahren schon gemacht hat?

Auch die Menschenwelt war irgendwann einmal bestimmt durch ganz wenige, vielleicht nicht eine Hand voll, aber zwei oder fünf Hände voll Könige, Kaiser. Und es hat sich so etwas wie Demokratie entwickelt, wie Gewaltenteilung und all diese Dinge. Und ich glaub, dass eines der großen Probleme der Apokalypse-Szenarien und Dystopien ist, dass wir es nicht schaffen, dass was wir unter den Menschen als Demokratie geschafft haben, sozusagen in die Computerwelt zu überstülpen. Wir denken immer,

dass die Computerwelt durch einen oder vielleicht drei Supercomputer bestimmt wird, die die Mächtigen sind. Warum haben wir nicht die Utopie, dass es auch in der Computerwelt eine Gewaltenteilung und demokratische Wahlen gibt – also einfach ein System, was Machtmissbrauch des Einen zum Wohl der Allgemeinheit verhindert.

LUTZ BECKER: Es gibt ja Leute, die sagen, dass Blockchain dieses Potential hätte, zumindest wenn man dieses einmal weiterdenkt. Zumindest weg von den Monopolen, weg von den Plattformen und hin zu verteilten Systemen.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Aus meiner Sicht besteht hier das Potential und das ist auch die große Stärke von Blockchain. Das Problem ist, wenn sich Hardware wandelt, also beispielsweise von den heutigen Computern hin zu Quantencomputern, dann sind Situationen denkbar, wo die schönste Blockchain dennoch durch einen Server oder durch ein Rechenzentrum, in dem eben dieser tolle Quantencomputer steht, dominiert wird. Insofern ist Blockchain nicht die Pauschallösung für alles, aber sicherlich ein Teil der Lösung.

GUNNAR SOHN: Bei manchen Machern in der Blockchain und Start-up Szene hat man aber auch den Eindruck, dass irgendwie entstaatlichte Visionen da sind. Also, dass man eigentlich Staaten mit den Systemen unterlaufen will oder vielleicht Staat im Staate spielen will. Das hat man bei vielen Silicon Valley Machern, die dann auf irgendwelchen Inseln Ersatzstaat spielen wollen, weil sie sich dann der Regulierung entziehen würden. Das ist dann nicht nur eine technische, sondern auch eine Frage des menschlichen Willens – es ist ja auch eine normative Sichtweise.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Absolut. Ich zögere an der Stelle ein bisschen, weil ich das nicht pauschal verdammen will. Weil natürlich das Infragestellen von aktuellen derzeitigen hergebrachten Regeln, Regulierungen, Gesetzen und der Staatlichkeit, auch zu Veränderungen, zu wichtigen Veränderungen, zu Innovation führt. Die Frage ist dann, wie sich zuzusagen ein Zustand herstellt, der zum Wohle der Allgemeinheit existiert und nicht nur zum Wohle eines Kaisers oder Fürsten oder wie auch immer. Insofern ist das zweischneidig. Ich kenne in meiner Arbeit und in meinem Denken ganz viele Situationen, wo es unheimlich darauf ankommt, die

Interpretationsmuster, die wir heute in der Welt haben, infrage zu stellen, zu verändern oder manchmal sogar zu brechen. Und der Nationalstaat ist schlicht nur ein Interpretationsmuster der Welt. Andererseits müssen wir sicherstellen, dass dieses Infragestellen und Brechen eben im Sinne der Humanität und Menschlichkeit sind. Das ist ein immer wiederkehrender Balance-Akt aufgrund der Historie. Ich bin kein Historiker, aber so wie ich die Welt sehe, gehört das schlicht zur Menschheitsgeschichte dazu.

GUNNAR SOHN: Bei denen, die Maschinen auf den Weg bringen, die Algorithmen entwickeln und die bestimmte Maschinen-Visionen haben – wie eben der Chefdenker von Google – gibt es auch Visionen, die mich an die Social Engineering Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg erinnern. Also zum Beispiel die Macy Conference. Wo man wirklich von einer Steuerbarkeit des Menschen durch Kybernetik schwadronierte. Man muss sich dann auch mal das Menschenbild anschauen von diesen Chefdenkern. Es fällt ja nicht vom Himmel, wie ein Algorithmus konzipiert ist: Er könnte ja auch dezentral konzipiert sein, er könnte offen und kollaborativ sein und nicht den Visionen von Herrn Kurzweil entsprechen.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Absolut. Dieser Hinweis ist ganz wichtig. Weil er auf etwas hinweist, was in meiner Arbeit, also der Zukunftsforschung, die Grundlage ist. Die Zukunft der Welt oder bestimmter Bereiche hängt nicht davon ab, was sich Menschen oder der Durchschnitt der Menschen wünschen. Sondern sie hängt ganz wesentlich davon ab, was einzelne Köpfe, die die Ressourcenmacht haben, dass andere ihnen folgen, sich überlegen, welche Vorstellungen die antreibt. Und das ist nicht einmal neu. Das hat nichts mit der Computerbranche zu tun. Das war schon immer so und ist eben auch hier so. Deshalb ist die Zukunftsforschung keine Marktforschung, die rausgeht, alle Menschen befragt und den Durchschnitt bildet. Die sagen mir zwar alle was, wie die Welt in zehn Jahren aussieht, und davon kann ich auch einen Durchschnitt bilden – das ist nur alles falsch, das ist Quatsch. So eine Zukunftsforschung ist ganz klar eine qualitative Sozialforschung. Wir reden mit den Menschen, von denen wir glauben, dass sie die Macht haben, mehr über die Zukunft zu bestimmen, als andere. Wir versuchen dann zu verstehen, was die antreibt. Warum tun die das? Was glauben die, was in fünf, in acht oder in zehn Jahren passiert?

GUNNAR SOHN: Mal ein bisschen polemisch nachgefragt, worin unterscheidest du dich von Matthias Horx? Ihm wird ja häufig vorgeworfen eine Art Naming-Politik zu betreiben – Erfindung schmissiger Begriffe, die gedankliche Exklusivität simulieren. Empirisch ist es nicht, aber es muss ja zumindest auch eine empirische Forschung mit dabei sein, um Aussagen über die Zukunft treffen zu können.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Es gibt inzwischen wissenschaftliche Methoden der Zukunftsforschung: Die Delphi-Methode relativ bekannt. Die Zukunftsszenarien sind relativ bekannt. Die werden inzwischen an der Universität gelehrt. Die werden ab und zu mal angezweifelt, hauptsächlich von Menschen, die eher aus der Marktforschung kommen – also aus der quantitativen Denkweise. Unter den Menschen, die qualitativ denken, die die Welt als ein Konstrukt, als die Summe von Interpretationen, sehen, und die sagen, dass es wichtig ist zu verstehen, wie die Menschen, die die Macht haben, dass andere ihnen folgen – also von den qualitativen Forschern höre ich kaum mehr Zweifel.

Was jetzt den Kollegen Horx betrifft, tue ich mich ein bisschen schwer. Das muss ich schon sagen (lacht). An meinem Institut glauben wir an ein wesentlich wissenschaftlicheres Fundament und damit einen wesentlich wissenschaftlicheren Auftritt zu haben. Uns geht es nicht darum, irgendwelche Begriffe zu erfinden, die aus zwei Worten zusammengesetzt sind, die nicht zueinander passen, und dann der Herrscher über diese Begriffe zu sein.

GUNNAR SOHN: Also der Haupt-Kritikpunkt ist ja, glaube ich – wenn ich das richtig wiedergebe -, dass man sich häufig auf Sekundärquellen bezieht. Man wertet Leitmedien aus. Man wertet Aussagen von Meinungsführern aus. Und letzten Endes summiert man das auf. Am Schluss kommt man dann auf irgendeinen Trend. Letzten Endes baut man dann natürlich auf Informationen Dritter auf und das ist dann auch keine qualitative Forschung und kein qualitativer Ansatz.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Das ist der Punkt. Und das ist vielleicht in der Methodenkritik der Zukunftsforschung ein sehr relevanter Punkt. Dass man beispielsweise diese Delphi-Methode nicht brauchen kann, indem man mit den falschen Experten redet. Es gibt ja den Begriff des Experten,

der leider sehr schwammig definiert ist. Deshalb haben wir bei mir im Institut die Trend-Cycles Methode – es ist völlig egal wie das heißt – eingesetzt. Wir reden nur mit Menschen, die in ihrem Kopf als Person die Entscheidung in ihren Unternehmen für Zukunftsinvestitionen und Zukunftsstrategien treffen – also mit den Strategie-Chefs, den Innovation-Chefs und den Technologie-Chefs von großen marktprägenden Unternehmen. Wenn man das macht – jedenfalls ist das meine Überzeugung – dann hat man quasi Quellen erster Ordnung. Und dann ist das völlig in Ordnung. Wenn man allerdings Drittquellen nimmt, nach dem Motto: „Der hat mal das und das gehört ... oder der hat mal in irgendeiner Studie geschrieben und jetzt ist er plötzlich Experte, weil er mal eine Studie geschrieben hat...“, dann passiert genau das, was du sagst und dann ist das durchaus mit Recht kritisierbar.

LUTZ BECKER: Im Prinzip sprechen wir von Wirkungsmächtigkeit. Sind die Menschen wirklich in der Lage das, was sie denken und fühlen, auch in den nächsten 15 Jahren umzusetzen?

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Man kann es ganz kurz sagen... über die Auswirkungen von Künstlicher Intelligenz muss man unter anderem – so wie wir das machen – mit Eric Brown, Director der IBM Watson Group und einer der Väter des Watson Computers, und mit ein paar anderen reden, aber nicht mit... ich sag jetzt keinen Namen....

LUTZ BECKER: Philosophen.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Ja genau (lacht).

GUNNAR SOHN: Wenn wir noch einmal bei Watson sind... Es gibt ja auch die Utopie, dass das Matching von Mensch und Maschine das Entscheidende ist. Also, wenn ich beispielsweise einen Amateurschachspieler mit einer Maschine matche und der tritt gegen einen Großmeister an, dann hat der Großmeister keine Chance. Also die Aufwertung der menschlichen Arbeit, die beispielsweise über das Matchen mit IBM Watson möglich wäre, ist dann die Utopie, nicht die Dystopie.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: In der Tat. Ich sage gleich, dass mir das ein wenig zu kurz greift. Aber es gibt diese Utopie und die ist auch schön. Über die

liest man auch in den Zeitungen und es scheint auch bisher etwas dran zu sein. Das Schachbeispiel ist wirklich das beste Beispiel. Es ist halt irgendwann der Gari Kasparow als damaliger Schach-Weltmeister geschlagen worden, durch Deep Blue. Jetzt hätte er sagen können „Okay ich spiele nie wieder Schach, weil jetzt werde ich nie wieder gewinnen.“ oder „Die Frage, ob ich gewinne, hängt nur davon ab auf welchem Level ich Regler stelle.“ Das hat er aber nicht gemacht. Stattdessen hat er gesagt „Okay ich nehme die Challenge sozusagen an“ und hat sich selbst mit einem Schachcomputer zusammengetan. Dieses Mensch-Maschine-Team gewinnt – jedenfalls bisher – tatsächlich gegen andere Supercomputer. Die Begründung dafür ist, dass natürlich heutige Künstliche Intelligenz sehr auf Mustererkennung und semantischen Konzepten basiert und dass jemand, der sozusagen darauf trainiert ist, noch das Musterbrechen hinzuzufügen, doch einen entscheidenden Vorteil hat. Das ist das Schöne. Das ist toll. Mensch-Maschine – human-digitale Teams heißt es bei uns. Jetzt kann man sich eine Utopie ausmalen, die da heißt, dass wir alle nicht mehr kulturell-divers und geschlechter-divers sein werden, sondern divers zwischen Maschine und Mensch. Alles schön. Das Problem ist, dass ich kein Indiz dafür sehe, dass auch an dieser Stelle nicht der Mensch ersetzt werden könnte. Eine Dystopie wäre an dieser Stelle eine Maschine, die auf Mustererkennung programmiert ist, und sich mit einer Maschine, die auch auf Mustererkennung – jedoch auf Musterbrechen – programmiert ist, zusammensetzt. Dass die beiden Maschinen dann nicht besser sind als das Team Mensch und Maschine ist nicht gesagt. Das hat zumindest noch keiner probiert.

GUNNAR SOHN: Das wäre ja mal spannend. Es gab ja schon verschiedenste Wettbewerbe. Einen habe ich einmal in Bonn verfolgt mit dem damals aktuellen Schach-Weltmeister. Er hat auch verloren, aber das wäre ja eine spannende Frage.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Ich finde, dass das ein riesenspannendes Gebiet ist und ich glaube ganz sicher, dass wir Utopie brauchen, aber dass wir noch nicht wirklich die Utopie haben, wie das lebenswerte Leben in 2060 aussehen wird. Mit lebenswert meine ich: Für den Menschen lebenswert. Aber es ist total spannend und ich bin sicher, dass wir die Utopie irgendwie entwickeln und dahin kommen werden.

LUTZ BECKER: Wenn ich mich recht entsinne, hast du ja auch damals den Begriff des Musterbrechers geprägt. Es ist ja auch so, dass wenn man sich die Unternehmen anschaut, die in den letzten Jahren erfolgreich waren, dann sind es ja oft diese Musterbrecher. Elon Musk mit seinem Tesla. Während sich die ganze Autobranche im Moment selber beäugt und guckt, wer gerade den schönsten Blinker hat, hat er eine ganz andere Technologie hineingebracht. Er einen ganz anderen Ansatz: „Der Otto-Motor ist ausgereizt, und ich muss eine ganz andere Lösung finden.“ Diese Musterbrecher hast du ja jetzt über viele Jahre beobachtet. Was haben sie gemeinsam und was unterscheidet sie von anderen Menschen?

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Jetzt hätte ich fast gesagt: „Sie produzieren alternative Fakten“ (lacht). Nein, sie interpretieren die Welt anders, als alle anderen in dieser Branche. Ich erkläre kurz, wie ich das meine: Es gibt in jeder Branche – und das hat nicht nur mit Wirtschaft zu tun, sondern mit jedem Bereich des Lebens – einen Kanon von Grundregeln, an die sich alle halten. Dieser Kanon von Grundregeln ist noch einmal geteilt: Es gibt da die Gesetze, also die geschriebenen Regeln, und es gibt die ungeschriebenen Regeln. Das sind aber nur Regeln und Regeln sind Interpretationen. Es ist die Information zwischen zwei Symbolen. Wenn ich zwei Symbole durch eine Information verbinde, dann kann das eine direkte Linie sein, das könnte theoretisch aber auch eine andere Linie sein. Und jetzt gibt es diese gängigen Interpretationen der Welt und der Branchen und die meisten von uns halten das für Fakten. Es sind aber nur Interpretationen. Man kann auch sagen: Regeln. Und was diese Regelbrecher, diese Rulebreaker, machen, ist, dass sie diese ungeschriebenen Regeln in einer Branche schlicht brechen und uminterpretieren. An die geschriebenen Regeln, die Gesetze trauen sich nur ganz wenige ran. Tesla ist gestartet mit dem Thema Elektro. Was sie jetzt mit dem selbstfahrenden Auto machen, finde ich viel spannender, weil das noch eine ungeschriebene Grundregel bricht, die die meisten gar nicht im Kopf haben. Die komplette Automobilbranche basiert auf einer Grundregel, die nirgends festgeschrieben ist, nämlich auf der Grundregel, dass es einen Menschen gibt, einen Fahrer, der ein Lenkrad in der Hand hat.

GUNNAR SOHN: Meistens nur einer pro Wagen.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Richtig (lacht). Und der ist auch aktiv. Und wenn ich diese Grundregel im Kopf habe, dass ich ein Auto um einen aktiven Fahrer herum bauen muss, dann brauche ich ein Lenkrad und einen Pilotensitz. Dann mache ich es ihm rundherum schön und schnell und komfortabel und sicher. Wenn ich aber diese Grundregel breche und sage: Ich habe dort keinen Fahrer, sondern ich habe einen Passagier. Und dieser Passagier ist vielleicht noch nicht einmal ein Mensch, sondern vielleicht nur eine Kiste. Dann werde ich plötzlich ein völlig anderes Auto konzipieren. Dann hat es vielleicht keine Windschutzscheibe. Ich kann nicht mehr raus schauen, denn es macht keinen Sinn: Warum soll ich da raus schauen? Dann habe ich keine Handbremse. All das Zeug habe ich dann nicht. Vielleicht habe ich dann nicht einmal Ampeln, denn es macht ja keinen Sinn. Was diese Rulebreaker eint, ist, dass sie aus den verschiedensten Gründen – manche sehr strategisch, manche eher durch Zufall – in eine Situation gekommen sind, wo sie einen ganz festen persönlichen Eindruck und eine persönliche Überzeugung haben, dass die bisherige Interpretation in der Welt – also die Regeln, an die alle anderen glauben, nicht mehr stimmen. Dass sie vielleicht mal gestimmt haben, sie aber inzwischen überholt worden sind. Und dann arbeiten sie mit Verve und Konsequenz und manchmal mit Glück und manchmal mit Unglück daran, diese andere Regel, die neue Interpretation sozusagen, in die Welt zu setzen. Ehrlich gesagt gibt es das in jeder Branche. Das gilt es überall. Und ich glaube sogar, dass es unsere Aufgabe ist diese Regelbrüche voranzutreiben, weil sie diese Welt wirklich voranbringen.

GUNNAR SOHN: Das sind vielleicht die wahren Utopiker. Ich meine sie stellen deterministische Dinge in Frage. Determinismus, der eigentlich gar nicht besteht, der konstruiert ist.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Der konstruiert ist! Auf den sich alle Welt verständigt hat. Aber was dazu kommt – und das ist wichtig – die haben vorher keine Volksbefragung gemacht. Sie kämpfen das als Einzelkämpfer durch und selbst das ist wichtig, denn hätten sie eine Volksbefragung gemacht, würde es überhaupt gar keinen Regelbruch geben.

LUTZ BECKER: Eine alte Regel – Stakeholder sind konservativ (lacht).

GUNNAR SOHN: Dann kommen wir zum zweiten Fragekomplex, obwohl wir schon sehr viel über Zukunft reden: Welche Zukunft siehst du?

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Das hat mit meinem Beruf zu tun: Ich bin totaler Optimist. Zukunftsoptimist. Und diesen Optimismus nehme ich schlicht aus einer ganz subjektiven Empfindung, nämlich, dass meine Vorgänger-Generationen – es gab Höhen und Tiefen in der Geschichte der Welt, das wissen wir – eigentlich mit Veränderungen immer souverän umgegangen sind. Sie haben, jedenfalls auf der langen Linie, die Welt zu einem Ort gemacht, in dem Menschen immer länger leben, immer gesünder leben und immer selbstbestimmter leben. Und das tun sie nicht nur in diesem Land, sondern eigentlich überall auf dieser Welt. Und es gibt dafür eine Methode, nämlich, dass man sich an eine sich verändernde Umwelt als Mensch anpasst. Ich bin total sicher, dass der Mensch Weltmeister in Anpassung ist und ich sehe kein einziges Indiz und keinen Grund, warum sich das ändern sollte. Das ist sozusagen der Nährboden meines Optimismus. Viel mehr steckt da gar nicht dahinter. Das hat nichts mit Technologie zu tun, sondern das hat schlicht mit einem Grundvertrauen in die Anpassungsfähigkeit von Menschen zu tun.

Gleichzeitig siehe ich als Zukunftsforscher ganz viele Zukünfte, weil es natürlich nicht eine Zukunft gibt. Sondern es gibt ganz viele Zukunftsentwürfe. Einige sind ganz weit nach vorne gedacht: Das sind Utopien. Andere sind „Make us great again“ – diese sind zurückgedacht. Die Frage ist, welcher Entwurf sich durchsetzt. Und wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit für den einzelnen Entwurf, sich durchsetzen zu können? Das ist das womit ich quasi in meiner täglichen Arbeit zu tun habe. Ich

persönlich neige eher zu den Zukunftsentwürfen, die tatsächlich mit einer starken Utopie, getrieben durch Technologie, verbunden sind. Also zu solchen Dingen, die da sagen: „Wir werden dafür sorgen, dass im Straßenverkehr kein einziger Mensch mehr stirbt und zwar durch Technologie“. Die sagen: „Wir werden dafür sorgen, dass es in Peking – eine Stadt mit Smog, Stau, von Feinstaub gar nicht zu reden – keinen einzigen Stau mehr gibt“. Auch das ist eigentlich keine Utopie, sondern ein aktuelles Quantencomputer-Projekt. „Wir werden dafür sorgen, dass Menschen, egal mit welcher Sprache und in welcher Kultur sie groß geworden sind, sich direkt

miteinander unterhalten können durch Technologie“. „Wir werden dafür sorgen, dass Menschen doch irgendwie im Laufe des Lebens meiner Kinder, Kolonien oder andere lebenswerte Gebiete auf anderen Planeten aufbauen“. All diese technologisch getriebenen Utopien finde ich ganz interessant, weil ich das Gefühl habe, dass sie die Menschheit voranbringen, und dass sie die Welt lebenswerter für Menschen machen.

LUTZ BECKER: Wir alle drei haben Kinder und wir sind ja hier an der Hochschule Fresenius. Man hört im Hintergrund die Studierenden, die gerade Pause haben. Was würdest du deinen Kindern raten, wie sie sich auf die Zukunft einstellen?

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Da gibt es ganz viele Sachen. Ich fange mal mit den Banalen an: Sie müssen eine neue Sprache lernen und die heißt Programmieren. Programmieren ist eine Kulturtechnik, die ist sowas, wie schreiben, wie lesen. Meine Kinder werden keine Chance haben, in einer Welt ohne Computer und ohne Digitales zu leben. Sie müssen nicht Programmierer werden, aber sie müssen verstehen, wie das geht. Auch nicht jeder, der schreiben kann, muss Schriftsteller werden. Sie müssen einfach verstehen, wie das geht. Das ist Punkt eins – ganz banal.

Das viel Wichtigere ist, dass ich meinen Kindern beibringen muss, dass das was sie einmal lernen, nicht Bestand bis zu ihrem Lebensende hat. Und das ist, wenn man aktuelle Hochschulen oder das heutige Bildungssystem erwähnt, aus meiner Sicht eine ganz wichtige Sache. Denn wir kommen noch aus einer Denkwelt in den heutigen Bildungssystemen, in der wir dachten, dass eine Ausbildung am Anfang des Lebens ausreicht, um Menschen über die Erwerbsphase und die Rentenphase zu führen. Das ist heute schon Unsinn und das wird in Zukunft bei unseren Kindern noch viel mehr Unsinn sein. Aber ich kann es auch ganz einfach sagen: Das was wir drei heute im Kopf haben, wird auch für uns drei in zehn Jahren nicht mehr reichen. Dafür hat man halt Neues. Logisch!

Also ich muss meine Kinder auf eine Welt vorbereiten, in der ihr Leben anders abläuft. In der es Phasen geben, in denen sie etwas lernen; in der es danach eine Phase gibt, in der sie das anwenden, was sie gelernt haben. Ob die fünf oder zehn Jahre dauert, das weiß ich nicht. Aber nach diesen fünf oder zehn Jahren des Anwendens müssen sie wieder zurück zur

Fresenius oder wie auch immer die Hochschulen dann heißen, nochmal zwei Jahre um zu rebooten, und so weiter und so fort. Innerhalb dieses Prozesses, dieses Lebens, das ein ständiges Lernen beinhaltet – also lebenslanges Lernen... im Moment ist das nur eine Floskel, weil wir noch kein System dafür haben – muss man verstehen – und das ist vielleicht das wichtigste Schulfach für meine Kinder -, dass sie die Fähigkeit erlernen müssen zu vergessen. Die Hirnforscher sind sich schon seit Ewigkeiten einig darüber, dass das Vergessen und das Verdrängen die wichtigste Eigenschaft des menschlichen Gehirns sind. Dummerweise haben wir die wichtigste Eigenschaft des menschlichen Gehirns noch nicht in unseren Schulfächern. Wir haben kein Schulfach „Vergessen“. Wir haben es noch nicht für uns handhabbar gemacht. Wir haben noch keine Mechanismen, wie wir das Vergessen bewusst kontrollieren. Aber wir müssen vergessen. Wir müssen diese alten Regeln zum richtigen Zeitpunkt vergessen, um den Platz frei zu machen für das Neue. Und wenn ich meinen Kindern beibringe zu erkennen, wann dieser Zeitpunkt ist und dafür Signale setze um ihnen dann eine Methodik an die Hand zu geben, wie man sich selbst dazu bringen kann, Dinge zu vergessen – das gibt es – dann habe ich eigentlich schon ziemlich viel gemacht. Den Rest müssen sie dann auch selber machen. Aber schon diese drei Dinge, die ich genannt habe – Programmieren und immer wieder lernen und vergessen – würden in ein Bildungssystem führen, welches völlig unvergleichlich mit dem ist, welches wir heute auf diesem Campus haben.

GUNNAR SOHN: Müsste man vielleicht lebenslanges Lernen auch inhaltlich anders füllen? Ich hatte ein Interview mit Prof. Dr. Stephan Porombka, dem Kulturwissenschaftler aus Berlin. Er sagt, dass wir mit Nicht-Linearität umgehen müssen. Wir müssen mit der Vorläufigkeit umgehen. Wir müssen mehr experimentieren und ausprobieren, und wir müssen uns von den Gewissheiten verabschieden. Das ist im Digitalen ja vielleicht wichtig.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Ja absolut. Genau darum geht es. Besser hätte ich das nicht sagen können. Was die Linearität betrifft, sind wir in unserem kulturellen Gedächtnis – ich bin kein Hirnforscher und habe keinen besseren Begriff dafür – und Denken auf Linearität gepolt. Ich weiß gar nicht, ob das im Hirn angelegt ist, also ob das genetisch so ist, oder ob das nur

so über die Jahrhunderte sozialisiert ist. Der Effekt ist immer derselbe: Wenn wir linear denken und die Entwicklungsgeschwindigkeit der Welt aber exponentiell ist – Computer, IT, Quanten und so weiter – dann wird es immer, wenn wir die Zukunft prognostizieren, eine Lücke geben. Nämlich zwischen dem was wir linear in unserem Kopf prognostizieren und dem, wie die Welt sich wirklich entwickelt. Das wird immer in eine Situation führen, in der es eine Ungleichheit unter Menschen gibt. Die einen betrachten diese Lücke als etwas Gutes, die finden darin Chancen. Das sind die Googles, die Erbauer von Supercomputern, die damit richtig Geld machen. Die anderen sehen darin eine Gefahr. Also diese Lücke zwischen dem linearen Denken und der exponentiellen Entwicklung der Welt sorgt für Ungerechtigkeit und Ungleichheit in der Welt. Wenn wir es schaffen würden durch unser Bildungssystem diese Lücke weg zu bekommen, also nicht mehr linear zu denken, sondern den Menschen beizubringen exponentiell zu denken, dann wäre sicherlich jeder Grund, aber jedenfalls ein wesentlicher Grund für Ungleichheit in der Welt weg. Ist aber ein dickes Brett. Da muss man lange bohren.

LUTZ BECKER: Ja, das ist sehr interessant. Ich hatte vor einiger Zeit mit Studierenden und Arbeitnehmern einen Workshop und meinen Studenten fiel als Erstes auf, dass diese Arbeitnehmer so völlig im Hier und Jetzt leben. Also überhaupt kein Zukunftskonzept haben – also es bleibt, wie es ist.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Und das ist ehrlich gesagt erzogen: Durch die Medien.

LUTZ BECKER: Durch Beruf und durch Organisation.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Auch durch Betriebsrat, Gewerkschaft und so weiter. Auch selbstverständlich durch Politik erzogen. Wir haben eine Politik, die glaube ich, keine Utopien mehr hat. Sie hatte mal welche, aber inzwischen hat sie keine mehr. Inzwischen ist sie eine tolle Verwaltung.

GUNNAR SOHN: Aber auch erzeugt durch die Medienwelt selber.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Absolut, natürlich. Insofern ist das der Status quo. Ich habe auch ganz oft in meiner Arbeit mit solchen Menschen zu tun.

Deshalb habe ich am Anfang gesagt – als ihr mich gefragt habt, was mich so treibt. Und ich habe gesagt: „Den Menschen ein Zukunftsbild geben“. Also genau denen, die kein Zukunftsbild haben, die denken, dass das hier und jetzt so bleibt. Denen zu sagen, „Passt auf, es gibt drei Dinge über die wir miteinander reden müssen: Erstens, die Welt um dich herum verändert sich. Da kannst du nichts machen, du kannst schimpfen, aber sie verändert sich. Zweitens, in diesem veränderten Umfeld muss ich mir ein persönliches Zukunftsbild machen – das kann kein Zukunftsforscher, das kann kein Jánosky und kein Horx. Das muss ich machen. Ich, also ich Jánosky, kann da ein bisschen helfen. Aber das muss ich machen. Und drittens, ich muss mir den Weg und die Schritte dahin überlegen, wie ich zu dem Zukunftsbild komme. Diese drei Schritte muss jeder Mensch, jedes Unternehmen, jede Universität, jede Hochschule machen. Das ist ehrlich gesagt auch ein bisschen Eigenverantwortung. Deshalb habe ich gesagt, dass dieses Zukunftsbild für mich das Wichtige ist.

LUTZ BECKER: Jeder, der Sport kennt, weiß, dass wenn man einmal abgehängt von der Spitzengruppe ist, es extrem schwer fällt wieder aufzuholen. Deswegen sollte man immer versuchen vorne mitzulaufen.

SVEN GÁBOR JÁNOSKY: Absolut. Und auch dieses Vorne-Mitlaufen. Ich sage ganz bewusst Zukunftsbild, weil es offensichtlich ja so ist, dass wir Menschen sehr visuell ticken. Wenn wir ein Bild vor Augen haben, dann finden wir irgendwie auch – nicht einmal bewusst, auch unterbewusst – den Weg dahin. Da kann man noch einmal auf unser Bildungssystem zurückkommen. Also ich glaube ein sehr hehres Ziel und ein hehres Ergebnis für Bildung wäre es tatsächlich, den Menschen beizubringen, wie sie sich immer wieder ein neues Zukunftsbild machen.

GUNNAR SOHN: Die Schwierigkeit ist das zu vermitteln. Du sprichst ja selber von einer Devaluation des Expertentums. Also die Vermittlungsinstanzen sind ja dann auch nicht mehr da. Also Niklas Luhmann hat das ja, glaube ich, schon vor 30 Jahren geschrieben. Der Niedergang des Expertentums durch die Computer-Kommunikation. Weil die Eingabe von Daten und die Entnahme von Daten entkoppelt werden und niemand mehr die Quelle überprüfen kann, und dass das Expertentum damit angegriffen wird. Das erschwert eigentlich die Vermittlung dieser Inhalte.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Das ist sehr zweischneidig. Weil einerseits – da hast du völlig Recht – nach bisherigem Denken erschwert es das. Weil wir bisher denken, es gibt Experten und Laien. Und der Laie geht zum Experten, um sich etwas sagen zu lassen. Das ist so unser Konstrukt der Welt, der Bildung und so weiter.

GUNNAR SOHN: Das ist Hochschule heute.

LUTZ BECKER: Ich hoffe nicht! Aber es ist in vielen Fällen so.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Ich will das gar nicht kritisieren, weil es aus einer Zeit kommt – die liegt allerdings schon dreistellig zurück sozusagen – in der es wichtig war die Allgemeinheit auf bestimmte Bildungsstandards hochzuholen: das humanistische Bildungsideal und so weiter. So jetzt ist die aber da oben! Und jetzt gehen wir in eine Zeit, in der tatsächlich Expertentum – und das meine ich nicht einmal mit Hochschullehrern oder Zukunftsforschern, sondern mit Ärzten, mit Juristen, mit Steuerberatern, mit Immobilienmaklern, also allen Menschen, die viel wissen und deren Geschäft daraus besteht, aus ihrem Wissen immer das richtige Stück herauszunehmen und weiterzugeben – diese Experten kriegen natürlich ein Problem, weil Computer in zehn Jahren mehr wissen werden, als ich hier in meinen Kopf reinkriege, und auch schneller sind im richtigen Stück rausnehmen und weitergeben.

Was mache ich dann als Experte? Ich bin dann kein Experte mehr. Was ich dann bin, wenn ich es gut mache: Ich bin zum Coach geworden. Mein Job ist dann, andere Menschen zu befähigen, die digitale Expertise zu nehmen und für sich umzusetzen. Vielleicht ist mein Job, ihnen in den Hintern zu treten, sie zu motivieren, sie auf zwei/drei Schritten der Veränderung zu begleiten. Dann bin ich kein Experte mehr, sondern der Befähigte: der Coach. Und ehrlich gesagt, ist das zwar für die heutigen Experten in dieser Welt, wenn ich darüber in meinen Vorträgen rede, eine schwierige Nachricht. Aber für die Welt finde ich das besser. Warum wollen wir denn gedanklich an einer Welt festhalten, wo es ganz viele Laien gibt, die zu ganz wenigen Experten aufschauen. Warum wollen wir nicht lieber an eine Welt denken, in der jeder „Laie“ durch Coaches befähigt werden kann, sich selbst diese Expertise anzutrainieren?

LUTZ BECKER: Also ich glaube das auch. Lehren als Einbahnstraße gibt es nicht, eigentlich gibt es überhaupt nur Lernen. Diese Idee der Gemeinschaft der Lernenden halte ich für ganz wichtig. Und auch als Experte sollte man sich als Lernender sehen. Wo man sicherlich den einen oder anderen Schritt voraus sein kann, ist bei den Methoden. Da kann ich durchaus eine Gruppe unterstützen. Ich kann helfen, die Gruppe zu synchronisieren. Ich behaupte, man kann nicht motivieren, aber man kann sicherlich Hygienefaktoren schaffen, um Demotivation zu vermeiden. Ich halte es für viel wichtiger, darauf sein Augenmerk zu legen. Und ich glaube dann kommen wir zu dem Bild wie die Expertenrolle in Zukunft aussehen wird: Sozusagen der Erste unter den Lernenden.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Genau. Der Erste unter den Lernenden ist eine gewisse Heraushebung – und die ist aber auch gut: Denn es ist schon so, dass viele Menschen in der Welt auch Vorbilder brauchen. Ein Experte kann auch ein Vorbild sein. Das finde ich eine erstrebenswerte Utopie. Wenngleich wir auch auf dem Weg dahin überlegen müssen, was man mit den heutigen Experten macht, die entweder keine Lust haben, zum Ersten unter Lernenden – also zum Coach – zu werden, oder die es aus irgendwelchen anderen Gründen nicht können. Vielleicht sind wir da jetzt an einem Punkt zu sagen: Wenn wir über Veränderungen reden – und bei einer Utopie redet man über Veränderung -, an dem es real ist zu sagen, dass auf dem Weg der Veränderung immer Gewinner und Verlierer gibt. Und das ist normal, das war schon immer so.

LUTZ BECKER: Das muss ja auch nicht schlecht sein, weil dieser Austausch und Wechsel ja auch sozusagen Bewegung in eine Gesellschaft bringt und damit diese Gesellschaft am Ende des Tages auch wieder stabilisiert.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Genau, und wenn wir eine soziale Gesellschaft sind, dann werden wir uns Dinge überlegen müssen, wie man die Verlierer da nicht ganz durchrutschen lässt, sondern sie auffängt oder sie befähigt sich selbst aufzufangen.

GUNNAR SOHN: Dann kommen wir jetzt zur Joker-Frage. Was würdest du machen, wenn du König von Deutschland wärst?

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Ich würde kündigen (lacht). Tatsächlich... Wie soll ich das sagen? Natürlich assoziiere ich König von Deutschland im Augenblick mit Bundeskanzler. In der Tat ist, glaube ich, wenn man in die Gesellschaft reinschaut, der Bundeskanzler-Job wahrscheinlich der am wenigsten geeignete Job, um Utopien durchzusetzen. Man ist ja ein Verwaltungschef und muss da gut verwalten – das ist nicht mein Job ehrlich gesagt.

LUTZ BECKER: Nicht vergnügungssteuerpflichtig (lacht).

GUNNAR SOHN: ...dicke Bretter bohren.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Jetzt hatte Rio Reiser das wahrscheinlich ein bisschen anders gemeint denke ich (lacht). Also was würde ich tun, wenn ich König von Deutschland wäre?

Ich würde versuchen unsere Jugendlichen, unsere Kinder und unsere jungen Forscher für die wesentlichen Utopien dieser Welt – technologisch gesehen, ich bin da relativ technologisch orientiert – zu begeistern. Ich würde Deutschland zum Testlabor für Quantencomputer, Künstliche Intelligenz und Genetik machen. Das sind die drei Schlüsseltechnologien, die jedenfalls nach meiner Überzeugung, die nächsten zehn Jahre in der Welt bestimmen werden. Leider, wenn man in die aktuelle reale Situation schaut, ist Deutschland in all diesen drei Feldern nicht existent – jedenfalls nicht auf internationalem Level. Also natürlich gibt es das DFKI – Deutsches Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz. Aber wenn man weltweit mit den Menschen, die da weit vorne sind, redet, redet keiner über das DFKI. Genetik ganz ähnlich, Quantencomputer exakt dasselbe.

GUNNAR SOHN: Der arme Professor Wahlster.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Ja, natürlich gibt es Personen und die sind international vernetzt, aber wenn man sich die Frage stellt, wo mit hoher Wahrscheinlichkeit die ersten Quantencomputer dieser Welt herkommen, dann gibt es vier Unternehmen in den USA. Dann gibt es einen Akteur in Europa, in Wien, die ziemlich eng mit der Schweiz und den Niederlanden zusammenarbeiten – und Deutschland ist nicht da. Das würde

ich versuchen zu ändern. Ich würde tatsächlich versuchen, Deutschland zum realen Testlabor für die Technologien der Zukunft zu machen.

LUTZ BECKER: Vielleicht muss ich da einfach mal etwas einblenden aus der Hochschulsicht. Die deutschen Forschungsgruppen sind natürlich international vertreten und international vernetzt. Also gerade auch im Bereich Künstliche Intelligenz gibt es viele Technologien, die hier entwickelt werden. Im Bereich der Genetik, im Bereich der Biotechnologie wird viel entwickelt. Nur das Problem der Kommerzialisierung findet hier nicht statt, weil wir natürlich auch mit einem Vorsichtsprinzip an Technologien rangehen – wahrscheinlich auch zurecht in einem dicht besiedelten Land. Aber ich glaube, das ist sicherlich das was die Amerikaner deutlich besser können. Die haben halt mehr Geld. Das Geld fließt besser. Und im Moment ist es zumindest im Silicon Valley noch so, dass sie die Leute auch noch besser vernetzen können.

GUNNAR SOHN: Und weil wir vielleicht auch die Bäume vor lauter Wald nicht sehen, wie bei MP3. Das MP3 Syndrom sozusagen.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Ja, genau. Also ich bin da ganz d'accord. Ich kenne ganz viele tolle deutsche Wissenschaftler oder Denker generell, die in dieser Technologie ganz weit vorne dabei sind, es nur eben hier in Deutschland nicht umsetzen können.

LUTZ BECKER: Derjenige, der das Google-selbstfahrende-Auto überhaupt erst möglich gemacht hat, kam hier aus dem Rheinland.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Absolut und da gibt es noch eine Menge mehr. Aber das hat natürlich einerseits mit Geld zu tun. Auch das Geld kommt ja nicht irgendwoher. Das hat einen Grund, dass es das hier nicht gibt. In den Gebieten der Welt, die technologisch als weit vorne gelten, wie Silicon Valley, Israel, China kommt jetzt ganz viel staatliches Geld. Und zwar nicht über den Staat, sondern das Militär. Über das Militär kommt bei uns gar kein Geld, das hat historische Gründe, aber wir haben uns in Deutschland auch nicht überlegt, ob man das kompensieren könnte. Es kommt halt schlicht kein Geld. Das sind echte Probleme, die man auch durchaus adressieren und lösen könnte, ohne jede Frage. Eine zweite Sache, die man machen könnte – ich hätte fast gesagt, diesem Land eine Utopie zu

verordnen. Das ist natürlich Quatsch – was man machen könnte, ist diesem Land ein Bild zu geben, wie das Leben in Deutschland im Jahr 2030, im Jahr 2050, im Jahr 2070 und im Jahr 2100 und im Jahr 2115 aussehen wird. Ich habe jetzt 100 Jahre genommen. Ich habe gerade einen drei Monate alten Sohn bekommen und die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Junge 100 Jahre lebt, ist relativ hoch. Kurz gesagt: Ich würde versuchen – und das ist natürlich einfach, denn kein Mensch weiß, wie Deutschland in 100 Jahren aussieht – allen lebenden Menschen inklusive der Babys ein Bild oder vielleicht auch mehrere Bilder zu geben, an denen man sich reiben kann, die man ablehnen kann, die man sich aussuchen kann, wie auch immer. Aber ihnen ein Bild zu geben, wie es hier aussieht.

LUTZ BECKER: Also Leitbilder?

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Leitbilder. Eine Utopie. Das wäre als König von Deutschland meine wirklich allererste Aufgabe. Und das ist nun wirklich viel einfacher, als alles andere, weil es ganz wenig mit Geld zu tun hat. Da muss man sich wirklich eine Zeit lang Gedanken darüber machen.

GUNNAR SOHN: Vielleicht ist das in Deutschland das Problem, dass wir uns so zerfasern an Projekten, dass wir hier und da Digital Hubs gründen. Das wird dann in den Ländern gemacht, der Bund legt Geschichten auf. Das aber da nicht die zentrale Botschaft oder die zentrale Vision oder der Masterplan kommt, dass die Maßnahmen darauf einzahlen. Merkel hat mal von einer Gigabit Gesellschaft gesprochen. Dann hatte ich mal ausgerechnet, dass wir das Ziel nach dem jetzigen Ausbautempo in ein paar 100 Jahren dann erfüllen würden. Ich habe immer den Eindruck – du hast ja auch das DFKI angesprochen, die ihre Stärke in der pragmatischen Sichtweise haben, dass sie sehr viele alltagstaugliche Geschichten auf die Straße bringen – dass ganz große Utopien in der Forschungstätigkeit fehlen. Vielleicht ist das der Mangel, den wir in Deutschland haben.

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Ich glaube, dass da viel dran ist. Ohne das jetzt zu sehr differenzieren zu wollen und zu unverständlich zu machen: Aber wenn wir über Innovationen sprechen, dann kennt der Innovationsexperte ja verschiedene Arten von Innovationen. Es gibt ganz schwache Innovationen. Wenn ich diese Tasse hier, die vor mir steht, die blau ist, nicht blau, sondern rot mache, dann habe ich eine Innovation. Wenn ich

eine Kundenbefragung mache, wenn ich euch zwei frage und ihr mir sagt, dass ich nicht nur einen Henkel, sondern zwei brauche, dann habe ich ein Improvement – eine Verbesserung. Das ist eine etwas stärkere Innovation als Design. Neue Gerätegeneration, das ist das wo die Deutschen sehr stark sind, diese Ingenieurskunst, neue Gerätegeneration zu entwickeln. Das hat aber noch überhaupt nichts mit den Innovationen zu tun, die heute wirklich die Welt bewegen. Diese Rulebreaker. Diese Geschäftsmodell-Innovationen. Und das Problem von Deutschland aus meiner Sicht ist, dass wir auf eine Art von Innovationen in all unseren Tätigkeiten geeicht sind und das geht von der Gründung von Digital Hubs über die Förderpolitik der Banken, es geht durch die ganze Wirtschaft. Wir sind auf diese vom Ingenieursdenken getriebene Innovation geeicht: Entwickle eine neue Geräte-Innovation, mache etwas entscheidend besser, aber etwas, was es schon gibt. Entwickle nicht etwas komplett Neues.

LUTZ BECKER: Die neuen schönen Blinklichter bei Audi (lacht).

SVEN GÁBOR JÁNSZKY: Exakt das, super Beispiel dafür. Und die Amerikaner und die Israelis und inzwischen auch die Chinesen ticken halt anders. Da heißt es: „We want to make the world a better place.“ Die haben eine völlig andere Vision. Die wollen einfach, man sagt manchmal so, Weltherrschaft. Ja, die wollen einfach in ihrem Bereich Weltherrschaft und kombinieren das dann mit Technologie und mit Geld. Das ist Silicon Valley – Weltherrschaft, Technologie und Geld. Weltherrschaft klingt erst einmal so martialisch. Das ist dort ja gar nicht so, sondern kommt aus dem Hippietum nach dem Motto „Wir kümmern uns um nichts, aber verändern die Welt.“ Und dieses „Wir wollen die Welt verändern“ finde ich heute in keinem deutschen Digital Hub, in keinem Förderprogramm, in keinem Akzelerator. Das ist hier einfach nicht da. Das ist schade.

GUNNAR SOHN: Der König von Deutschland wird das ändern.

LUTZ BECKER: Vielen Dank Sven Gábor Jánszky. Es hat wirklich Spaß gemacht. Es war sehr kurzweilig und ja ich freue mich auch auf die nächsten Diskussionen, die kommen.

# Digitale Lebensräume

*mit Chris Smedley*

Im Rahmen der Online Konferenz Next Economy Open NEO19x<sup>19</sup> sprachen Gunnar Sohn und Lutz Becker mit dem kanadischen Techno-Utopisten Chris Smedley, Digital Habitats Corporation. Im Gespräch mit dem Futurecrafter, Technology Muse – Parallel Entrepreneur, Innovator and Terraformer, wie er sich nennt, ging es um Digital City Design, Digitally Twinned Communities, Leben auf dem Wasser, Autos und Raketen. Handelt es sich um kalte Techno-Utopien oder um gangbare Lösungen für die Herausforderungen, vor denen die Menschheit steht? Die Frage sollte jeder Leser für sich selbst beantworten.

LUTZ BECKER: Hallo und herzlich willkommen. Wir treffen Chris Smedley aus Kanada. Wir kennen uns eine geraume Weile auf Empfehlung einen gemeinsamen Bekannten und haben seit einigen Jahren Kontakt über die sozialen Medien. Du wirst dich gleich selbst vorstellen, aber von dem was ich weiß, bist du Business Developer, ein urbaner Utopist und du bist ein Tesla-Enthusiast und Hyperloop-Aktivist. Habe ich Recht?

CHRIS SMEDLEY: Ja, und ich muss ein paar Aktivitäten im Bereich der Raumfahrt ergänzen.

LUTZ BECKER: Am besten stellst du dich selbst einmal vor, ich bin neugierig darauf, mehr von dir zu erfahren.

---

<sup>19</sup> 2015 initiierte Gunnar Sohn im Rheinischen Landesmuseum Bonn die Konferenz Next Economy Open. Ab 2016 wurde die Konferenz erstmalig als verteiltes digitales Format weiterentwickelt und ab der #NEO16 ausschließlich live ins Internet gestreamt. Gunnars Idee war es, Paarbildungen zwischen Netzszene und Wirtschaft zu bauen. Zudem konnten in Zusammenarbeit mit Lutz Becker an der Business School der Hochschule Fresenius, Wirtschaft und Medien, in Köln Wissenschaftler ihre Forschungen sowie Studierende ihre Projekte einer breiten Netzöffentlichkeit zur Diskussion stellen. Ziel der Next Economy Open, die 2020 zum fünften Mal unter dem Hashtag #NEO20x stattfindet ist es, Möglichkeitsräume durch utopisches Denken zu eröffnen und über öffentliche Debatten im Social Web zu erschließen.

CHRIS SMEDLEY: Cool. Vielen Dank, Gunnar und Lutz, dass ihr mich eingeladen habt. Ich freue mich darauf, mit euch zu reden. Ein anderes Thema mit dem ich mich beschäftige ist „Exponential Consulting“ für Unternehmen, Regierungen und so. In diesen ganzen Mix kommt dann die Idee des Futurismus. Vor allem beraten wir Städte und Gemeinden und unterstützen sie dabei, ihre bestehende Infrastruktur in Richtung der digitalen Stadt zu entwickeln. Wobei diese Städte eine etwas andere Charakteristik haben, als Smart Cities. Sie sind so designed, dass sie in Bezug auf ihre Umwelt resilient sind, sie sind so gestaltet, dass sie die SDGs – die Sustainable Development Goals der Vereinten Nationen – unterstützen. Sie sind, so unsere Grundidee, modular und mobil. Ihr kennt vielleicht die Idee der Tiny Homes. Ein Schlüsselement ist die Nutzung von Digitalen Fabriken und Vorfertigung um diese Module zu produzieren, die dann in Modulare Gebäude oder Trucks oder Schiffe eingebaut werden. Die Idee ist, dass wir den Menschen eine neue Mobilität geben. Es ist nicht nur eine Mobilität die es erlaubt, Orkanen oder anderen Naturkatastrophen auszuweichen, sondern dass man vielleicht sogar politischen Organisationen aus dem Weg gehen kann, die problematisch sind.<sup>20</sup>

Die UNO hat gesagt, dass die Urbanisierung eine globale Herausforderung ist. Es gibt zu viele Menschen, die es in die Städte hineinzieht. Es gibt nicht genug Platz. Das ist überall ein Problem. Nicht zuletzt auch in Europa mit seiner hohen Bevölkerungsdichte. Ein Teil der Idee ist es auch, dass wir uns vom Land als Siedlungsraum unabhängig machen, und den Blick stattdessen in Richtung auf Seen, die Meere und ein Leben auf dem Wasser werfen. Unsere Aufmerksamkeit richten wir auf die „Aqua-Cities“. Der berühmte dänische Architekt Bjarke Ingels hat neulich als Antwort auf den Klimawandel sein Konzept der „Floating Cities“ für vielleicht dreißig- bis vierzigtausend Menschen vor den Vereinten Nationen<sup>21</sup> präsentiert. Es geht vor allem darum, auf die Herausforderungen des Klimawandels zu reagieren. Wir haben möglicherweise bis zu einer Milliarde Menschen die in den nächsten Jahren auf die eine oder andere Weise ihre Heimat verlassen müssen. Auf der anderen Seite haben wir eine starke Bewegung

---

<sup>20</sup> Chris bezieht sich hier nicht zuletzt auf die politische Situation in den USA, die er als Kanadier als hochproblematisch empfindet.

<sup>21</sup> <https://mymodernmet.com/bjarke-ingels-group-floating-city/>

in Richtung „Seastading“<sup>22</sup>. Wo Menschen Gemeinschaften auf dem Wasser bilden. Es gibt zum Beispiel ein Projekt in Tahiti<sup>23</sup>. Wir reden zum Beispiel über neue Governance-Modelle für solche Locations, wir diskutieren zum Beispiel Start-Up Societies, individuelle Gemeinschaften, wo Menschen hin migrieren und neue Mikronationen gründen können. Wir haben zum Beispiel in Europa die Idee eines neuen Venedigs mitten im Mittelmeer als eine Anlaufstelle für afrikanische Migranten diskutiert. Wir diskutieren aber auch über Projekte in der Karibik und der dortigen Inselstaaten. Wir schaffen dort sozusagen aquatische oder amphibische Lebenswelten Das hat große Vorteile, weil es kulturell anschlussfähig ist. Ähnliche Diskussionen gibt es mit den Niederlanden, ihr wisst das besser, als ich. Dort scheint es keinen großen Unterschied zwischen Wasser und Land zu geben, das ist eher eine Übergangszone. Wir leben auf einem Planeten, der zu 70 Prozent aus Wasser besteht, deshalb glaube ich, dass es eine gute Idee ist, wenn wir schauen, wie wir dorthin umziehen können. Es ist auch eine gute Idee, weil es sich sozusagen vom Staatenmodell verabschiedet und durch eine Art „Steady-State-Modell“ ersetzen könnten. Nationen sind ein relativ junges Konzept, wie Ihr wisst. Wir jedenfalls glauben, dass es besser wäre eine Million Städte mit zehntausend Menschen zu haben, als hundert Städte mit zehn Millionen Menschen. Das heißt, wir sollten unsere Aufmerksamkeit auf die Möglichkeiten lenken, die wir Offshore haben.

Ihr habt erwähnt, dass ich Interesse am Hyperloop<sup>24</sup> Projekte habe. Seit Kurzem liegt mein Interesse aber mehr bei Raketen, als beim Hyperloop. Wir sprechen mit Space-X über ihr Starship Projekt. Die wollen Punkt zu Punkt Verbindungen mit Raketen herstellen. Wir nennen das „Suporbital Flight“ um es gegen die orbitalen Flüge abzugrenzen. In Kanada sprechen

---

<sup>22</sup> Seasteads sind dauerhafte und zugleich autonome und mobile künstliche Wohn- und Lebensräume in exterritorialen Gebieten auf dem Meer.

<sup>23</sup><https://www.ingenieur.de/technik/fachbereiche/schiffbau/tahiti-will-schwimmende-stadt-auf-dem-meer-bauen/>

<sup>24</sup> 2013 stellte Tesla Gründer Elon Musk das Konzept eines Hochgeschwindigkeits-Verkehrssystems vor, in dem Züge in Quasi-Vakuumröhren auf einem Luftkissen gleitend mit nahezu Schallgeschwindigkeit bei minimalem Energieverbrauch Städte verbinden. Derzeit sind weltweit mehrere Projekte in der Planung, wobei nicht sicher ist, ob und wieweit die technischen und ökonomischen Herausforderungen lösbar sind.

wir gerade mit der Regierung darüber, dass wir in der Lage sind, innerhalb von zwanzig Minuten irgendwo in Kanada zu sein. Das hat massive Konsequenzen. Wenn Space-X über Langstreckenflüge sprechen, dann ist das ein Aspekt. Aber damit hört es ja nicht auf. Unsere Idee ist es, schwimmende „Aerospace-Ports“ zu bauen.<sup>25</sup> Schaut euch an, wie Space-X seine Landeplattformen, die Drone Barges, baut. Wir wollen solche Offshore-Infrastrukturen nutzen, wir wollen die als Start- und Landezonen für hunderte von Städten nutzen, zu denen Menschen reisen wollen. Das bedeutet, dass wir eine Infrastruktur entwickeln, die nicht nur die Luftfahrt Industrie auf den Kopf stellen wird, sondern auch die Schifffahrtsbranche. Da ist ein interessanter Aspekt in der Geschichte: Beide Industrien haben einen großen Anteil an den Treibhausgas-Emissionen. Wenn wir das jetzt auf Raketen verlagern, werdet ihr sagen, dass die auch Emissionen verbreiten. Aber wir sprechen hier über den gleichen Prozess, über den Elon Musk für den Mars anwenden will, um Treibstoff zu erzeugen. Nämlich, dass er mit Anlagen, die CO<sub>2</sub> aus der Luft ziehen, Methantreibstoff gewissermaßen aus der Sonne erhalten will. Man kann auf diesem Weg nicht nur Netto-Null Emissionen für jede Rakete erreichen, die in den Orbit geschossen wird. Man kann die Maschinen auch weiterlaufen lassen, und den Planeten damit zugleich de-karbonisieren und weiteren Treibstoff erlangen. Das erlaubt uns nicht nur ein wesentlich schnelleres Transportsystem zu entwickeln, sondern man kann gleichzeitig die Zahl der Schiffe und Flugzeuge reduzieren. Das führt uns in ein neues Transport-Zeitalter. Das Internet hat die Welt in Sachen Kommunikation zu einem kleinen Punkt schrumpfen lassen und Raketen erlauben uns nun die Welt physisch schrumpfen zu lassen und gleichzeitig die Mobilität von Menschen und Waren nochmals erheblich zu beschleunigen.

Und der entscheidende Unterschied zum Hyperloop ist, dass die Raumschiffe keine Infrastruktur benötigen. Die brauchen keinen Schienen, wie

---

<sup>25</sup> SpaceX (Space Exploration Technologies Corporation) ist ein von Tesla Gründer Elon Musk gegründetes Raumfahrtunternehmen. Das langfristige Ziel ist es, Technologie für die Kolonialisierung des Mars zu entwickeln. Weiteres Ziel ist es, die Kosten unter anderem durch wiederverwertbare Raketen um den Faktor Zehn zu reduzieren. 2020 hat Space-X erstmals Astronauten zur ISS gebracht, was als Meilenstein für die Kommerzialisierung des Weltraums betrachtet werden kann. Zusammen mit dem Spacelink Projekt wird derzeit eine globale Internet Infrastruktur aufgebaut.

eine Eisenbahn. Die brauchen kein Bau- und Wegerecht. Die brauchen keine Entscheidungen lokaler Politik. Die brauchen nichts davon. Das ist buchstäblich eine Dematerialisierung. Das ist genau so, als wenn man von „Wire to Wireless“ geht. Man braucht weniger physikalische Infrastruktur. Es ist wie das Mantra von Elon Musk: „The best part is no part.“ Das beste Teil ist kein Teil. Wenn er Dinge gestaltet, fragt er sich immer, wie man die Interfaces entfernen kann. Wie man Dinge weglassen kann. Wenn ich mir konventionellen Tarnsport anschau, dann braucht der Milliarden für diese Infrastruktur. Das ist das Problem des Hyperloop: Es kostet erstmal viel Geld die Infrastruktur zu bauen. Wenn man vor der Entscheidung steht, einen Hyperloop zwischen zwei Punkten zu bauen, oder einfach eine Rakete hinschicken, dann kann man das letztere für viel weniger Geld machen. Und man braucht nicht die kontinuierliche Wartung der Infrastruktur. Ich mache mal eine Pause, um euch die Chance einer Antwort zu geben. Ich möchte ja nicht die ganze Zeit reden.

LUTZ BECKER: Das klingt wirklich hochinteressant. Eine oder zwei Raketen sind ja kein Problem. Aber wenn ich an das gesamte Transportaufkommen der Menschheit denke. Wenn das alles durch Raketen abgewickelt würde, würden wir damit nicht unsere Atmosphäre endgültig zerstören?

CHRIS SMEDLEY: Das meinte ich eben. Zuerst einmal spreche ich nicht von Wasserstoff als Treibstoff. Und es gibt gute Gründe, warum wir das nicht tun. Aber in dem Fall kommt nur Wasser raus. Aber wenn du Methan nutzt, und Elon Musk hat mehrfach darübergeschrieben, hast du eine Netto-Null Modell. Ich würde zuerst mal zur UN gehen und sagen, wir bauen eine Maschine, die das CO<sub>2</sub> aus der Atmosphäre saugt, die das umkehrt, was wir mit fossilen Treibstoffen gemacht haben. Aber ich habe auf der anderen Seite einen Bedarf an fossilen Brennstoffen, um die Raketen zu betreiben. Aus der CO<sub>2</sub> Perspektive werden damit die ganzen Emissionen der Flugzeuge und Schiffe abstrahiert, und aus der Gleichung entfernt. Jetzt fliegen da vielleicht 30.000 Flugzeuge mit je fünfzig Passagieren um unsere Welt und wenn es so weiter geht, sind es in zehn Jahren mehr als 40.000. Genau das ist die Herausforderung, die wir bewältigen müssen. Wenn die Rechnung von Musk aufgeht, müssen wir uns überlegen, wie wir diese vierzigtausend Flugzeuge wieder runter bekommen,

wir müssen überlegen, was wir mit all den Schiffen machen. Ich hatte Gespräche mit unserer Regierung und weiß, dass auch die Amerikaner daran arbeiten. Denkt man an die logistischen Effekte, wenn man in der Lage ist, zweihundert Tonnen an Truppen, an Versorgungsgütern, an Hilfsgütern für Flüchtlinge – überall wo man will auf diesem Planeten abzusetzen. Aus militärischer Perspektive führt das konventionelle Verteidigung ad absurdum. deshalb sprechen wir mit der kanadischen Regierung darüber. Wir sind das zweitgrößte Land der Welt. Wir haben die arktischen Regionen, wo wir etwa zwei Millionen Indigene versorgen wollen. Wenn wir über Raketen sprechen, sehe im Wesentlichen drei große Transformationen. Die erste heißt Militär, die zweite Fracht und die dritte heißt Passagiere. Für Passagiere muss man natürlich den notwendigen Komfort sicherstellen. Aber das bringt mich auf einen wichtigen Punkt: Wie viele Raketen braucht man, um eine Maersk Containerschiff zu ersetzen? Und die internationale Seefahrtsorganisation IMO, prüft keine Emissionen und das ganze Zeug. Der große Markt ist es jedenfalls, die Fracht von einem Punkt auf diesem Planeten zu einem anderen beliebigen Punkt zu bringen. Nicht die Passagiere. Da steckt viel mehr Geld drin.

Das ist ein Feld, wo wir mit unserer Idee der schwimmenden Areospaceports, die, wie Elon Musk vorgeschlagen hat, Treibstoff produzieren, Start- und Landemöglichkeit bieten, die Teil einer ganzen Flotte sein können, ansetzen. Ihr habt vielleicht von der Idee von diesen „Power Islands“ von Tennesse, glaube ich, gehört – künstliche Inseln, die die Windparks verbinden sollen.

LUTZ BECKER: Ich habe gehört, man sei kurz davor, eine solche Insel in der Nordsee zu bauen.

CHRIS SMEDLEY: Exakt. Das könnte nach unserer Meinung natürlich auch eine schwimmende Insel sein, von der wir sprechen, man könnte dort eben auch die Aerospace Infrastruktur und noch andere Dinge integrieren. In der Konsequenz würde man einen neuen Staat auf See gründen. Man kann die Industrie dahin verlegen, die Schwerindustrie, und all das. Und wenn man jetzt an die konventionelle Schifffahrtsbranche denkt, ich weiß, dass Deutschland gerade entlang der Nordsee ein großer Containerumschlagplatz ist, dann könnte man die Norwegische Transportstrategie

nehmen. Man hat große Schiffe für die weiten Distanzen und kleinen für die Flüsse. Dann hätte man keinen Grund mehr, die großen Containerschiffe tief ins Landesinnere Europas zu schicken. Dann könnte man die großen Containerschiffe bis zu der Insel fahren lassen und dann die Raketen nutzen, um die Waren zu verteilen. Ergibt das nicht Sinn?

LUTZ BECKER: Das klingt interessant. Eine Sache geht mir durch den Kopf. Wenn wir vom Klimawandel sprechen, sprechen wir auch über Fluten und insbesondere starke Winde. Wir sehen ja heute schon mehr Hurrikane, stärkere Hurrikane, längere Hurrikane, wie passt das zusammen?

CHRIS SMEDLEY: Das unterstützt unsere Idee der „Resilient Communities“, an dem wir in der Karibik arbeiten. Ich denke ihr Leute in Europa habt nicht so viele Hurrikane. Was ist euer Wetterproblem? Überschwemmungen?

LUTZ BECKER: Ja, Überschwemmungen sind ein Thema. Wir sind aber auch stark im Deichbau, wie die Niederländer. Die Küste ist doch recht gut geschützt. Aber die Wasserstände steigen und wir müssen die Deiche wohl auch künftig erhöhen. Steigendes Grundwasser könnte dann ein Problem werden. Im nördlichen Teil Europas sind wir wohl ganz gut geschützt.

CHRIS SMEDLEY: Hinter dem, was ihr sagt, steckt aber ein philosophisches Problem. Es entsteht eine Art feindliche Beziehung, zwischen denen, die auf dem Land Leben und den Mächten der Natur.

LUTZ BECKER: Ja, das ist das traditionelle niederländisch-friesische Verständnis.

CHRIS SMEDLEY: Richtig. Das Bauen von Deichen und so. Uns geht es aber um Koexistenz und Interoperabilität zwischen Menschen und Natur. Wenn ihr euch eine „Floating City“ anschaut, und das ist das worüber wir auf den Bahamas sprechen, die ist gegenüber dem Meeresspiegel immun, immun gegenüber Tsunamis, immun gegenüber Erdbeben. Man kann die „Floating Islands“ buchstäblich vom Hurrikan wegfahren. Man kann sich eine saisonale Migration vorstellen, oder was auch immer. Das interes-

sante ist doch, dass dich das Wasser dicht schützt, wenn du auf das Wasser gehst. Das Problem mit den harten Küstenlinien, wo fünf Milliarden Mensch innerhalb von zehn Metern leben, dann wird es zum Problem, wenn die dein Haus gegen die Wellen schützen willst. Das ist sinnlos. Schaut euch Miami an, die jedes Jahre Milliarden ausgeben, um das Wasser abzupumpen. Eigentlich müsste man die unteren fünf Etagen der Gebäude zurückbauen und das Ganze auf Stelzen stellen. Das wird kommen! Bald! Deutschland hat nach meinem Verständnis viele kleine Häuser, aber nicht die riesigen Wolkenkratzer. Das bedeutet, dass man die Menschen auf Basis der Technologien ich hier vorgestellt habe, umsiedeln könnte. Man könnte sich angesichts steigender Meeresspiegel Schritt für Schritt aus der Gefahrenzone zurückziehen. Weltweit haben wir, glaube ich, 41 Megacitys mit mehr als zehn Millionen Einwohnern, die direkt an der Küste liegen. Alle diese Menschen leben im Risiko. Wir sprachen in unserem Vorgespräch darüber, ich denke da ist etwas, ich würde es nicht Faulheit nennen, aber eine Gleichgültigkeit in Bezug auf den Klimawandel und was da noch kommt. Das wirklich Traurige ist, dass diese Gleichgültigkeit erst aufhören wird, wenn du siehst, dass Leben zerstört werden, weil die Natur einfach Rache nimmt. Man kann so gleichgültig sein, wie man will, aber wenn wir nicht sofort handeln, um uns zu schützen, indem wir unsere Emissionsprobleme lösen und sichere Wege finden, wie wir leben, dann werden wir Milliarden Menschen sehen, die nicht nur aus ihrer Heimat vertrieben, sondern möglicherweise sogar tot sind. Ganze Nationen werden deshalb zugrunde gehen. Wenn ihr euch zum Beispiel Amerika mit seiner unfassbar protektionistischen Politik anschaut, versteht man dort nicht, dass man die Grenzen auf Dauer nicht schützen kann. Man stelle sich vor es gibt einen massiven Hurrikan in Mexiko, mit einer Million Flüchtlingen. Die kannst du nicht einfach an der Grenze erschießen. Das ist schlicht nicht möglich. Ähnlich, wie die EU mit Flüchtlingsströmen und den damit verbundenen Herausforderungen umgehen muss, muss die Weltgemeinschaft unter dem Dach der UN zusammenkommen und sich fragen, wie man vielleicht mit ganzen Nationen beziehungsweise Millionen von Menschen umgehen kann, die vertrieben werden. Wie kann man denen Unterkünfte und die anderen Dinge geben? Ergibt das Sinn?

LUTZ BECKER: Wir haben zum Beispiel ländliche Küstenstriche in Nigeria die jetzt schon untergehen oder man schaue nach Jakarta<sup>26</sup>. Es wäre sicher klüger, die Stadt aufs Wasser zu bringen, als den letzten Orang-Utans den Lebensraum zu stehlen.

CHRIS SMEDLEY: Die Regierung denkt wirklich über eine Umsiedlung auf eine andere Insel nach. Meine Empfehlung ist: Baut doch einfach eure eigene Insel.

LUTZ BECKER: Und geht bitte nicht nach Borneo.

CHRIS SMEDLEY: Und was über Nigeria sagst. Da gibt es eine perfekte Chance. Man hat dort Möglichkeiten im Landesinnern. Dort hat man schon Ansätze mit Smart Cities und Eco Cities. Aber es ist eine der am schnellsten wachsenden Städte überhaupt, die man ins Wasser hineinwachsen lassen könnte.

LUTZ BECKER: Du lebst ja in Kanada. Dort habt ihr noch viele kleine Städte und Dörfer. Wie beurteilst du denn die Zukunft dieser Art Städte?

CHRIS SMEDLEY: Wir haben hier fünfhundert First Nations Gemeinden mit indigener Bevölkerung mit insgesamt mehr als zwei Millionen Menschen. Etwa zehn Prozent der kanadischen Bevölkerung leben nördlich des sechzigsten Breitengrades, typischerweise in Siedlungen mit 1000 bis 10.000 Menschen. Die Probleme die wir haben sind einerseits das was wir „Reconciliation“, also Versöhnung nennen. In Bezug auf das Leid, das der eingeborenen Bevölkerung angetan wurde. Aber es gibt auch seitens der Regierung massives Missmanagement hinsichtlich der Angelegenheiten der indigenen Bevölkerung. Auf der einen Seite wird sehr viel Geld ausgegeben, im letzten Budget waren es acht Milliarden Dollar, um Unterkünfte und Infrastruktur in diese Kommunen zu bringen. Ich gebe euch ein Beispiel: Es gibt eine Gemeinde mit 2.500 Einwohnern, die vor 50 Jahren in ein Überflutungsgebiet umgesiedelt wurde. Die wird jetzt jedes Jahr

---

<sup>26</sup> Die Regierung Indonesiens will die Megacity Jakarta die vor allem aufgrund der exzessiven Entnahme von Grundwasser in hohem Tempo versinkt und bereits rund 40 Meter unter dem Meeresspiegel liegt, auf der Nachbarinsel Borneo neu errichten. Verfügbar unter <https://www.zeit.de/politik/ausland/2019-08/jakarta-indonesien-borneo-hauptstadt>.

dorthin evakuiert, wo sie kein Haus haben. Das kostet jedes Mal 20 Millionen Dollar. Jetzt will man die Kommune umsiedeln und es soll 500 Millionen bis eine Milliarde Dollar kosten. Für 2.500 Menschen. Wisst Ihr was ein Kreuzfahrtschiff für 2.500 Menschen kostet? Aber um euch eine ernste Antwort zu geben. Niemand kann wollen, dass Menschen nun auf Kreuzfahrtschiffen leben müssen. Wir glauben an Dom-artige resiliente Städte, die alle die Ressourcen haben, dezentrale Lösungen, so dass die Gemeinschaften nicht von einem zentralen Stadtstaat abhängig sind. Sie bekommen ihre eigene Governance und können ihre eigenen Vorgaben machen. Die Idee ist es, dass sie dort eine eigene Produktion haben und ihnen die Möglichkeit der Selbstbestimmung mit auf den Weg geben.

LUTZ BECKER: Wenn du jetzt in die Zukunft schaust. Wie lange würde das dauern? Das sind unglaubliche Zahlen. Das ist eine unglaubliche Technologie. Wird es Zwischenschritte geben? Wie lange wird es brauchen? Fünfzig Jahre?

CHRIS SMEDLEY: Nein, fünf.

LUTZ BECKER: Oh...?

CHRIS SMEDLEY: Das wird alles vor 2030 passieren. Wir haben hundert Milliarden Dollar die wir ausgeben können, um den Planeten zu reparieren. Das alles im Rahmen der Sustainable Development Goals. Das wird das ganze treiben. Und wir werden versuchen diese Welle zu reiten. Und wenn ich von fünf Jahren spreche, muss man wissen, dass sich diese Technologie exponentiell entwickelt. Space-X will 2022 auf dem Mond landen. Wenn Gwynne Shotwell<sup>27</sup> sagt, dass ist erst in zehn Jahren möglich, wird Elon sagen, wir schaffen das in fünf. Das sind deren Einschätzungen, nicht meine.

LUTZ BECKER: Ja, Elon Musk ist schon eine interessante Persönlichkeit und wir haben gelernt, dass wir seinen Prognosen vertrauen sollten.

CHRIS SMEDLEY: Es ist eigentlich egal, ob wir ihm vertrauen oder nicht. Es ist auf jeden Fall inspirierend, wenn jemand vorangeht. Und so ist das

---

<sup>27</sup> Die US-Amerikanerin Gwynne Shotwell (Jahrgang 1963) ist Präsidentin und COO der Space-X Corporation und Pionierin der privaten Raumfahrt.

bei meinen Themen. Hier ist die Vision eines besseren Lebens, das wir haben könnten. Anstatt auf ewig zu warten, sollte man einfach loslegen und schauen, wie weit man kommt. Und das ist doch die wichtigste Übung für uns alle hier, dass wir nicht pessimistisch sind, sondern dass wir einen Zustand erreichen, wo wir „Possibilitarian“ sind. Alle diese Dinge sind irgendwie möglich. Deshalb sollten wir uns von kleingeistigen Bürokraten und anderen Menschen nicht aufhalten lassen, die das 20. Jahrhundert bewahren wollen und anfangen, unser 21. Jahrhundert zu bauen.

LUTZ BECKER: Wie würde man so etwas denn überhaupt finanzieren? Du hast die SDG Budgets erwähnt. Aber wer wird den ersten Schritt machen? Über welche Dimensionen sprechen wir eigentlich? Jakarta sind 10 Millionen Menschen glaube ich?

CHRIS SMEDLEY: Ich glaube wir sprechen über 30 Millionen.

LUTZ BECKER: Oh sh... 30 Millionen? Das ist außerhalb unserer Vorstellungskräfte. Wir betrachten Köln mit etwas mehr als einer Million Einwohnern als Großstadt. Und wir haben zumindest das Gefühl, dass das schon nicht mehr gemanagt werden kann. In Köln ist es nicht managerbar! Aber das ist eine andere Geschichte...

CHRIS SMEDLEY: Ihr sprecht über die Herausforderungen des Scalens, nicht wahr? Möglicherweise kann man eine Stadt über eine Million Menschen nicht mehr managen. Das ist jedenfalls die Herausforderung. Wie schon gesagt, muss der erste Schritt sein, nach Energie, Kommunikation und künstlicher Intelligenz als einer wirklich grundlegenden Plattform zu schauen. Dann gehen wir zu den großen Unternehmen, großen Energieverbrauchern und anderen. Und wir halten denen sozusagen eine Möhre vor die Nase. Und die heißt: Keine Rechnungen mehr. Wir sprechen dann mit denen über Energie und das Beispiel Deutschland, wo Energiepreise schonmal ins Negative fallen, über Energiespeicher und so weiter. Philosophisch steckt da eine Idee hinter: Wir wollen weg von einem kapitalistischen System, wo wie Energieversorger haben, die ordentlich Profite machen und wollen das sozusagen hinter die Messuhr verlagern. Das heißt, dass die Energieversorgung auf Ebene des Gebäudes bleiben sollte. Und das merken die Menschen ganz schnell im Portemonnaie. Unser

Konzept ist es Energiesysteme anzubieten, die vom Netz unabhängig sind. Da denken wir wie Space-X, wir können die Energieversorger und deren Macht quasi dematerialisieren oder ganz verschwinden lassen. Und dann ist da noch die Idee, dass Kommunikation auch kostenlos sein sollte. Das führt uns zur „Abundant Society“, oder wie Jeremy Rifkin sagen würde, die Null-Grenzkosten Gesellschaft. Wir werden das eins nach dem anderen implementieren. Bei dem Thema Energie können wir 2020 anfangen und Deutschland hat die erneuerbaren Technologien ja schon. Die Frage ist mehr, wie wir das Paradigma ändern und mehr Unternehmen dazu ermutigen, vom Netz wegzugehen. Wie sieht das in Deutschland damit aus?

LUTZ BECKER: Oha, gute Frage. Ich denke schon, dass wir eine neue Kultur haben, dass sich mittelgroße Organisationen mit dem Thema Energie befassen. Wir haben eine interessante Entwicklung in Richtung Genossenschaften gesehen. Aber das Pendel schwingt eher wieder zurück. Wir verlieren gerade viele Jobs in der Windenergiebranche. Wir haben mindestens 70.000 Jobs in der Solarindustrie verloren. Der Prozess ist jedenfalls deutlich langsamer geworden.

CHRIS SMEDLEY: Warum verlangsamt sich der Ausbau der Erneuerbaren in Deutschland?

LUTZ BECKER: Ganz allgemein würde ich sagen, dass es viel Widerstand gegen den Wandel gibt.

CHRIS SMEDLEY: Oder glaubt man, dass die Kosten so hoch sind?

LUTZ BECKER: Die Erzeugerkosten bei Wind und Sonne sind sehr niedrig: Wir haben hier die Erzeugergenossenschaften, wo sich etwa Bauern zusammengenommen haben, um gemeinsam Windstrom zu erzeugen. Das gleiche mit Bürgerenergie, wo sich Bürger zusammenschließen, um zum Beispiel gemeinsam Dächer für Solaranlagen anzumieten. Das sind immer noch kleine Laboranwendungen, würde ich sagen. Aber das Gesamtsystem hat sich noch nicht so sehr verändert.

CHRIS SMEDLEY: Philosophisch gesehen, sprechen wir von dem Übergang von einem zentralistischem zu einem dezentralen System der Energieerzeugung. Und im Ganzen sprechen wir über alle wichtigen Ressourcen, einschließlich der digitalen Fertigung. Zum Beispiel, dass man die Fertigung wieder in die Kommunen bringt. Aber man kann eine solche Flotte von Fabriken auch irgendwo hinbewegen. Das ist der Weg, den wir gehen wollen. Der ist, dass wir den Menschen wieder mehr Kontrolle geben, wenn wir dezentralisieren. Wir demokratisieren den Prozess. Wenn die Menschen die Kontrolle haben, dann können sie auch die Regeln bestimmen. Ihr sprecht über Genossenschaften. Exakt das wollen wir in der ganzen Welt machen. Das Szenario ist, dass die Gemeinschaften ihr Schicksal wieder in die Hand nehmen. In Ontario sollen die Energiepreise um 55 Prozent steigen. Die Ursachen sind vielfältig, wie die Multi-Millio-nenkosten für Nuklearanlagen, Missmanagement und solche Sachen. Für uns ist das aber eine Chance, mit neuen Solarkonzepten zu kommen. Ein Thema möchte ich in dem Zusammenhang anbringen: Es gibt ein Problem mit den traditionellen Solaranlagen. Normale Hausdächer sind oft schlecht geeignet, insbesondere, wenn man an ältere denkmalgeschützte Bauten denkt, wie ihr sie in Deutschland habt. Wir denken mehr über Solarkabinette nach, die den Strom wesentlich günstiger produzieren können. Das könnten Überdachungen von Parkplätzen oder Shopping-Malls sein, Dächer von Lagerhäusern. Man kann sogar schnell und einfach große Solarflächen installieren ohne auf die Dächer der Privathäuser zu müssen. Wir denken auch darüber nach, solche Kabinette auf den Autobahnen zu installieren. Man könnte auf diesen Autobahnen eigentlich immer so fahren, als sei gutes Wetter und dabei noch Solarenergie erzeugen. Man kann sogar Trinkwasser auffangen, statt Abwasser zu entsorgen. Dann ist die Autobahn nicht nur die Fläche, über die man sich bewegt, sondern eine Anlage zur Ressourcenerzeugung. Wenn man das mit Energiespeichern verhindert, ist das ein sehr praktischer Weg Energie auf existierenden Infrastrukturen zu erzeugen, ohne die Menschen zu beeinträchtigen. Ergibt das Sinn?

LUTZ BECKER: Ja. Hier ist übrigens eine Beschwerde von Constantin Sohn. Komm zu uns Constantin, Sohn vom Sohn.

CONSTANTIN SOHN: Hallo zusammen. Ich habe an einer Stelle Bedenken. Wenn du so riesige Bereiche mit Solaranlagen zapflasterst. Dann liegt da so viel Geld förmlich auf der Straße herum, und es gibt wohlmöglich Leute, die Bedarf an Energie haben und sich mit den Panels eindecken. Wenn man an die Highways den USA denkt, dann sind das Kilometer ohne Menschen, dann ist das vielleicht auch eine Wartungsfrage. In den Städten kann ich mir das gut vorstellen, aber bei den Highways sehe ich schon gewisse Probleme.<sup>28</sup>

LUTZ BECKER: Auf unseren Autobahnen ist so viel Betrieb, da hast du gar keine Chance überhaupt nur in die Nähe zu kommen (lacht).

CHRIS SMEDLEY: Sorgst du dich um Diebstahl?

CONSTANTIN SOHN: Ja, oder Zerstörung und Vandalismus. Aber auch die Wartungsfrage. Wie willst du das alles warten?

LUTZ BECKER: Die Bedenken würde ich in der Tat nicht teilen.

CHRIS SMEDLEY: Gute Fragen. Ein paar Beobachtungen dazu: Erstens, passen unsere Kabinette in Schiffscontainer. Sie können quasi aus dem Container heraus installiert werden. Aber um auf die Frage des Diebstahls zurückzukommen. Wir haben einen Service, wir nennen das Collaborative Robot Services, das umfasst Energie, Kommunikation, Sensorik, Künstliche Intelligenz, Überwachung und so etwas. Die Straße selbst wird also eine Art Roboter, so im Sinne von Industrie 4.0. Man installiert das als Kabinett und erzeugt Energie. Aber innen kann man 5G-Netze, Kameras und die ganze andere Infrastruktur installieren. Um das zu stehlen, müsstest du alles auseinandernehmen.

LUTZ BECKER: Wir haben in Deutschland ein Problem. Wenn wir Windkraftanlagen bauen, dann stehen die oft in wertvollen Natur- oder Kulturlandschaften, oder neben irgendeinem schönen Schloss. Ich stimme dir völlig zu, dass wir die existierende Infrastruktur nutzen und aufwerten müssen, um Energie zu gewinnen. Das könnten Windmühlen rechts und links der Autobahn sein. Und noch etwas: In Wuppertal haben wir ja die

---

<sup>28</sup> Gunnar Sohn und sein Sohn Constantin betreiben die Medienagentur Sohn & Sohn.

weltberühmte Schwebebahn oder die Seilbahnen, nicht nur in den Alpen. Ich sage: Baut etwas für die Kurzstrecken über die Autobahn, um die Straßen zu entlasten und die Staugefahr zu reduzieren.

CHRIS SMEDLEY: Und das ermöglicht auch autonomes Fahren. Ihr habt vielleicht davon gehört, dass es in den USA das Solar Highways Projekt gab. Die bekamen Millionen vom Energieministerium. Aber das Ganze basiert auf einem wirklich dummen Konzept. Wenn du einen 40-Tonnen LKW über fragile Solartechnik fahren lässt, kann das nicht gut gehen.

LUTZ BECKER: In Deutschland hatten wir einen ähnlichen Fall.

CHRIS SMEDLEY: Das mag in Ordnung sein, wenn es um Fußgänger oder leichte Fahrzeuge geht. Aber so oder so. Die Vorteile und der Zusatznutzen, wie Regenmanagement und was wir eben diskutiert haben, wenn man das in ein Kabinett integriert, sehen wir deutlich. Ihr habt doch auch große 40 Meter Laternen auf den deutschen Autobahnen, mit denen man anfangen könnte.

LUTZ BECKER: Wir haben so etwas nicht mehr. Belgien hat das noch.

CHRIS SMEDLEY: Die Autobahnen haben keine Beleuchtung?

LUTZ BECKER: Nein.

CHRIS SMEDLEY: Interessant. Wir haben die Masten überall. Deshalb sprechen wir mit den Herstellern, wie man die in Solaranlagen und Energiespeicher umbauen kann. Das sind ja eigentlich nur Pfähle entlang der Autobahn. Also ihr habt entlang der Autobahn das Licht ausgemacht?

LUTZ BECKER: Wir hatten das eigentlich nie. Für uns ist das immer lustig, wenn wir nach Belgien fahren. du fährst durch das Dunkel zur Grenze und plötzlich geht das Licht an, weil du in Belgien bist. Wir haben ja im Schengen-Raum keine Zollstationen mehr. Das Licht macht also den Unterschied.

CHRIS SMEDLEY: Dann habe ich etwas gelernt. Wir wollten die Masten ja als Anker für die Kabinette nutzen. Das heißt, in Deutschland müsste man erst mal Masten bauen.

LUTZ BECKER: Ja, ihr müsst die ganze Infrastruktur bauen.

CHRIS SMEDLEY: Im Moment schauen wir uns nach leichten und flexiblen Modulen um, weil das gegenüber den statischen und stabilen Panels viele Vorteile hat.

LUTZ BECKER: Ich denke was Sinn ergeben würde, obwohl wir nicht so viel Schnee haben wie Ihr oder die Norweger: Eine meiner Lieblingstechnologie sind beheizte Radwege. Dort hat man elektrische Schleifen in der Straße und wenn es schneit, verschwindet der Schnee wie von Geisterhand. Das ist auch umweltfreundlich, weil man keine Maschinen braucht oder den Schnee dann nicht, wie sonst in Norwegen, aus der Stadt fahren muss, weil er einfach verschwindet. Ich will damit sagen, dass ich völlig bei dir bin, dass wir die Straßen und Wege intelligenter machen sollten. Natürlich sollten wir auch unserer Autos intelligenter machen, aber du bist ja Tesla Fahrer, du weißt schon was ich meine...

CHRIS SMEDLEY: Das betrifft alle Fahrzeuge. Alle gucken auf das persönliche Fahrzeug, aber das ist sicher nicht das Konzept der Zukunft. Das Fahrzeug der Zukunft muss modular und multi-modal sein. Zum Beispiel hat Daimler 2019 das Konzept Urbanetic auf Consumer Electronics Show in Las Vegas vorgestellt. Es separiert das Chassis, das Skateboard, von der Kabine. Die Idee ist, dass der Autohersteller ein spezifisches Modell baut, dass du quasi für den Lebenszyklus des Autos kaufst. Das ist einfach problematisch. Wenn wir über autonome Fahrzeuge sprechen, möchtest du just in time das richtige Fahrzeug für das, was du gerade damit machen willst, zusammenstellen. Da muss es Systeme geben, die die Chassis mit den gerade vom Kunden benötigten Kabinen verbinden. Für Passagiere, für Fracht, für Verkaufszwecke, was immer das sein mag.

LUTZ BECKER: Toyota arbeitet an einem ähnlichen Konzept.

CHRIS SMEDLEY: Toyotas ePalette wurde schon 2018 angekündigt. Wir haben erfahren, dass sie ein halbes Dutzend unterschiedliche Modelle planen. Ich habe mit allen wichtigen Herstellern darüber gesprochen, zum Beispiel sehr detailliert mit Volvo. Sie denken alle, dass die nächste Generation autonomer Fahrzeuge so ein Gefährt werden wird. Und dass das nicht mehr einzelnen Personen gehören wird. Ich erinnere mich an ein

Gespräch, das Lutz und ich vor einigen Jahren hatten. Es ging darum, dass es in Deutschland rund 50 Millionen Fahrzeuge gibt,<sup>29</sup> und meine Einschätzung war, dass man die durch fünf bis sieben Millionen autonome Fahrzeuge ersetzen könnte. Es wird also nicht mehr so viel gebaut werden. Was aber passieren wird, ist dass sich die Autoindustrie dem anpasst oder kollabiert.

LUTZ BECKER: Der Bestand der in Deutschland zugelassenen Fahrzeuge ist übrigens 2018 um eine Million Stück gewachsen, im Jahr davor um 1,1 Millionen. Wir werden so oder so Peak Automotive bald erreichen. Es wird was geschehen und es muss was geschehen.

CHRIS SMEDLEY: Auf kurze Sicht sehen wir ein Trend weg von der Schiene, ich weiß aber auch, dass das in Deutschland ein wichtiger Verkehrsträger ist. Wir schauen mehr in Richtung Schnellbus-basierter Systeme. Habt ihr so etwas in Deutschland.

LUTZ BECKER: Es gibt Ride-Sharing Angebote, wie Moia von Volkswagen.

CHRIS SMEDLEY: Da kann man wenigstens eine größere Zahl Menschen pro Fahrzeug bewegen.

LUTZ BECKER: Chris, es war großartig, mit dir zu sprechen und ich könnte noch stundenlang mit dir diskutieren. Herzlichen Dank für die vielen interessanten Anregungen. Wir haben jetzt was zum Nachdenken und zum Diskutieren.

Danke, es war ein großes Vergnügen, mit dir zu reden und ich hoffe, dass wir mal wieder die Gelegenheit haben.

CHRIS SMEDLEY: Ich freue mich jederzeit mit euch zu sprechen. Ich bedanke mich und wünsche euch einen großartigen Tag.

---

<sup>29</sup> Aktuell sind rund 47,1 Millionen PKW auf deutschen Straßen zugelassen.

# Wir brauchen wieder Akteure, die etwas verändern

*mit Klaus Burmeister*

Klaus Burmeister gilt als einer der wichtigsten Zukunftsforscher im deutschsprachigen Raum. Er wurde 1954 in Karl-Marx-Stadt (heute: Chemnitz) geboren. Auf dem zweiten Bildungsweg studierte er Politologie und war danach zunächst in Berlin am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität sowie am Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung (IZT) tätig. In den 1990er Jahre baute er das Sekretariat für Zukunftsforschung (SFZ) und als Mitgründer die Z\_punkt The Foresight Company auf. Seit 2014 leitet er das von ihm gegründete "foresightlab" in Berlin und ist Geschäftsführer der gemeinnützigen Initiative D2030. Er hat zahlreiche Bücher zu Zukunftsfragen verfasst und die Zeitschrift Zukünfte herausgegeben.

Wie stellt sich ein Zukunftsforscher die unmittelbare Zukunft vor? Die Antworten soll die von Klaus Burmeister ins Leben gerufene #D2030-Initiative liefern, die sich mit verschiedenen Zukunftsentwürfen beschäftigt. Ein Gespräch über unmittelbare wirtschaftliche Herausforderungen, die herrschende politische Zukunftsblindheit und warum es jetzt auf jeden Einzelnen von uns ankommt.

Ob Digitalisierung, veränderte Arbeitsbedingungen, mögliche Regierungskonstellationen, Klaus Burmeister fragt sich zurecht, wohin sich die Gesellschaft zukünftig entwickelt. So stecke man in einer Art Übergangszeit, formuliert es Klaus Burmeister. „Wir müssen vieles was uns lieb geworden ist vielleicht vergessen, wir müssen Dinge neu denken, umdenken und das ist ziemlich schwierig“, so der Zukunftsforscher. Und er fragt sich zwangsläufig, wie die Gesellschaft in Zukunft zu leben gedenkt. „Eigentlich haben wir doch die Werkzeuge in der Hand, mit denen wir in der Lage sein sollten viele von unseren aktuellen Problemen vielleicht gemeinsam anzugehen“, so Klaus Burmeister. Dabei sieht er große Potenziale. Auch ein Grund die Initiative #D2030 ins Leben zu rufen. „Dass wir

nicht jeder für sich irgendwie über Zukünfte reden, sondern dass wir schauen, nicht nur was kommen wird sondern auch wie können wir uns darauf vorbereiten und welche Gesellschaft wir eigentlich wollen und was uns glücklich macht?“, erklärt Burmeister das Konzept dahinter. Veränderungen weiß man, brauchen auch immer eine gewisse Utopie dahinter. Doch für Klaus Burmeister gebe es statt der einen großen Utopie, der man entgegen strebe viel eher viele kleine und begründet dies wie folgt: „Wir müssen damit anfangen, so wie wir unser Privatleben organisieren, auch unsere Arbeit anders organisieren zu wollen. Aber auch, wie wir uns anders fortbewegen auch unter Berücksichtigung neuer Energieversorgungssysteme“ und liefert umgehend erste Vorschläge zur Beantwortung. „Mein Bild dazu wäre, wenn es kleine Utopien gäbe, die miteinander in Konkurrenz, ja im Wettbewerb stehen, Wir brauchen einen Diskurs zu kleinen Utopien, die sich im besten Sinne gegenseitig befruchten und sich im besten Fall in der Realität dem Praxistest unterziehen“, fordert der Zukunftsforscher.

Für Burmeister und seine #D2030-Initiative sei genau dies der Antriebsmotor gewesen. Doch die Idee dazu sei nicht neu, schon in den 60er Jahren wurde Zukunft oft mit eher quantitativen Szenarien beschrieben. Diese mündeten damals oft in Fehlprognosen. Daraus habe die Zukunftsforschung gelernt und arbeiten heute mit explorativen Szenarien und alternativen Zukünften. Vorsichtiger sei man heute, und auch #D2030 habe daraus seine Learnings gezogen.

„Ich beobachte heute, dass viele Szenen existieren, die relativ abgeschotet sind. Da gibt es die Maker, da gibt es die New Worker. Das gibt es die Umweltleute und jene, die sich mit Open Science beschäftigen oder mit der Industrie 4.0. Doch der übergreifende Diskurs fehlt uns dabei“, formuliert Burmeister die herrschende Problematik. Fehler, die er auch der aktuellen Politik zuschreibt. „Der Politik fehlt es an Visionen.“ Dabei bräuchte es doch gerade in einer, wie er es nennt, Übergangszeit, „Kreativität, den Austausch guter Ideen und später die Überprüfung an der Praxis. Und das Ganze auch kleinteilig.“ Konkret sähe er Versäumnisse gerade bei der digitalen Transformation. „Digital Labs entstehen doch gerade aus der Hoffnung heraus, weil die eigenen Ideen fehlen.“ Dabei brau-

che es gerade jetzt Innovationen. „Wir brauchen diese Auseinandersetzung“, auch im Bereich neuer Mobilitätskonzepte, so Burmeister. „Warum gibt es keine Initiative aus der Umweltbewegung in Zusammenarbeit mit der Industrie und Konsumenten. Die bereit sind und sagen: wir schaffen das gemeinsam. Wir gehen in einzelne Regionen und fangen jetzt mal an. Wir bauen die Ladeinfrastruktur aus. Wir forcieren das Angebot. Dass sich solche Innovations-Allianzen bilden, die sowas mal gemeinsam angehen, gibt es fast gar nicht“, klagt Burmeister. Dabei schätzt der Zukunftsforscher die Hürden dafür generell als gering ein.

Die Initiative #D2030 soll eine Orientierung bieten, wie die Zukunft in gerade mal 13 Jahren aussehen könnte. Kann etwas, was in so unmittelbarer Zukunft liegt noch Utopie sein? „Es gibt aktuell eine gewisse Zukunftsblindheit und uns hat etwas der Mut verlassen, tatsächlich in Visionen zu denken“ und hier soll #D2030 ansetzen. Mit Szenarien, die nicht beschreiben, was kommen wird, aber was kommen kann. Klaus Burmeister diagnostiziert, dass gerade die herrschenden Alltagsroutinen die Transformation bremsen. Wenn man die Potenziale, die da sind, aber miteinander in Beziehung setzt, käme es laut Burmeister zu einem kreativen Austausch, der gute Lösungen liefere. Voller Leidenschaft fordert der Zukunftsforscher die Menschen wieder auf, sich wieder mehr einzumischen und wieder mehr das Geschehen zu hinterfragen.

Vor allem die herrschenden Umweltprobleme aber auch die Notwendigkeit, Arbeit neu zu definieren, treiben ihn: „Welche Qualifikationen brauchen wir langfristig in einer Arbeitsgesellschaft, die neue Formen der Arbeit schafft und Sozialversicherungssystemen abseits der bekannten Rente benötigt?“ Burmeister könne sich durchaus ein mögliches Chancenkonto in Zukunft vorstellen. „Ein Konto für alle, auf dem eine bestimmte Geldmenge zur Verfügung steht und wo der Einzelne frei verfügen kann, wie er das Geld für seine Entwicklung einsetzt“, erklärt Burmeister die Idee dahinter. Und so lässt die Frage nach Burmeisters Regierungsauftrag als fiktiver König von Deutschland nur wenig Phantasie offen: „Ich würde dafür sorgen, dass wir den Hintern hochbekommen und wieder mit anpacken!“ Hier wird der Zukunftsforscher ganz bodenständig.

GUNNAR SOHN: Und unser heutiger Gast ist Klaus Burmeister, Geschäftsführer der #D2030-Initiative. Klaus, du bist ja auch Zukunftsforscher. Deshalb bist du der perfekte Gast für unseren Utopie-Podcast. In dieser Folge behandeln wir drei Fragen mit unserem Gast. „Was bewegt dich?“, „Welche Zukunft siehst du?“ und „Was würdest du machen, wenn du König von Deutschland wärst?“

Ja, Klaus, was bewegt dich? Wenn die Arbeitsgesellschaft auf Dauer nicht mehr der Kitt ist, der unsere Gesellschaft zusammenhält, was ist es dann eigentlich in Zukunft?

KLAUS BURMEISTER: Das ist eine große Frage. Zukunftsforscher hast du eben gesagt, ich bin da selber etwas zurückhaltender. Das ist ja ein alter Konflikt. Wie kann man Zukunft erforschen, die kein empirisches Objekt hat? Ich würde sagen, ich bin eher so etwas wie ein Zeitdiagnostiker und Zusammendenker. Ich schaue regelmäßig, was passiert in dieser Gesellschaft? Ich bin da eigentlich etwas vorsichtiger, aber ich glaube man kann schon sagen, wir befinden uns in einer Übergangszeit. Übergangszeit, das heißt, wir müssen vieles was uns lieb geworden ist, vielleicht vergessen. Wir müssen Dinge neu denken, umdenken. Und das ist zurzeit ziemlich schwierig. Und das ist vielleicht auch das Problem von einem Zukunftsforscher, der immer versucht, in einem 360-Grad-Radius zu schauen, was natürlich nicht gelingen kann. Er versucht es trotzdem. Ob das die Fragen nach der Digitalisierung, ob es die Fragen sind nach der Veränderung unserer Arbeitsbedingungen, jetzt stark durch die KI-Diskussion geprägt, sind, oder Fragen nach den Lebensbedingungen. Es gibt immer viele schwache Signale, wie zum Beispiel, dass es jetzt 75 Prozent weniger Insekten geben soll. Es gibt aber keinen Aufschrei, man macht einfach weiter. Dann sind da die Fragen nach dem Zusammenhalt in der Gesellschaft. Oder auch ganz aktuelle Fragen, wie wird unser Land zukünftig und von welcher Koalition regiert? Schafft sie es auf der Höhe der Zeit mindestens ein paar Weichen für eine Gesellschaft, die Optionen offenhält und nicht verschließt, zu stellen? Weiter die großen Fragen nach der globalen Sicherheit. Es kann einem ja mulmig werden, wenn man schaut, wie sich die Weltlage relativ schnell verändert. Und dann gibt es natürlich auch Nebenschaukriegsplätze – nicht nur in Nordkorea – auch im Bereich Eu-

ropa. Katalonien hat jetzt seine Unabhängigkeit erklärt. Lange Rede, kurzer Sinn, es beschäftigt mich vieles – und die Frage, wenn es wirklich wahr ist, dass wir uns in einer Umbruchsphase befinden. Wenn die Arbeit auf Dauer nicht mehr der Kitt ist, der unsere Gesellschaft zusammenhält, was tritt dann eigentlich in Zukunft an ihre Stelle?

Und eine weitere der großen Fragen: „Wie wollen wir in Zukunft leben?“ Eigentlich haben wir doch die Werkzeuge in der Hand, mit denen wir in der Lage sind, viele von unseren aktuellen Problemen gemeinsam anzugehen. Aber irgendwie gelingt das nicht, weil es natürlich Widerstände gibt. Das macht mich unruhig – und auch unzufrieden. Ich glaube, wir haben mehr Potenziale. Und das war ja auch ein Grund, warum wir #D2030 gemacht haben. Es geht darum, dass nicht jeder für sich irgendwie über Zukünfte redet, sondern dass wir schauen, ob es nicht einen gemeinsamen Erwartungshorizont gibt. Und dass wir nicht nur danach fragen, was kommen wird, sondern auch: „Wie können wir uns darauf vorbereiten und welche Gesellschaft wollen wir eigentlich?“

GUNNAR SOHN: Du sprichst von Übergangszeiten, was glaube ich, auch richtig beobachtet ist. Ist das vielleicht sogar das Problem, dass in diesen Übergangszeiten es besonders schwerfällt, über Zukunft nachzudenken oder utopisch zu denken? Wilhelm Voßkamp hat es mal so beschrieben: Verharren in Zwischenorten, Zwischenzeiten, in Wartesälen, in denen nichts mehr wirklich erwartet wird.

KLAUS BURMEISTER: Wir können natürlich lamentieren, wir können kritisieren. Ich möchte mich gar nicht da herausnehmen wollen. Aber sind wir auch in der Lage, positiv zu denken, was wir eigentlich wollen? Ohne dass es in so eine Friede-Freude-Eierkuchen-Welt geht? Das ist fast schon so ein bisschen verpönt. Positive Utopien, wer diskutiert die denn eigentlich noch? Nach dem, was vielleicht mal mit der Studentenbewegung hochkam, die wenn man genauer hinschaut, eigentlich keine Utopie hatte. Sie hatte ihre Kritik an den herrschenden Verhältnissen und schaut auf die Entwicklung der Produktivkräfte, die sich zwangsläufig in Richtung des Kommunismus entwickeln würden. Aber eine richtige Utopie gab es gar nicht. Wir haben sie ein bisschen verloren! Wenn das in der Tendenz wahr ist, haben es Technologie-Entwürfe, die uns eine technisch

perfekte Welt verheißen, viel einfacher. Sie setzen sich bruchlos durch, weil sie erfahrbar und wirkmächtig sind. Selten werden auch mal soziale Alternativ-Entwürfe diskutiert, wenn ich mir beispielsweise Diskussionen über KI, Smart Cities oder New Work bei Twitter verfolge, bleiben die hinter den Möglichkeiten konkreter Utopien zurück. Wir hinterfragen nicht mehr kritisch, ob wir das alles wirklich brauchen. Was ist das eigentlich, was uns zukünftig – ganz altmodisch gesagt – glücklich macht? Solche scheinbar einfachen Fragen werden viel zu selten gestellt.

LUTZ BECKER: Also ich würde da gerne noch eine Frage anstellen. Wir sprechen von Utopien. Wer braucht denn eigentlich Utopien? Und auf welcher Ebene brauchen wir Utopien? Braucht jeder die große Utopie, oder brauchen wir kleine Utopien, wie kann ich das organisieren?

Es braucht auch Sphären, wo wir eben nicht nur über Utopien reden, sondern wo man auch was tut. Wo man versucht, reale Utopien in der Praxis umzusetzen.

KLAUS BURMEISTER: Aus meiner ganz persönlichen Sicht kann es in so einer Übergangssituation, Gunnar hat es gesagt, eigentlich gar nicht die große Utopie geben. Das ist auch schon wieder gefährlich! Dafür aber viele kleine, angefangen mit dem, wie wir unser Privatleben organisieren, wie wir unsere Arbeit organisieren. Wie kann ich mich anders fortbewegen? Wie ist es mit der Energieerzeugung? Mein Bild dazu wäre, wenn es viele kleine Utopien gäbe, die miteinander in Konkurrenz, im Wettbewerb, stünden. Wenn es dann Diskussionen über Lösungen und deren Kritik gebe, Diskussionen, die sich im besten Sinne gegenseitig befruchten, dann könnten sich konkrete Utopien im Diskurs entfalten. Es braucht auch Sphären, wo wir eben nicht nur über Utopien reden, sondern wo man auch was tut. Wo man versucht, reale Utopien in der Praxis umzusetzen. Sonst ist das ganze Gerede ja ein Stückweit fade.

GUNNAR SOHN: Ein großer Unterschied zu den politischen Utopien, die dann auch in unfreiheitliche Verhältnisse gekippt sind, zeichnen positive Utopien auf, dass man sich die Zukunft eher im Konjunktiv vorstellt. Das ist auch so ein bisschen der Antriebsmotor bei der #D2030-Initiative. Dass man nicht darlegt, wie es sein muss...

KLAUS BURMEISTER: Die Machbarkeit stand bis in die 1960er Jahre im Mittelpunkt. Später hat sich zumindest in der Zukunftsszene herausgestellt, dass quantitative Prognosen durch alternative Zukünfte ergänzt werden müssen. Weil es auch viele Fehlprognosen gab, ist man einfach ein bisschen vorsichtiger geworden. Daraus hat sicher auch #D2030 gelernt. Es gibt ja auch nicht die eine Zukunft. Wir pflegen ja auch eher, soweit es geht, den Begriff Zukünfte zu verwenden. Ich selber habe 1990 eine Zeitschrift gegründet, die hieß „Zukünfte“. Da gab es Menschen, die gesagt haben, das Wort gibt es doch gar nicht. Im Duden war zu lesen, es Mehrzahl von Zukunft existiert, nur ist der Gebrauch veraltet. Letztendlich brauchen wir die Offenheit zum Austausch, zur Kommunikation und zum Dialog über diese Zukünfte. Und das brauchen wir interdisziplinär und praxisübergreifend. Was ich als Zukunftsdenker feststelle ist, dass viele Szenen und Milieus existieren, die relativ abgeschottet neben einander existieren. Da gibt es die Maker, es gibt die New Worker, es gibt es die Umweltbewegten, die, die sich mit Open Science beschäftigen, die Industrie-4.0-Leute oder die KI'ler. Aber es gibt wenige Foren, in denen es einen übergreifenden und verbindenden Diskurs gibt oder auch Ansätze und Aktionsformen, um die einzelnen Szenen zu verbinden. Das finde ich erstaunlich. Ich selber verstehe mich als Brückenbauer. Davon gibt es relativ wenige, weil jeder doch in seiner Praxis stark verhaftet ist.

LUTZ BECKER: Ich habe den Eindruck, dass die Gruppe derer, die jede Art von Widerstand, sei es in Form von Trägheit oder ähnlichem, nach vorne bringen, eigentlich sehr aktiv ist. Und dass man im letzten Wahlkampf gesehen hat, dass das Thema Zukunftsgestaltung fast überhaupt keine Rolle spielte. Man hat nicht über andere Wirtschaftssysteme gesprochen. Man hat nicht über Folgen der Umweltverschmutzung gesprochen und was man Positives daraus lernen kann. Das fand ich persönlich sehr erschreckend. Dann frage ich mich, ist die Politik überhaupt der richtige Platz, um Utopien anzubringen? Schmidt hat gesagt, wer Utopien hat, der solle zum Arzt gehen.

Im Grunde ist es eine Zeit, die danach schreit, händeringend danach schreit: „Wir brauchen Ideen!“

KLAUS BURMEISTER: Wenn du mit Politik die im Bundestag vertretenden Parteien meinst, natürlich brauchen wir dort Ansätze von Utopie. Um ein Partei- oder Regierungsprogramm zu gestalten, brauche ich doch in jedem Fall eine Idee von Gesellschaft. Da gibt es auf jeden Fall ein Defizit. Natürlich auch, weil das Thema ein Stückweit auch durch große Utopien durch ihre real existierenden Erscheinungsformen des Sozialismus oder Kommunismus diskreditiert wurden. Mit der Umweltbewegung liegen dagegen allerdings jetzt schon Teilentwürfe vor.

Zurückkommend auf die Frage: „Brauchen wir Utopien?“ In einer Zeit lebend, in der wir mehr herstellen können, als wir uns vorstellen können, glaube ich, brauchen wir Visionen. In so einer solchen Zeit brauchen wir die Produktivkraft der Utopie, brauchen wir Kreativität und den Austausch guter Ideen. Eine Überprüfung in der Praxis. Und das Ganze auch kleinteilig. Ich würde sagen, das fehlt allerorten. Beispielsweise auch bei der digitalen Transformation. Was auch Unternehmen zeigen, die jetzt händeringend in der Entrepreneur-Szene nach guten Ideen suchen, um neue Geschäftsmodelle zu kreieren. Oder Digital Labs in der Hoffnung aufzukaufen, um an einer verheißungsvollen Zukunft partizipieren zu können.

Im Grunde ist es eine Zeit, die danach schreit: „Wir brauchen Ideen!“ In den 90er Jahren stellte Greenpeace ein 3-Liter-Auto vor. Wenn wir jetzt darüber reden, wie wir in eine andere Form der Mobilität einsteigen – plattformbasiert mit Hilfe regenerativer Antriebssysteme. Warum gibt es dann heute keine Initiative aus Umweltbewegung in Kooperation mit Industrie und den Konsumenten? Die sagen, wir fangen mal an, wir schaffen das gemeinsam. Bei Tesla liegen bereits 300.000 Vorbestellungen für das Modell 3 vor. Jetzt ginge es darum in einzelnen Regionen die Ladeinfrastruktur aufzubauen, um das Angebot zu forcieren. Also, dass sich neue Akteure und Innovations-Allianzen bilden, die so eine konkrete Utopie mal angehen. Da gibt es fast gar nichts! Ist das so abstrus?

LUTZ BECKER: Oder es ist inkompatibel zu einer Welt, die durch Kennzahlen gesteuert wird, innerhalb des Unternehmens.

KLAUS BURMEISTER: Natürlich, für Unternehmen gilt das schon. Aber, wenn man mal schaut: Bereits Anfang der 2000er Jahre hat es schon eine

Initiative der Industrie gegeben, zum Ausbau einer Wasserstoffinfrastruktur entlang der Autobahnen. Es gibt innerhalb – und das ist meine Auffassung – der Industrie immer unterschiedliche Lager, mit denen man auch kooperieren kann.

Es geht also nicht nur in der Industrie, das war mir wichtig zu sagen. Sondern man müsste auch mal überlegen, wie auch andere gesellschaftliche Akteure in ungewöhnlichen Allianzen neue Aktionsformen entwickeln können, um nicht nur zu lamentieren, sondern auch zu zeigen, wir gehen gemeinsam einen anderen Weg. Wie zum Beispiel auch beim Thema Arbeiten, mit neuen Produktionsparadigmen, dezentraler Produktion, konvivaler Technik und Werkstätten, Open-Innovation und Open Science-Ansätzen. Warum versuchen wir nicht sowas in strukturschwachen Regionen aufzubauen, auch mit Co-Working und mit neuen Geschäftsmodellen? Ich bin unzufrieden damit, nur auf die Politik oder die kennzahlengesteuerten Unternehmen zu schauen. Das ist mir zu wenig. Ich vermisse da auch einen eigenen Antrieb, den es immer auch gegeben hat.

Früher gab es beispielsweise das „Netzwerk Selbsthilfe“, entstanden als eine Reaktion auf den deutschen Herbst. Wenn wir kein Geld zur Finanzierung selbstorganisierte Projekte haben, so die Idee, finanzieren wir die Projekte einfach selber. Heute gibt es Crowd-Funding-Plattformen, es geht also. Ich glaube einfach, dass es stimmt, dass wir mehr herstellen können, als wir uns vorstellen können.

Bei unserem Wirtschaftssystem ist es inzwischen so, und dass man sich kaum noch eine Alternative dazu vorstellen kann – und das ist vielleicht auch das Lähmende. Wir müssten einzelne Projekte vielleicht so runterbrechen, dass sie gestaltbar erscheinen, was ja auch passiert, aber leider noch viel zu wenig.

GUNNAR SOHN: Du hast auf der Pressekonferenz der #D2030-Initiative sehr leidenschaftlich dargestellt, wie auch Akzente nicht gesetzt werden. Dabei ist, wenn man ins Jahr 2030 nach vorne schaut, dies kein utopischer Zeitrahmen. Das sind nicht mal 13 Jahre, die wir da noch vor uns haben, das sind drei Legislaturperioden. Das ist nicht so gigantisch weit entfernt, aber dennoch sieht man kaum Akzente, die gesetzt werden.

Aber wenn man sie diskutiert, auch mal in einem utopischen Bild, beispielsweise meine Beiträge zur Mobilitätswende. Oder wenn wir mal konsequent den Ausstieg der Berufspendlerrepublik Deutschland zu Ende denken müssten, dann müssen wir aufhören, uns nur über Konzepte Gedanken zu machen, wie man im Individualverkehr umsteigen kann. Sondern da müssen wir eine Mobilität völlig anders organisieren, dann müssen wir vielleicht auch immobilere werden in der Arbeitsorganisation. Also dass die Leute sich eben nicht so viel von A nach B bewegen müssen. Aber das bekommt dann sofort die üblichen Reflexe. Selbst jene, also zum Beispiel wie Thomas Sattelberger, der von einer Götterdämmerung des Verbrennungsmotors gesprochen hat, ist jetzt in der FDP da angekommen, wo er sagt: „Wir dürfen den Dieselmotor nicht schlecht reden, das sei eine Übergangstechnologie“. Also wird wieder kleinteilig agiert. Genauso wie die Frage der dezentralen Arbeit, weniger von A nach B und von B nach A zu fahren. Aber selbst in den Bereichen sind wir zu kleinteilig unterwegs.

KLAUS BURMEISTER: Was auch die #D2030-Initiative sagt, und was Robert Jungk schon in den 60ern festgestellt hat, es gibt eine gewisse Zukunftsblindheit. Es gibt wenig Mut, auch mal tatsächlich Visionen zu denken. #D2030 liefert mit den Szenarien eine Art Landkarte für die Zukunft. Damit sagen wir nicht, was kommen wird, aber das was kommen kann. Es ist ein Angebot, um eigene Roadmaps zu entwickeln, Visionen entlang der relevanten gesellschaftlichen Felder. Du hast es schon gesagt, Mobilität ist sicher ein ganz großes Thema. Wir brauchen eine Vorstellung von einer anderen Mobilität. Wir brauchen Formen, wie man das vor Ort umsetzen kann, von der Quartiersebene bis hin zur persönlichen Entscheidung, „brauche ich tatsächlich noch ein eigenes Auto?“. Ich habe mein Auto gar nicht bewusst, sondern aus anderen Gründen vor sieben Jahren abgeschafft und würde heute sagen, ich fühle mich befreit. Aber man hängt oft in Routinen fest. Wir brauchen unterstützend Utopien, auf städtischer Ebene oder auch Wettbewerbe um gute Ideen. Von Wuppertal höre ich öfters solche Sachen. Wenn es Innovationswettbewerbe über Regionen hinaus gäbe, auf Feldern von der Schule über Fragen der Fortbewegung, anderen Arten, Dinge zu bauen oder von Energiegenossenschaften, denen man auch – und das wäre dann auch eine gestaltende Aufgabe

der Politik – auch Möglichkeiten gibt, unter dem Vorzeichen der Energie- wende als Akteur tätig zu werden. Wenn man die Potenziale der Ent- repreneur- beziehungsweise Gründerszene nutzen würde, die gar nicht so groß ist, denn die Gründerzahlen sind seit Jahren rückläufig. Aber trotz- dem, wenn man die Potenziale, die da sind, miteinander über Plattformen in Beziehung setzen würde, könnte es einen regen Austausch über gute Lösungen geben, die sich nicht nur auf die Entwicklung einer neuen App reduzieren, sondern sich auch fragen, wofür brauchen wir das? Für eine andere Produktion? Für eine neue Organisation gesellschaftlicher Arbeit? Für eine neue Form, wie wir saubere Energie erzeugen im Quartier? Wie wir neue Reparatur-Services entwickeln? Oder, wenn man mal darüber nachdenken würde, was das heißen könnte, wenn wir tatsächlich teilau- tonome und in 20-30 Jahren vielleicht sogar wirklich autonome Verkehre hätten und es keinen persönlichen Besitz an Fahrzeugen mehr gebe, son- dern einen kollektiven Zugriff über Plattformen auf freie und tatsächliche Fahrzeuge. Welche Freiräume könnten sich dann für die Städte ergeben? Wie kann man die Stadt zurückerobern? Wie kann man sie befreien und erweitern? Und das nicht nur mit überdimensionierten Malls. Stadt war immer ein Ort der Kommunikation. Stadt ist für mich auch immer am spannendsten, weil man dort auch sehen kann, was passiert. Wo man sich einmischen kann, wo man selber auch aktiv werden kann. Wir brau- chen solche dezentralen Ansätze. Ich predige jetzt fast schon ein bisschen. Das geht aber letztendlich nur, wenn es auch Menschen gibt, die sagen, ja ich will das jetzt auch machen.

LUTZ BECKER: Diese dezentralen Ansätze haben auch immer das Risiko der Kleinteiligkeit. Du hast eben vom guten Leben gesprochen. Müssen wir uns nicht auch überhaupt mal im Klaren sein als Gesellschaft, was für uns gutes Leben bedeutet? Wie wollen wir leben?

Wir brauchen wieder den Akteur, den Bürger, der auch sieht, dass sein eigenes Tun was bewirken kann.

KLAUS BURMEISTER: Ich bin kein Freund davon, dass wir eine generelle Utopie entwickeln. Ich glaube die entsteht eher daraus, dass man anfängt, im kleinteiligen Bereich Fragen zu stellen. Genau wie du sie gestellt hast, ist es sinnvoll oder ist es nicht sinnvoll, ständig zu pendeln. Ist es sinnvoll

eine Arbeit zu vollführen, die, um einen alten Begriff zu verwenden, entfremdet ist? Wo man gar nicht mehr mit Begeisterung dabei ist. Und sich mal die Frage zu stellen, welche Arbeit mache ich gerne? Wie kann man das hinbekommen? Wie kann man die Strukturen verändern? Welche Arbeit kann sinnvollerweise von Algorithmen erledigt werden? Dann aber gleichzeitig auch die Frage zu stellen: Für was kann ich die freiwerdende Zeit nutzen? Über solche Fragen wird dann auch eine größere Idee entstehen, die von den Menschen getragen und gelebt wird. Nämlich der Frage, in welche Richtung wir gehen wollen.

Wir haben ja schon verschiedene existierende Diskurse, wie den zur Großen Transformation, aus der Umweltbewegung entstanden, einer ressourcenleichten Gesellschaft, die im Einklang mit der Natur steht. Aber auch andere Diskurse, die vollkommen utopisch klingen, müssen geführt werden: Wie kriegen wir dann eine Gesellschaft hin, die anders mit globalen Krisen umgeht und die einer globalen Verantwortung gerecht wird? Die Zukunftsforschung war immer stark mit der Friedensforschung verwoben. Aber wo haben wir heute Institute der Friedensforschung, die überlegen, wie gehen wir mit beispielsweise nicht-militärisch mit dem Konflikt in Nordkorea umgehen? Wie gehen wir mit den ungelösten Konflikten im Nahen Osten – wie jetzt mit dem Iran – um? Welche Möglichkeiten gibt es eigentlich zur Entfaltung einer solidarischen Weltgemeinschaft? Wie gehen wir als Weltgemeinschaft damit um? Auch das sind Fragen, über die wir uns auch Gedanken machen müssen. Und wie wir mit – was auch mit Frieden zu tun hat – der aktuellen Einwanderung, der Migration weltweit umgehen wollen. Wie inhaltsreich sind solche Begriffe, wie multikulti? Was heißt das eigentlich? Wie offen sind wir dafür? Wie kriegen wir in so einer Gesellschaft eine Anerkennung für den anderen hin, eine Wertschätzung? Wie erhalten wir die Vorstellung von dem hin, was zusehends schwindet, dass die Europäische Union eigentlich ein Friedensprojekt war, in einer Gesellschaft, in der wir verlernen, zu wissen was das eigentlich bedeutet? Die Wertschätzung von Europa schwindet. Wenn man Analysen auch unter Jugendlichen liest, auch die Bedeutung der Demokratie. Ich habe da auch kein Patentrezept für diese Fragen und Herausforderungen. Ich glaube aber, dass man über Dialoge und über das

eigene Tun im persönlichen Umfeld, der Arbeit, des Quartiers und der Region wieder miteinander in Beziehung kommen muss. Hier gilt es auch immer die großen Themen mitzudiskutieren. Und eine der zentralen Frage für mich wird auch sein: Wie offen sind wir als eine Gesellschaft für das Andere, für das Fremde? Wie gehen wir damit um? Wie gehen wir jetzt mit der AfD um? Wie schafft es Politik, eine Klammer zu ziehen, dass wir nicht abdriften in eine Gesellschaft, in der wir uns abschotten? Das sind lauter große Themen, die nicht einfach zu lösen sind. Deshalb scheue ich mich auch davor, zu glauben, es gebe eine große Utopie, die alle Konflikte in sich auflöst. Wir müssen erstmal im Kleinen das erproben und schauen was geht, und was nicht geht. Und wir können nur Erfahrungen sammeln in der direkten Auseinandersetzung. Das ist, glaube ich, ganz wichtig, dass wir das tun – und da glaube ich, kann In meinem Verständnis muss Politik auf lokaler, auf Landes- oder Bundesebene, dafür sorgen, dass es mehr direkte Mitsprache, mehr Konsultationen gibt, angefangen von Bürgerhaushalten bis zu der Frage der Gestaltung von Lebenswelten und städtischen Räumen.

Wir müssen Entscheidungen, die abstrakt gefällt werden runterholen auf eine konkrete Ebene. Wir hatten das schon einmal mit den Zukunftswerkstätten und Planungszellen. Wir brauchen wieder den Akteur, den Bürger, der auch sieht, dass sein eigenes Tun etwas bewirken kann. Und das Ganze wird auch kein „Friede-Freude-Eierkuchen“ sein. Es gibt da sehr unterschiedliche Meinungen. Aber zu einer Gesellschaft im Dialog, in Kommunikation und im Diskurs finde ich schlecht eine Alternative. Und ich glaube das brauchen wir wieder mehr. Zu erfahren, dass wir nicht nur von der Wohlstandsgesellschaft in der wir groß geworden sind, etwas bekommen, sondern dass wir auch das, was wir dort erreicht haben, auch weiter weiterentwickeln und neu definieren müssen. Auch in einer Gesellschaft, die sich im Umbruch befindet, wo auch Grundfragen des Menschseins gestellt werden müssen.

Ich glaube schon, dass mit der Gesellschaft im Umbruch konkret die Arbeitsgesellschaft gemeint ist. Die Arbeitsgesellschaft ist für mich eine Figur, die unsere Gesellschaft bis tief in die Poren kennzeichnet, weil wir über sie Anerkennung, eine Position in der Gesellschaft und Wertschätzung erhalten. Wenn sie jetzt aufbröseln stellt sich die große Frage, was

tritt an ihre Stelle? Welche Wertschätzung, welche Anerkennung können wir wie zukünftig erlangen? Wenn, und das ist auch nur eine Zukunft, Maschinen oder KI alles besser können, müssen wir uns als Gattung auch fragen, was eigentlich unsere menschliche Existenz auszeichnet. Was soll, kann das in Zukunft sein? Utopie darf auch etwas weiter gehen – und da rede ich jetzt nicht bis 2030, sondern da rede ich für die nächste und die übernächste Generation. Wie kann so eine Gesellschaft aussehen, die Lebenschancen für die nachfolgenden Generationen eröffnet? Da ist Umwelt sicher ein ganz wichtiger Punkt, aber auch die Frage des gesellschaftlichen Zusammenhalts oder der Organisation und der Austausch von Gütern. Wie wir das Neue denken, ist natürlich schwierig. Aber wir haben die Werkzeuge in der Hand!

GUNNAR SOHN: Es ist klar, wenn man mit einem Zukunftsforscher spricht, dann ist im ersten Teil auch sehr viel von Zukunft die Rede. Aber wir kommen zum zweiten Themenkomplex. Welche Zukunft siehst du?

KLAUS BURMEISTER: Wir müssen jetzt umsteuern auf eine zeitgemäße Mobilitätsform. Und wenn uns das nicht gelingt, dann werden wir relativ schnell massive Probleme haben. Beispielsweise im Bereich der Konkurrenzfähigkeit, da ist nicht nur Tesla, sondern vor allem auch die chinesische Automobilindustrie. Und natürlich die großen IT-Unternehmen, die in der Lage sind, über Plattformen Mobilität neu zu organisieren.

Das heißt auch ganz konkret, dass es nicht sein kann, dass ein Bundesverkehrswegeplan 2030 im letzten Jahr mit einer Investition von 300 Milliarden in Teer und Beton verabschiedet wird, aber nur ein Bruchteil von unter 500 Millionen für neue Infrastrukturen für Mobilität, die notwendig sind, um überhaupt teilautonome Verkehre zu ermöglichen. Wir brauchen intelligente Mobilitätssysteme. Wir brauchen einfach eine ganz andere Infrastruktur. Hier wird unsere Zukunft verspielt.

Welche Zukunft erwarte ich? Ich erwarte, dass nach Paris und #COP23 die zentralen Umweltprobleme angegangen werden. Von den Top Ten der schmutzigsten Kohlekraftwerke in Europa stehen zehn in Deutschland. Gaskraftwerke sind stillgelegt. Die Energiewende ist nicht richtig zu Ende geführt. Ich erwarte und hoffe auf eine Zukunft, die das Thema verstärkt

angeht. Wenn ich auf die realen Verhältnisse schaue, macht man sich Gedanken, ob das alleine über die Politik zu steuern ist. Und das andere große Thema, das ich sehe, ist eine Gesellschaft, die sich momentan eher einigelt, was das Thema Einwanderung betrifft. Ich erwarte, dass wir uns in der Zeit bis 2030 vielleicht zu stark mit der Bewältigung aktueller Fragen aufhalten und wir dabei aus den Augen verlieren, dass es möglich ist, die Themen Energie und Mobilität im Sinne einer Zukunftsoffenheit zu wenden. Wir verspielen damit Möglichkeiten, die wir haben.

Was wir mit #D2030 versucht haben ist, mehr Druck auf die Politik auszuüben, wie es auch die Umweltbewegung getan hat. Wir brauchen wieder auch eine neue APO, die das was ich jetzt skizziert habe, ob im Bereich Mobilität oder der Umwelt, auch tatsächlich erprobt. Die Innovationen auf dezentraler Ebene mit Allianzen, von Greenpeace über die Umwelthilfe bis hin zu mittelständischen Unternehmen gehen, möglich macht. Es gibt Ansätze dazu, wir brauchen diese Bewegung und Politik alleine, und da bin ich fest überzeugt, wird das nicht richten können.

Wir brauchen Initiativen, die von außen kommen, die versuchen über konkrete Maßnahmen Einfluss zu nehmen auf die Gestaltung unserer Gegenwart und damit auch auf die Zukunft. Dazu brauchen wir natürlich auch die Erkenntnis, dass es so nicht weiter geht. Das ist im Umweltbereich schon klar. Im Bereich der Arbeitswissenschaften hinken wir hinterher. Wir haben keine umfassende Vorstellung davon, und das macht mir Sorgen, für das, was mit künstlicher Intelligenz, was mit Robotik, was mit neuen Produktionsparadigmen und vernetzter Produktion unter dem Schlagwort Industrie 4.0 in den nächsten Jahren möglich ist. Wie wir das auch nutzen könnten, zusammen mit den Gewerkschaften, zusammen mit der Frage, welche Qualifikationen wir zukünftig brauchen, für ein Beschäftigungssystem, das zukunftsfit ist. Das auch mal drüber nachdenkt, und das finde ich schon mal klasse, wenn die IG Metall zumindest mal die Forderung aufstellt, die 27-Stunden-Woche zumindest zum Teil zu realisieren. Dass man auch Fragen nach der Arbeitszeit stellt. Ist es nur in entfremdeten Produktionsverhältnissen zukünftig möglich zu arbeiten? Oder müssen wir auch einen neuen Arbeitsmarkt schaffen, der außerhalb von global integrierten Wertschöpfungsketten funktioniert?

Gilt es nicht auch neue Formen der Arbeit zu ermöglichen, vor dem Hintergrund von Sozialversicherungssystemen, die heute ganz klar auf der Kippe stehen? Nicht nur der Rente. Ich bin nicht unbedingt ein Freund des bedingungslosen Grundeinkommens. Aber wir müssen auch experimentelle Politik ermöglichen, sodass wir auch andere Formen der sozialen Absicherung – wie zum Beispiel die negative Einkommensteuer – zu erproben. Schauen was passt, um eine Vorstellung davon zu bekommen, was ist möglich.

Nur ein Beispiel: Es gibt fortlaufende Studien des IAB über die Auswirkung von Digitalisierung, Robotik und Industrie 4.0 auf Arbeit und Qualifikation. Im Endeffekt kommen sie zu dem Ergebnis, dass da eigentlich nicht viel was passiert. 2,5 Millionen Arbeitsplätze gehen laut dem Szenario verloren und 2,7 Millionen Arbeitsplätze entstehen bis 2030 neu. Wenn wir dem Glauben schenken, dann müssten 2,7 Millionen neue Qualifikationen bis 2030 geschaffen werden. Wer bildet diese Menschen eigentlich aus? Was passiert mit den anderen, die nicht mehr benötigt werden? Wie schaffen wir es, dass wir das Thema (Weiter-)Bildung nicht nur an den Hochschulen, sondern auch in den Unternehmen stärker verankern? Wie schaffen wir Institutionen, die diesen Strukturwandel hinbekommen? Das sind spannende Fragen. Wie auch über Alternativen, wie beispielsweise die Einführung eines Chancenkonto nachzudenken, welches von der SPD mal eingebracht wurde, das aber nicht mehr weiterverfolgt wurde. Die Vorstellung, dass jeder mit einem Konto ausgestattet wird, bei dem er selber darüber verfügen kann, was er mit dem Geld macht, um sich als Arbeitnehmer fit zu halten. Ob es ein Betrag von 20 oder 40.000 Euro ist, allein die Vorstellung, dass ein Einzelner auch selber Entscheidungen über seine Zukunft treffen kann, scheint mir wichtig zu sein. Wenn das dann noch eingebunden in Dialoge wäre, dass auch klar ist, in welche Richtung es gehen sollte, könnte dies eine Orientierung für Übergänge in eine andere Gesellschaft sein, die sich aktiv und nicht im Sinne einer repräsentativen Vertretung auch mit direkten Beteiligungsformen an die Bürger richtet. Wenn wir da keine Bewegung bekommen, sondern im Konsum erstarren, in dem wir eingeübt sind, dann bin ich ganz sicher, werden wir nicht die Kreativität entfalten, die wir benötigen, um mit den ganzen Entwicklungen, die vor der Haustüre stehen, umgehen zu können.

GUNNAR SOHN: Aber, Klaus, dass funktioniert nicht kleinteilig. Da liegt ein kleiner Widerspruch drin: Wo soll die Bewegung herkommen? Du sprachst von einer APO, ich selber habe auch mal eine digitale APO gefordert. Aber was wir in den letzten fünf bis zehn Jahren erlebt haben, war mal so ein Zwischenhoch der Netzbewegung, als es um Netzsperrern von „Zensur-Ursula“ ging, also Ursula von der Leyen, die das damals durchsetzen wollte, aber an dieser Netzbewegung gescheitert ist. Was ich allerdings in den letzten Jahren erlebt habe war, dass die alten Eliten natürlich auch entdeckt haben, wie sie sich besser organisieren können innerhalb einer Netzöffentlichkeit. Leider die reaktionären Kreise, die sich immer besser organisieren – und was schon Manuel Castells auch beschrieben hat, dass die alten Eliten auch einer Desorganisation der Gesellschaft interessiert sind. Guck dir doch mal Kreativberufe an, guck dir die wachsende Zahl der Klickworker und der Freelancer an – die Entwicklung zur Freelancer-Society. Vergleiche mal die Forderung der IG Metall, eine 27 Stunden Woche einzuführen, mit dem, was sie an öffentlicher Diskussion losgetreten haben, als sie die 35 Stunden Woche gefordert haben. Von welchen Kräften geht denn wirklich der Druck aus? Du hast selber gesagt, jeder arbeitet an seinen kleinteiligen Themen. Zum Beispiel New Work, das Lutz Becker zurecht als „U-Boot des digitalen Taylorismus“ bezeichnet hat, wo mit Digitalen Mitteln, wie Tracking, die Käfighaltung in den Arbeitsumwelten perfektioniert wird. Dann hast du die Industrie 4.0, die Effizienz ausschwitzen

KLAUS BURMEISTER: Wo kann es denn heute noch solche großen Entwürfe geben, die versuchen das Ganze, was heute passiert, so zu interpretieren, dass man mal eine Vorstellung vom Morgen bekommt – „aha, das ist es!“? Solche Entwürfe gibt es vielleicht gar nicht mehr. Diese großen wissenschaftlichen Werke fehlen. Vielleicht noch „Homo Deus“ von Harari, der zumindest mal in meiner Wahrnehmung versucht, utopisch zu überlegen, wie sich diese Gesellschaft weiterentwickelt.

Nur das Beklagen, dass es diese großen Entwürfe nicht mehr gibt, hilft nicht. Wenn wir sie nicht haben, können wir sie natürlich auch nicht herzaubern. Aber es gibt verschiedene Ansätze, von der Bergpredigt, über sozialistische Ideen bis zur Basisdemokratie. Wir finden solche Ansätze auch in der der Großen Transformation. Da stecken viele Aspekte drin, an

denen wir uns orientieren und reiben sollten. Für mich ist – trotz aller Kritik – das Leitbild einer nachhaltigen Gesellschaft handlungsleitend. Dieser offene und schillernde Begriff enthält auch Elemente, die ich kritisieren würde. Man könnte den Report auch pointiert so lesen, gebe es nur genügend Messmethoden, eingebunden im Internet of Things, dann werde die ressourcenleichte Gesellschaft schon hergestellt werden können. Also stecken hier auch solche „technokratischen oder totalitären Aspekte im Sinne des Guten drin. Wenn wir die großen Entwürfe nicht mehr haben, dann müssen wir eben kleinteiliger beginnen.

Und die Akteure? Ich kann sie mir nicht aussuchen. Ich bin zwar schon lange Mitglied der IG-Metall, sehe aber die Gewerkschaften nicht automatisch als Teil einer emanzipativen Bewegung. Auch die Umweltbewegung ist zu schwach. Ich sehe auch keine neuen Aktionsformen. Man kann das also durchaus kritisieren, das ist sicher richtig. Und wenn alles so ist, was dann? Dann folge ich dem Prinzip dennoch! Das kann doch nicht alles gewesen sein. Wir müssen uns mal anschauen, wie plötzlich – Robert Jungk hat dies beispielsweise in seinem Buch „Menschenbeben“ beschrieben – wie aus dem Nichts Bewegungen entstehen, die vollkommen unerwartet entstehen. Das ist nicht nur eine Hoffnung, dass irgendwann mal was passiert. Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass wir jetzt bereits die Akteure, die es nicht gibt, auch nicht herzaubern können. Wir müssen jetzt etwas tun und es gibt verschiedene existierende Ansätze. Ob es Menschen sind, die einfach anders wohnen wollen, weil die Miete zu teuer ist oder die merken, dass diese ganze Geschichte mit der Automobilität so nicht mehr weitergehen kann. Es gibt überall diese Unzufriedenen, die Ventile suchen. Das ist aus meiner Sicht die einzige vernünftige Möglichkeit, etwas zu tun.

Auch im Wissenschaftsbetrieb gibt es die Möglichkeit aus dem disziplinären Korsett auszubrechen und übergreifende Projekte anzugehen. Wir haben auf der einen Seite das Institut für Internet und Gesellschaft<sup>30</sup>, das sich ja mit den ganzen digitalen Entwicklungen auseinandersetzen soll. Auf der anderen Seite ist jetzt über acatech die neue „Plattform lernende

---

<sup>30</sup> <https://www.weizenbaum-institut.de>

Systeme“<sup>31</sup> entstanden, die sich mit Künstlicher Intelligenz beschäftigen. Hier bräuchten wir aus der Wissenschaft heraus jemanden, der sagt: „Ihr solltet doch zusammenarbeiten!“

Wir brauchen solche Stimmen, die Verbindungen und Zusammenhänge für das herstellen, was auf uns zukommt. Wir müssen raus aus unseren engen Disziplin- und Praxisbereichen. Wenn es die Akteure nicht gibt, dann gehen wir es selber an. Ich will jetzt nicht sagen, dass wir mit #D2030 ein großer gesellschaftlicher Akteur geworden sind, aber wir haben zumindest einen Beitrag dazu geleistet, Zukunft mit Szenarien überhaupt vorstellbar und gestaltbar zu machen. Wir haben auch Menschen gewonnen, die das mit uns zusammen diskutieren. Das sind vielleicht kleine Nadelstiche, aber es ist ein Ansatz.

Auch im Bereich von Kleinstädten, ein Themenfeld mit dem wir uns auch auseinandersetzen, entstehen viele neue Zusammenhänge. Kleinstädte, gerade in peripheren Räumen, die Probleme mit der Überalterung oder mit der Abwanderung von Fachkräften haben, suchen nach neuen Antworten. Da bietet es sich doch beispielsweise an, darüber nachzudenken, ob mit Industrie 4.0 nicht auch urbane Produktion wieder ermöglicht werden kann. Dass es eben nicht nur die Speed-Factory von Adidas<sup>32</sup> geben soll, in der seit Jahrzehnten das erste Mal wieder in Deutschland Schuhe hergestellt werden sollen, sondern, wo man mit neuen Möglichkeiten Produktion auch wieder in ländliche Regionen zurückholt. Warum nicht auch mal im Brandenburgischen darüber nachdenken, Co-Working-Arbeitsplätze einzurichten. Außerdem sollten wir uns fragen: Wie wird zukünftig die Distribution von Waren ermöglicht? Wie stellt man sicher, dass die Lebensmittelversorgung auch im ländlichen Raum anders als nur über die großen Discounter organisiert wird? Wie können wir auch

---

<sup>31</sup> <https://www.acatech.de>

<sup>32</sup> Die 2015 erstmal der Öffentlichkeit vorgestellten Speedfactories von Adidas sind in Ambach und Atlanta (Georgia/USA) mit dem Anspruch gestartet, die Schuhproduktion bei hohem Automatisierungsgrad aus Niedriglohnländern wieder näher zurück an die großen Absatzmärkte zu holen. Im November 2019 räumte Adidas das Scheitern des Projektes ein. Siehe: <https://www.manager-magazin.de/unternehmen/handel/adidas-speedfactories-in-ansbach-und-atlanta-werden-geschlossen-a-1295877.html>

Mobilität auch für alte Leute in diesen Räumen herstellen? Es gibt so viele Möglichkeiten, Dinge zu thematisieren und Lösungen nachzudenken. Solche Diskussionen und Ansätze entstehen in den unterschiedlichen Initiativen. Mit #D2o3o wollen wir solche guten Beispiele auch stärker über Plattformen diskutieren, um sie in die Gestaltungsdiskurse einzubringen.

Ich würde immer noch behaupten, dass Menschen, die in Städten leben, ein Interesse an ihren Räumen haben. Auch eine Stadt, wie Wuppertal, die schwer gebeutelt war, die wieder anfängt, mit vielen Initiativen ein neues Selbstverständnis zu entwickeln. Ich glaube daran, dass solche Selbstheilungskräfte auch durch die Probleme forciert werden. Politik sollte diese Kräfte fördern, wie auch neue Ansätze der Forschungs- und Innovationspolitik. Und das auch auf Wettbewerbsbasis. Wettbewerb ist natürlich nicht die allein selig machende Lösung. Mir geht es darum, mithilfe konkurrierender Ansätze Neues zu erproben. Mit öffentlichen Geldern zu arbeiten: vom schulischen Alltag, über Fragen der Nahversorgung, bis hin zu Formen neuer Arbeit. Ich möchte das gar nicht beklagen. Wir müssen einfach den Arsch hochkriegen und was tun.

GUNNAR SOHN: Im dritten Teil des Utopie-Podcasts stellen wir natürlich die Frage, was würdest du tun, wenn du König von Deutschland wärst?

KLAUS BURMEISTER: Die Untertanen einladen, selber ihre Zukunft zu gestalten. Die wären ausgestattet mit einem Sack von Talenten, die sie selber mitbringen, und ich würde sie nur einladen, ihre Lebenswelten selbstorganisiert zu gestalten. Das fände ich, wäre eine schöne Idee, weil ich grundsätzlich der Meinung bin, dass Menschen das gerne tun. Das alles in einem Königreich, das nicht das Schlaraffenland ist, aber das offen für Neues und das lernfähig ist und dadurch im besten Sinne Zukunft möglich macht. Das würde ich tun, wenn ich König von Deutschland wäre.

GUNNAR SOHN: Das war wieder ein utopisches Gespräch unserer Reihe #KönigVonDeutschland. Unser Gesprächspartner war Klaus Burmeister, Geschäftsführer von der #D2o3o-Initiative.

# Ideen wider dem technologischen Totalitarismus

*mit Dirk Helbing*

Ein Gespräch mit Dirk Helbing, Professor an der ETH Zürich darüber, wie eine kapitalistische Utopie aussieht und warum es in Zukunft ein Finanzsystem 4.0 braucht, denn „Nur ein demokratischer Kapitalismus kann die Lösung sein.“

Der im schwäbischen Aalen geborene Dirk Helbing (Jahrgang 1965) ist Professor für Computational Social Science am Department für Geistes-, Sozial- und Politikwissenschaften sowie Mitglied des Informatikdepartments der ETH Zürich. Von der Technischen Universität Delft (TU Delft) erhielt er 2014 die Ehrendoktorwürde und leitet dort unter anderem Doktorandenschule „Engineering Social Technologies for a Responsible Digital Future“. Er ist Mitglied der nationalen Akademie der Wissenschaften, Leopoldina, und Dirk Helbings und forscht unter anderem an neuartigen robust-adaptiven Informations- und Kommunikationstechnologien.

Wer sich intensiv mit einem Weg in eine nachhaltigere Zukunft beschäftigt, kommt nicht umhin sich auch mit einer Vielzahl von Utopie-Entwürfen zu befassen. Dirk Helbing rückt dabei vor allem den Reformbedarf Kapitalismus stärker in den Fokus. Grund dafür sei in seinen Augen vor allem, dass schon heute zu viele Ressourcen verbraucht werden. Um dem entgegenzuwirken, initiierten zwar die Vereinten Nationen die Agenda 2030, die das Erreichen bestimmter Nachhaltigkeitsziele innerhalb von zwölf Jahren formulierte, doch für Helbing ein zu ambitioniertes Ziel: „Ich dachte mir damals schon, dass die Lage ernst sein muss.“

Und so befasst sich der Soziologe und Physiker mit der Frage, wie diese Herausforderungen noch bewältigt werden können. Eine Schlüsselposition raus aus der Krise könnte für Helbing die Transformation einnehmen. „Das ist die Digitale Transformation, die mit einer Umwälzung des Arbeitsmarkts einhergeht – der ökologischen Transformation – wir müssen auch sehr viel Kohlenstoffdioxid einsparen, um den Klimawandel zu

bremsen – und schließlich denke ich brauchen wir auch ein neues Finanzsystem“, erklärt er.

Der Transformationsgedanke ist alles andere als neu, vor allem in Bezug auf zukünftige Ressourcen-Krisen: „Die Idee dieser Leute war, dass man jetzt Supercomputer baut, die dann die Welt durchoptimieren sollen wie ein Logistiksystem und das Modell auf eine Automatisierung der Welt hinausläuft. Das Ganze kommt daher unter netten Begriffen wie Smart City, Smart Nation und Smarter Planet“, doch dieser führe dazu, dass Bürger entmündigt werden, und das sei, so Helbing, nicht mit dem demokratischen Gedanken vereinbar. „Man hat Kontrollzentren entwickelt mit denen man Milliarden von Menschen gleichzeitig überwachen kann. Man kann es durchaus Mass-Mind-Manipulation nennen“, später folgte auch der Begriff des Big Nudging dafür – also über bestimmte Dinge nachdenken, bestimmte Emotionen und Meinungen zu haben und bestimmte Verhaltensweisen an den Tag zu legen.

All diese Beispiele zeigen laut Helbing aber im Kern, dass das heutige Finanzwirtschaftssystem infrage gestellt werden muss, damit daraus eine Kreislaufwirtschaft und eine Sharing Economy entstehe, die die Welt rette. Abseits von den bisherigen Beispielen plädiert Helbing dafür eine Investitionsprämie für alle einzuführen: „Ich nenne es auch den demokratischen Kapitalismus.“

Doch wie kann man sich seinen Ansatz vorstellen? „Wir würden also alle jeden Monat einen bestimmten Betrag bekommen und dieser Betrag wäre aber im Unterschied zum Grundeinkommen nicht für unseren eigenen Konsum, sondern das wäre Geld, das wir weitergeben müssten an andere. Die Idee ist, es an solche Leute zu geben, die Innovation vorantreiben, die sich sozial und ökologisch für die Nachbarschaft engagieren. Also wir können dort in die Dinge investieren, die uns richtig und wichtig erscheinen“, so die Idee des Professors. Wir könnten unsere Ideen viel besser einbringen. Dadurch hätte schlagartig jeder die Mittel, um Ideen voranzutreiben, die Wirtschaft verbessern. Nur wenn die Wirtschaft auf Kurs ist, kann erst die ökologische und die digitale Transformation erfolgreich gelingen, glaubt Helbing. Die Innovationsprämie sei deswegen so genial,

denn sie umgehe erfolgreich die totalitäre Verordnung, die man aus anderen Systemen kenne. „Das Silicon Valley beispielsweise wartet immer noch auf diese eine Superintelligenz, die uns dann alle rettet. Diese würde aber dann versuchen die ganze Welt zu optimieren oder einen optimalen Plan zu erstellen und uns dann tatsächlich Befehle erteilen, was wir zu tun und zu lassen hätten“, so Helbing. Mit dramatischen Folgen. „Ein digitaler Gott, der unser Leben steuern würde, der nicht vereinbar mit unserem aufgeklärten Denken, mit Humanismus, mit Demokratie und auch mit unserem religiösen Verständnis zu sein scheint“, mahnt der Professor.

Den schlechten Ruf des Kapitalismus beruhe Helbings Meinung nach darauf, dass man glaube, dass die Weltprobleme nur durch einen wohlwollenden Diktator gelöst werden können, doch dies sei eine irrsinnige Vorstellung, so der 55-Jährige. „Das ist eine vollkommen falsche Vorstellung, aber in der Tat hat sich hier eine Art kybernetisches Gesellschaftsmodell verbreitet und das ist zunächst in Chile in den siebziger Jahren getestet worden. Dann ist das politische Regime gestürzt worden und es hat sich weiter verbreitet über die USA nach Singapur und dann in Länder wie China und Saudi-Arabien. Nun kommt es jetzt in die demokratischen Staaten und versucht dort Fuß zu fassen.“ Im Umkehrschluss würde dies bedeuten, die bisherigen kulturellen Erfahrungen, die durch die Bewältigung von Krisensituationen wie Kriegen, Revolution, aber auch von Philosophie und Wissenschaft entwertet werden würden. „Eine potentiell totalitäre Technologie schleicht sich ein und entzieht sich eigentlich der öffentlichen Kontrolle durch die Bevölkerung und durch das Parlament. Ich glaube, dass wir uns tatsächlich damit in eine hochproblematische Situation gebracht haben, die jetzt ganz schwer unter Kontrolle zu bringen ist“, erklärt Helbing.

Eine mögliche Alternative könnte ein Finanzsystem 4.0 sein, das sowohl kapitalistisch, demokratisch, liberal, sozial und auch ökologisch ist, an dessen Konzeption der Professor auch selbst beteiligt war. „Es kombiniert das Internet der Dinge mit der Blockchain Technologie zum Beispiel, mit der man Zahlungen auslösen kann. Die Idee ist, dass wir mit dem Internet der Dinge – also zahlreichen günstigen Sensoren, die man auch heutzutage

tage bauen und verbreiten kann – unsere Umwelt gemeinsam ausmessen, so wie bei Open Street Map – das könnte ein Modell sein. Und diese Daten werden dann tatsächlich genutzt, um zu sehen, wie sich unsere Handlungen auf die Umwelt auswirken.“ Dabei werden Faktoren, wie Lärm, CO<sub>2</sub>, Abfall, aber auch Arbeitslosigkeit gemessen. Daneben sollen Bildung, Gesundheit, neue Jobs, Wiederverwertung von Ressourcen oder von Abfallstoffen mit in die Messung einbezogen werden. Und somit ein multidimensionales Anreizsystem, vereinfacht beschrieben mit Hilfe einer Reihe von verschiedenen Konten, schaffen. „Wenn wir einkaufen, würden wir also nicht einfach nur einen Euro-Preis bezahlen, sondern wir würden grüne, gelbe, rote Punkte bezahlen, die für verschiedene Auswirkungen auf unsere Gesellschaft stehen. Und damit könnten wir es letzten Endes schaffen Ressourcen wieder zu verwerten. Man kann sich also vorstellen, dass die Dinge, die wir kaufen mit lauter kleinen Sensoren ausgestattet sind, die verraten – Ich bin so und so viel Gramm Glas und so weiter, bitte verwerte mich wieder! – Und wenn ich das dann tue, dann kann ich damit Geld verdienen. Also Anreize dabei so einsetzen, dass sie gesellschaftliche, kulturelle und grundgesetzliche Ziele vereinen und somit den ständigen Kampf zwischen Demokratie und Kapitalismus nahezu vollständig zu eliminieren.“

Dirk Helbing fordert zu schnellem Handeln auf: „Es wird richtig eng auf diesem Planeten, wenn wir weitermachen wie bisher und wir müssen es schaffen die Unbegrenztheit der digitalen Ressourcen zu entfesseln und die Begrenztheit der materiellen Ressourcen zu überwinden“. Außer Acht lassen sollte man in den Augen des Professors dagegen den Gedanken einer robotisierten Gesellschaft. Stattdessen sollten wir uns fragen, was es bedeute Mensch und nicht Maschine zu sein und uns stärker auf unsere Kompetenzen wie Bewusstsein und Kreativität konzentrieren, Aspekte, die auch die klügste Künstliche Intelligenz in Helbings Augen noch nicht leisten könne.

Doch welche Zukunftsvision hat der Professor selbst? „Die Demokratie wird zu meinem Erschrecken aus dem Innersten der Gesellschaft, also auch aus politischen Kreisen, aus Kreisen von etablierten Medien und Zeitungen angefochten“, stellt Helbing fest. Mit der Folge, dass Menschenrechte in Frage gestellt werden. Zukünftig ist in seinen Augen die

größte Herausforderung, diesen Strömungen entgegenzuwirken und zeitgleich einen großen Strukturwandel schaffen. Dies bedeute für Helbing, dass beispielsweise auch Jobs neu erfinden werden müssen. „Diese Jobs werden wahrscheinlich nicht alleine geschaffen werden durch die heutigen Unternehmen und auch nicht die Großunternehmen, sondern da werden wir sehr viel stärker selber Initiative durch Selbstständigkeit ergreifen müssen und selber Projekte auf den Weg bringen müssen. Das heißt, das Aussitzen und Bremsen hilft uns überhaupt nicht!“, weiß Dirk Helbing.

Für Helbing sind solche Zukunftsvisionen keine unerfüllbaren Utopien, sondern durchaus realistische Annahmen. „Es ist keine Science-Fiction, es ist kein Märchen, sondern das ist einfach eine Vorstellung einer möglichen Zukunft, die dort konkretisiert wird, um sie tatsächlich für uns alle vorstellbar zu machen, sodass wir aktiv werden können das auf den Weg zu bringen“. Eine solche Utopie könne konkret in Form von sogenannten Städte-Olympiaden umgesetzt werden. „Alle paar Jahre würden Städte sich in eine Städte-Olympiade begeben, also Geld lockermachen, damit die Bürger, die Forscher und Ingenieure sich gemeinsam neue Lösungen überlegen können und ausarbeiten können – also ein monatelanger Mega-Hackathon könnte man vielleicht sagen. Die Medien würden das begleiten, die Politik würde versuchen die Bevölkerung zu mobilisieren, die Unternehmen könnten sich auch einbringen“. Einbringen in Disziplinen wie die Reduktion des Klima-Impacts, Energieeffizienz, Nachhaltigkeit, Resilienz; Krisenfestigkeit, Frieden und Lösung erarbeiten, die als Open Source bereitgestellt werde und an der sich jeder bedienen und weiterentwickeln dürfte. „Unsere Idee ist es, dass sich Interessen-Netzwerke zwischen Städten herausbilden, die dann tatsächlich im Laufe der Zeit leistungsfähige Plattform für die Demokratie und für dieses Finanzsystem 4.0 ausarbeiten können“, beschreibt der Professor die Städteolympiade. „Wir können es jederzeit anfangen. Es wundert mich, warum das noch nicht wirklich versucht worden ist – es ist eigentlich eine naheliegende Idee“, schwärmt der 55-Jährige. Ein Modell, das Nischen und Experimentierräume schaffe und stärker für Diversität Sorge, um Innovationen, kollektive Intelligenz und auch Resilienz zu fördern.

Abschließend darf Dirk Helbing noch fiktiv als König von Deutschland regieren und noch einmal für seine Idee von der Demokratie 4.0 plädieren: „Auf demokratische Art und Weise Zukunft festmachen geht und ich denke, das ist eigentlich der erfolgsversprechendere Weg und dafür sollten wir uns einsetzen.“

GUNNAR SOHN: Wir produzieren wieder eine neue Folge unseres Utopie-Podcasts #KönigVonDeutschland. Lutz Becker und ich begrüßen unseren Gast heute an der ETH Zürich, Dirk Helbing, der einen interessanten Gastbeitrag in Brand eins, für das Schwerpunkt-Heft Innovation geschrieben hat. Er hat nämlich eine kapitalistische Utopie entworfen. Da dachten Lutz und ich, hey, er ist prädestiniert, #KönigVonDeutschland zu werden. Dirk, prima, dass du mitmachst: Was bewegt dich?

DIRK HELBING: Ja, unsere Welt ist im Umbruch. Das ist ganz klar zu erkennen. Wir sehen, dass der Druck auf viele Länder zunimmt, also nicht nur durch die Migration. Sondern wir haben schon seit vielen Jahren die Finanzwirtschaft- und Schuldenkrise zu verkraften und das Ende ist eigentlich noch lange nicht in Sicht. Im Grunde genommen stehen wir auch wirklich vor großen existenziellen Forderungen, die damit zusammenhängen, dass wir viel zu viele Ressourcen verbrauchen.

Deswegen haben die Vereinten Nationen ein Programm aufgelegt, die Agenda 2030, in dem es um die Nachhaltigkeitsziele für die Welt geht, die also innerhalb von zwölf Jahren erreicht werden sollen. Ich dachte mir damals, dass das ziemlich ambitioniert ist und die Lage ernst sein muss. In der Tat ist es so, dass man heutzutage darüber spricht, ob die Demokratie noch liberal sein muss und ob wir noch Menschenrechte brauchen oder ob es auch das Modell China für uns tun würde. Ich denke, das zeigt schon, dass die Lage ernst ist.

Ich habe mich deswegen mit der Frage befasst: Wie können wir eigentlich diese Herausforderungen bewältigen? Das sind eigentlich mindestens drei Transformationen: Das ist die Digitale Transformation, die mit einer Umwälzung des Arbeitsmarkts einhergeht. Dann haben wir die ökologische Transformation. Wir müssen auch sehr viel Kohlenstoffdioxid einsparen, um den Klimawandel zu bremsen. Und dann denke ich, brauchen wir auch ein neues Finanzsystem. Im Grunde genommen können wir diese

Herausforderung überhaupt nur bewältigen, indem wir einen neuen Rahmen für uns als Gesellschaft schaffen. Das heißt, wir müssen jetzt tabulos über die Möglichkeiten nachdenken und bitteschön nicht alternativlos, sondern die Frage, die mich bewegt hat: Können wir eigentlich diese Herausforderungen demokratisch bewältigen? Und meine Antwort ist: „Ja!“

GUNNAR SOHN: Und hier weicht Helbing von dem üblichen Modell ab.

DIRK HELBING: Man hat letzten Endes gesagt: Wenn die Ressourcen knapp werden müssen wir wissen, wo die Ressourcen sind und wer sie konsumiert. Das heißt, wir müssen das eigentlich alles genau vermessen und überwachen – und das George Orwellsche Gesellschaftsmodell gewissermaßen auf den Weg bringen. Im Terrorismus leider geht es um die Bewältigung der zukünftigen Ressourcen-Krisen. Und die Idee dieser Leute war, dass man jetzt Supercomputer baut, die dann die Welt durchoptimieren sollen wie ein Logistiksystem und das Modell auf eine Automatisierung der Welt hinausläuft. Das Ganze kommt daher unter netten Begriffen wie Smart City, Smart Nation und Smarter Planet. Letztlich läuft es auf eine Entmündigung des Menschen hinaus. Man hat an Verhaltenssteuerungen und Gesellschaftssteuerungen mit personalisierter Information gearbeitet. Man hat also Kontrollzentren entwickelt mit denen man Milliarden von Menschen gleichzeitig überwachen kann. Man kann es durchaus Mass-Mind-Manipulation nennen – auch bekannt geworden unter dem Stichwort Big Nudging – der Mensch wird dahin bewegt, über bestimmte Dinge nachzudenken, bestimmte Emotionen und Meinungen zu haben und bestimmte Verhaltensweisen an den Tag zu legen.

Gekrönt wird das Ganze dann noch durch den sogenannten chinesischen Citizen-Score, wo dann das Verhalten was man an den Tag legt, ausgemessen und bewertet wird. Das heißt all das, was man mit Plus- und Minuspunkten belegt: Wenn man bei Rot über die Straße geht, gibt es Minuspunkte. Wenn man die Oma nicht oft genug besucht, gibt es Minuspunkte. Wenn man kritische Nachrichten liest, gibt es Minuspunkte. Wenn man seine Miete oder einen Kredit später zurückbezahlt, gibt es Minuspunkte und wenn man die falschen Freunde hat, gibt es auch Minuspunkte. Und vom Gesamtpunkte-Konto hängt dann ab, welche Jobs man bekommen kann, wie viel man für seine Kredite zahlen muss und

auch in welche Länder man reisen kann. Das ist letzten Endes ein neofeudalistisches System, auch als technologischer Totalitarismus bezeichnet. Da werden sie wieder zu Untertanen degradiert.

Ich glaube, dass das überhaupt nicht die Lösung für die Zukunftsprobleme ist. Grundlegende Innovationen bleiben auch im Kapitalismus auf der Strecke. Solche Innovationen, die das heutige Finanzwirtschaftssystem infrage stellen, aber eben solche grundlegenden Innovationen, wie wir sie jetzt brauchen, damit wir endlich diese Kreislaufwirtschaft und Sharing Economy bekommen die die Welt retten könnte, nur bekommen wir das eben nicht schnell genug auf den Weg.

Und deswegen ist einer dieser Vorschläge, die ich gemacht habe, die Investitionsprämie für alle. Ich nenne das auch den demokratischen Kapitalismus – eine Abwandlung des Grundeinkommens. Man kann es damit kombinieren oder auch nicht, je nachdem. Im Grunde genommen ist es eine neue Art von Geld, die uns – so ähnlich wie bei der Idee des Helikoptergeldes – auf unsere Konten überwiesen wird. Wir würden also alle jeden Monat einen bestimmten Betrag bekommen und dieser Betrag wäre aber im Unterschied zum Grundeinkommen nicht für unseren eigenen Konsum. Sondern das wäre Geld, das wir weitergeben müssten an andere. Die Idee ist, es an solche Leute zu geben, die Innovation vorantreiben, die sich sozial und ökologisch für die Nachbarschaft engagieren. Also wir können dort in die Dinge investieren, die uns richtig und wichtig erscheinen. Wir würden nicht nur alle vier Jahre eine Stimme abgeben, sondern wir könnten tatsächlich mitgestalten und mitfinanzieren. Wir könnten unsere Ideen viel besser einbringen. Wir alle haben durchaus Ideen, wie man unsere Gesellschaften und unsere Wirtschaft verbessern kann. Wir haben nur nicht die Mittel dazu und ich denke diese Mittel, diese Ressourcen, diese Talente, diese Ideen, das Wissen, das wir haben, und das Engagement muss man freisetzen. Wir brauchen also eine Breiteninnovation, nur dann können wir überhaupt diese Transformation, die vor uns liegt, erfolgreich bewältigen. Wir müssen also da die Wirtschaft insgesamt an Bord bringen, sonst kann die ökologische und digitale Transformation natürlich nicht wirklich Erfolg haben. Das kann man nicht von oben verordnen oder wenn man es versucht, dann geht es totalitär aus und das endet dann oft im Krieg.

GUNNAR SOHN: Du hast ja mal einen Punkt angesprochen, Big Nudging, und das Beispiel der Kommunistischen Partei China beruht ja sagen wir mal auf einem Scoring-System von Alibaba. Die Kommunistische Partei macht das ja relativ offen. Sie sagt ihren Bürgern was sie erwarten von treuen und braven Staatsbürgern, aber es gibt zum Beispiel auch Obsessionen auf der westlichen Seite. Du hast es ja auch in deinem Artikel beschrieben: Die Big Datas im Silicon Valley sind ja auch teilweise beseelte Steuerungsobsessionen. Ray Kurzweil, der die Singularität anstrebt, oder viele andere Dinge, die mich ein wenig an diese Pseudo Kybernetiker erinnern, die sich in der Macy Society wiedergefunden haben. Die ja auch beseelt waren von der Steuerungsfähigkeit der Gesellschaft – also diese Social-Engineering-Sparte. Also das ist nicht nur ein Problem von Diktaturen, sondern auch in der westlichen Welt.

DIRK HELBING: Zunächst einmal ist die Idee von Ray Kurzweil und anderen, dass wir aufgrund der Probleme superintelligente Systeme brauchen, die noch in der Lage sind, diese komplexen Probleme zu überschauen und zu lösen. Das heißt, dass das Silicon Valley wettet auf die Superintelligenz, und dass die uns rettet. Aber die würde dann versuchen, die ganze Welt zu optimieren. Quasi einen optimalen Plan zu erstellen und uns dann tatsächlich Befehle erteilen, was wir zu tun und lassen hätten. Das wäre also eine Art digitaler Gott und der würde unser Leben steuern. Das würde natürlich unser Leben auch entwerten, wo es um Lernen, Experimentieren, um Persönlichkeitsentwicklung und so weiter geht. Also es ist überhaupt nicht vereinbar mit unserem aufgeklärten Denken, mit Humanismus, mit Demokratie und auch mit unserem religiösen Verständnis.

LUTZ BECKER: Auf der einen Seite ist das diese Illusion – ich nenne es immer das digitale ZK der KPdSU – also diese Steuerungsillusion, die auch dahintersteckt. Was mich aber mal interessieren würde – Du sprichst ja von einer kapitalistischen Utopie – und ein Kennzeichen des Kapitalismus ist ja die Akkumulation. Und wir haben ja im Grunde genommen eine doppelte Akkumulation: Wir haben eine Kapitalakkumulation, die zu einer Datenakkumulation führt, die dann wieder zu einer Kapitalakkumulation führt und so weiter und so fort. Also im Prinzip fast so eine Doppelhelix des Kapitalismus im Moment, die den Kapitalismus ja extrem

beschleunigt. Und die Frage ist, wie kann man denn dieses System aufbrechen? Weil nämlich da, wo das Geld ist und wo die Daten sind, ist auch die Macht.

Code is Law. Das heißt: Algorithmen bestimmen fast die Naturgesetze, was möglich ist und was nicht.

DIRK HELBING: Ja das ist zunächst auch beabsichtigt gewesen im heutigen Modell des Überwachungskapitalismus. In den Jahren hat man den Kapitalismus noch einmal verschärft und Daten ersetzen jetzt sozusagen zunehmend die Rolle des Geldes. Dann gibt es diese Gesetzmäßigkeit: Code is Law. Das heißt: Algorithmen bestimmen eigentlich fast die Naturgesetze, was möglich ist und was nicht. Und wir sehen auch die Konzentration des Kapitals in immer weniger Unternehmen, in immer weniger Händen und in immer weniger Personen und die Idee dahinter war letzten Endes die, dass die Weltprobleme nur durch einen wohlwollenden Diktator gelöst werden könnten.

Das ist diese Vorstellung, die ich für irre halte, dass irgendjemand weiß, was für uns gut sei, und das müsse man nur durchdrücken, dann würde die Welt wieder funktionieren. Das ist eine vollkommen falsche Vorstellung, aber in der Tat hat sich hier eine Art kybernetisches Gesellschaftsmodell verbreitet. Das ist zunächst in Chile getestet worden in den siebziger Jahren. Dann ist das politische Regime gestürzt worden aber es hat sich weiter verbreitet über die USA nach Singapur und dann in Länder wie China und Saudi-Arabien. Nun kommt es jetzt in die demokratischen Staaten und versucht dort Fuß zu fassen. Also es ist letzten Endes so, dass China jetzt das Testmodell für diesen Citizen Score ist. Wenn es dort funktioniert, dann würde man behaupten, dass das auch für uns eigentlich nicht verkehrt wäre, obwohl wir eine völlig andere Geschichte und Kultur haben. Das heißt man würde tatsächlich die kulturellen Errungenschaften von vielen Kriegen, von Revolution, von Philosophie und Wissenschaft in die Tonne treten und zurückfallen in diese alten Denkschemata.

Und diese Denkweisen gingen eigentlich von den Nazis aus, denn die haben sich nach dem zweiten Weltkrieg in alle Welt verstreut, auch nach Südamerika. Also haben die dort ihre verschiedenen Experimente weiterverfolgt. Sie sind vorgegangen über die sogenannte Operation Paperclip.

Wissenschaftler und Ingenieure wurden also bei der NASA und bei der CIA und anderswo angestellt. Und das Denken hat dort letzten Endes seinen Niederschlag in diesen digitalen Kontroll- und Steuerungssystemen gefunden. Und ganz schleichend und fast unmerklich hat sich das jetzt irgendwie in sämtliche Gesellschaften eingeschlichen.

Die demokratischen Politiker haben vielleicht nichts Böses beabsichtigt. An die treten dann halt einfach Unternehmer heran und sagen: „Wir haben da eine neue Software und mit der kann man tolle Sache machen – übrigens machen das die Amerikaner auch.“ Und dann wollen alle anderen natürlich auch diese Technologie haben und plötzlich hat sich hier eine potentiell totalitäre Technologie eingeschlichen und entzieht sich eigentlich der öffentlichen Kontrolle durch die Bevölkerung und durch das Parlament.

Ich glaube, dass wir uns damit tatsächlich in eine hoch problematische Situation gebracht haben, die jetzt ganz schwer unter Kontrolle zu bringen ist. Es wird halt behauptet: „Wir können gar nicht anders. Das ist alternativlos, denn wir stehen vor so großen Weltproblemen.“

Diesen Fehler hat man immer dann gemacht, wenn es eng wurde. Das hat aber regelmäßig zu noch viel schlimmeren Krisen und zu Kriegen geführt. Also ich muss dringend davon abraten. Das ist der falsche Weg und wir müssen jetzt tatsächlich gemeinsam Lösungen erarbeiten für die Herausforderungen, die vor uns stehen und das kann man auch machen. Ich möchte hier das Finanzsystems 4.0 erwähnen, was gleichzeitig kapitalistisch, demokratisch, liberal, sozial und ökologisch ist. Das muss man erst einmal hinkriegen. Aber ich denke, wir haben ein Konzept entwickelt und das funktioniert folgendermaßen: Es kombiniert das Internet der Dinge mit der Blockchain Technologie zum Beispiel, mit der man Zahlungen auslösen kann. Die Idee ist, dass wir mit dem Internet der Dinge – also zahlreichen günstigen Sensoren, die man auch heutzutage bauen und verbreiten kann – unsere Umwelt gemeinsam ausmessen. So wie bei Open Street Map, das könnte ein Modell sein. Und diese Daten werden dann tatsächlich genutzt, um zu sehen, wie sich unsere Handlungen auf die Umwelt auswirken. Faktoren, wie Lärm, CO<sub>2</sub>, Abfall den wir produzieren und unerwünschte Dinge wie Arbeitslosigkeit würden vermessen

werden. All diese Dinge, aber auch positive Sachen, wie zum Beispiel Bildung, Gesundheit, neue Jobs, Wiederverwertung von Ressourcen oder von Abfallstoffen und man würde das aber getrennt vermessen.

Es gebe dann ein multidimensionales Anreizsystem. Man kann es sich vorstellen, als hätten wir viele verschiedene Konten für all diese verschiedenen Ressourcen. Und wie gesagt, CO<sub>2</sub> zum Beispiel oder Aluminium, Eisen, Glas, Holz und was auch immer. Für all diese Dinge gäbe es dann getrennte Anreizsysteme. Wenn wir einkaufen, würden wir also nicht einfach nur einen Euro-Preis bezahlen, sondern wir würden grüne, gelbe, rote Punkte bezahlen, die für verschiedene Auswirkungen auf unsere Gesellschaft stehen. Und damit könnten wir es letzten Endes schaffen, Ressourcen wieder zu verwerten. Man kann sich also vorstellen, dass die Dinge, die wir kaufen mit lauter kleinen Sensoren ausgestattet sind, die verraten „Ich bin so und so viel Gramm Glas und so weiter, bitte verwerte mich wieder!“ Und wenn ich das dann tue, dann kann ich damit Geld verdienen. Und wir können mit diesem multidimensionalen Anreizsystem ein wertekompatibles Finanzsystem schaffen. Wo also die Anreize so gesetzt werden, dass sie mit unseren gesellschaftlichen, kulturellen und grundgesetzlichen Zielen vereinbar sind. Was heutzutage nämlich nicht der Fall ist. Heutzutage haben wir oft den Kampf zwischen Demokratie und Kapitalismus und das liegt daran, dass die Ziele nicht die Gleichen sind.

Wir können jetzt im Grunde genommen in Kombination mit dem Internet der Dinge und Blockchain-Technologie ein multidimensionales Finanzsystem schaffen, das unsere Werte eingebaut hat. Zudem könnte man damit noch Geld verdienen. Es würde sich also lohnen, sich ökologisch und sozial einzusetzen. Und damit würden neue marktwirtschaftliche Kräfte freigesetzt, die von alleine zu einer Kreislaufwirtschaft und Sharing Economy führen.

Und dann kann man sich das so vorstellen, dass es gar nicht mehr auf Akkumulation von Werten ankäme. Sondern das würde dann so ähnlich funktionieren, wie dieses Konzept von transport as a service. Wo wir selbstfahrende Fahrzeuge haben, die uns immer dann abholen, wenn wir irgendwo hingebacht werden wollen und dort dann aussteigen lassen.

Dann sofort die nächste Person auflösen und damit ständig unterwegs sind. Wenn man das mit selbstfahrenden Fahrzeugen macht, dann braucht man vielleicht nur 15 % von den heutigen Fahrzeugzahlen. Das heißt, wesentlich weniger Stahl, Glas, Gummi und Elektronik. Wir brauchen weniger Parkplätze und Garagen, weniger Beton, weniger Straßenfläche.

Man würde so unglaublich viele Ressourcen sparen – und trotzdem hätten wir ein höheres Serviceniveau. Das heißt die Mobilität wäre angenehmer als heutzutage. Die Autos würden uns auch nicht ständig irgendwie in der Stadt im Weg herumstehen, sondern Ressourcen würden zu uns fließen, wenn wir sie brauchen. Wenn wir sie nicht mehr brauchen, fließen sie einfach weiter. Es würden Kreisläufe geschaffen, sowohl was die Materialien angeht, als auch was das Geld angeht. Gleichzeitig könnten wir aber eben als Bürger mitgestalten. Wir wären nicht nur Ausführende von Aufträgen, die irgendein Supercomputer an uns gibt, als wären wir Roboter oder Drucker, oder was auch immer, die einfach tun, was die Eingabe von uns verlangt. Dadurch könnten unsere Kreativität und die Innovationskraft auch voll zum Einsatz kommen. Das könnte zu wesentlich besseren Lösungen führen, als man das mit reiner Optimierung mit heutigen Technologien zustande bekommen könnte. Das würde dem Planeten – vor allem den Menschen auf diesem Planeten und der Umwelt – wesentlich besser tun. Genau dieses Verheiraten von Demokratie und Kapitalismus ermöglicht durch die digitalen Technologien könnte bewirken, dass wir auf ein Neues, wirtschaftliches, gesellschaftliches und kulturelles Level kommen. Wir stehen, glaube ich, am Beginn eines neuen historischen Zeitalters. Ich glaube, die wenigsten bezweifeln das noch angesichts der Digitalisierung, aber wir haben noch nicht den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmen, dass sich tatsächlich die Potenziale dieser digitalen Technologien und uns Menschen auch optimal entfalten.

LUTZ BECKER: Mit der nächsten Frage möchte ich ein bisschen Wasser in den Wein gießen. Blockchain ist ja eigentlich eine Peer-to-Peer Technologie. Aber jetzt kommen die großen Miner, wie BTC.com, Northern Bitcoin oder die großen Mining Farmen in Ordos/China. Ich sehe nur wenige Konzepte, die diese Peer-to-Peer Idee von Blockchain wirklich durchdacht haben, wie zum Beispiel IOTA. Haben wir nicht da auch schon wieder

diesen Akkumulationsprozess? Ich komme mit einer neuen Technologie, die eigentlich vom Ansatz her wirklich geeignet ist, so etwas umzusetzen und ganz schnell wird es dann auf der anderen Seite dann doch wieder zu etwas Akkumuliertem.

DIRK HELBING: Ich sehe das auch immer wieder, dass man im Grunde genommen die Denkschemata des materiellen Zeitalters dann wieder auf die Digitalisierung überträgt. Und dass man eine im Prinzip unbegrenzte Ressource plötzlich wieder irgendwie stückerlt und künstlich begrenzt, obwohl man ja eigentlich alles beliebig oft kopieren könnte und das zu fast keinerlei Kosten. Was genau versucht man eigentlich zu behindern? Damit schaden wir uns eigentlich nur selber. Ich denke wir müssen eigentlich zu dem Punkt kommen, an dem wir sagen, all das was uns behindert – und wenn das Patente oder Intellectual Property Rights sind oder was auch immer: Es gibt keine Rechtfertigung des Aufrechterhaltens, wenn angesichts dessen dann eins, zwei oder drei Milliarden Menschen sterben würden und das sind nämlich die Prognosen. Es wird richtig eng auf diesem Planeten, wenn wir weitermachen wie bisher und wir müssen es schaffen die Unbegrenztheit der digitalen Ressourcen zu entfesseln und die Begrenztheit der materiellen Ressourcen zu überwinden.

Alles andere, was nicht diesem Ziel dient, diese Grenzen, die jetzt tatsächlich zu einer existenziellen Bedrohung werden, zu überwinden, das muss man aus ethischen und moralischen Gründen ablehnen. Ich glaube diese intellektuellen Klimmzüge müssen wir jetzt machen. Wir müssen uns in die Auseinandersetzung mit Ideologien begeben, die nicht zukunftsfähig sind – dazu zähle ich im Übrigen auch den Transhumanismus – das ist eine Sackgasse des materiellen Denkens, die annimmt, dass die Zukunft des Menschen noch so aussehen kann, dass wir uns roboterisieren. Also dass wir zu intelligenten Maschinen werden. Ich glaube nicht, dass es so ausgehen wird und das Beispiel führe ich in diesem Kontext manchmal an: Die Erfindung der Fotokamera. Auch wenn natürlich Maler oft Szenen aus der Realität abgebildet haben. Aber was dann passiert ist: Die Kunst hat sich neu erfunden, das heißt, es kam der Impressionismus, der Expressionismus, die moderne Kunst. Und jetzt kommen wir als Menschheit an diesen Punkt, dass wir uns fragen müssen, was bedeutet es eigentlich Mensch zu sein, wenn es plötzlich intelligente Maschinen gibt, die vieles

machen können, was wir früher gemacht haben? Sind wir sozusagen nur schwächliche biologische Maschinen, die man jetzt durch bessere Maschinen ersetzen muss, oder ist da noch mehr?

Und ich glaube, dass das Mensch-Sein eben noch viel mehr Aspekte hat, die wir durch Roboter überhaupt nicht zu fassen bekommen. Angefangen vom Bewusstsein und der Kreativität – all diese Dinge fehlen dort und die werden von vielen Ingenieuren da einfach wegdefiniert oder imitiert. Ich glaube, da müssen wir aufpassen, dass wir auf diese Logik nicht hereinfallen. Dass das, was wir nicht gut in Zahlen fassen können, einfach nicht wichtig ist. Denn dann fallen Dinge, wie die Menschenwürde, tatsächlich durchs Raster – und das ist ja das eigentlich Wichtige.

GUNNAR SOHN: Das ist jetzt ein etwas defätistischer Einwurf. Welche Anreizsysteme der Vergangenheit hatten jemals irgendeinen Erfolg – immer dasselbe altbekannte aussichtslose Spiel? Ist nicht derart umfassende Vermessung wieder Entmündigung – Kriteriengestaltung mit totalitärem Touch?

DIRK HELBING: Wenn wir das konsequent weiterdenken, dann wird eigentlich Geld gar keine Rolle mehr spielen. Die Logik ist eigentlich die, dass wir Koordinationssysteme brauchen. Wer wie viel von bestimmten knappen Ressourcen erhält, wird vom Geldsystem gesteuert. Und wenn man so denkt, dann wird natürlich sofort klar, dass es Millionen von möglichen Koordinationssystemen gibt, und dass es wahrscheinlich Tausende von besseren Koordinationssystemen gibt und genau darum geht es. Systeme zu finden, die es uns erlauben uns so weit wie möglich frei zu entfalten in unserer Kreativität, Persönlichkeit und sozialen Interaktion. Aber uns nicht gegenseitig auf die Füße zu treten, uns nicht weh zu tun, zu schädigen und auch der Umwelt nicht. Und damit das nicht passiert, braucht es Koordinationssysteme. Es braucht nicht unbedingt Geld. Sobald wir verstehen, wie der Hase läuft, wird das Geld keine Rolle mehr spielen.

Und das andere ist: es braucht dafür schon Daten, Information und Wissen. Aber das braucht es nicht global. Also die Vorstellung, dass wir jetzt diese Daten alle zentral sammeln, würde ich wirklich bestreiten. Ich denke, dass wir jetzt in die Lage versetzt werden, tatsächlich lokal viel

stärkere Mitgestaltungsmöglichkeiten zu realisieren. Wenn wir freier werden wollen als Individuen, dann müssen wir darauf verzichten, uns so stark in das Leben von anderen Menschen einzumischen wie wir es heutzutage tun. Also wir entscheiden ja im Grunde genommen darüber, was hunderte von Kilometern oder sogar Tausende von Kilometern von uns entfernt zu gelten hat und wie Menschen dort zu leben haben. Wenn wir mehr Freiheiten wollen, dann müssen wir darauf verzichten.

Dann brauchen wir aber eben diese lokalen Koordinationsansätze. Ich bin außerdem der Meinung, wir müssen Systeme schaffen, die Privatsphäre schützen und dazu habe ich auch bestimmte Ideen: Künstliche Intelligenzsysteme, die aber in unserem Auftrag handeln und es so machen, wie wir das machen würden. Jederzeit könnten wir eingreifen und selber sagen, wenn wir es anders wollen. Also es gibt da einige Dinge, über die wir uns Gedanken machen sollen, wie wir sicherstellen können, dass das nicht ein anderes Überwachungs- und Control-Nightmare wird. In der Tat auch Blockchain Technologie – obwohl sie dezentral konzipiert ist – kann auch genutzt werden, um gemeinsam quasi wieder so eine Art neues Gefängnis zu bauen. Wir müssen also aufpassen, dass wir da nicht zu viel Determinismus einbauen, nicht zu viel Automatisierung, damit uns die Entscheidungsfreiheit nicht verloren geht.

LUTZ BECKER: Vielleicht eine ganz kurze Anmerkung. Mein früherer Nachbar, in Anführungsstrichen, Friedrich Albert Lange, hat 1866 seine Materialismus-Kritik geschrieben, die dann zur Züricher Kantonalverfassung geführt hat. Er hat also wesentlich daran mitgewirkt. Man muss sagen – er hat zum Beispiel viel mit Engels korrespondiert – er war deutlich konservativer als Engels zu der Zeit. Aber er hat es eben geschafft, solche Gedanken auch zum Beispiel in der Schweizer Demokratie mit umzusetzen. Und ich glaube, das ist auch etwas, was wir vielleicht noch einmal mitdenken müssen. Was hat er denn damals gedacht, eigentlich aus einer sehr ähnlichen Ausgangssituation und dann eben auch die dezentralen Koordinationsmechanismen, die ja in der Züricher Verfassung auch wieder drin sind...?

DIRK HELBING: Ja das bringt uns jetzt zum Thema Demokratie 4.0 oder Upgrade der Demokratie. Und in der Tat geht es – darüber müssen wir

auch nachdenken – aus meiner Sicht eigentlich darum, kollektive Intelligenz zu ermöglichen und zu unterstützen. Das Faszinierende an kollektiver Intelligenz ist, dass wenn immer ein komplexes Problem zu lösen ist, eine Einzellösung niemals die beste Lösung ist. Zum Beispiel bei Netflix Challenge – das war ein Wettbewerb um eine Lösung bei der man eine Million gewinnen konnte. Es gab Hunderte von Teams und Tausende von Lösungen und keiner hat es geschafft, die Kriterien zu erfüllen. Und dann hat man angefangen die beste Lösung, sagen wir, mit der zweitbesten Lösung zu kombinieren. Man würde denken, dass das die Lösung eigentlich verschlechtern müsste. Aber genau das Gegenteil war der Fall. Sofort hatte man eine Lösung, die gut genug war, um den Preis zu erlangen. Und dann haben andere Teams das auch gemacht und die waren genauso gut. Das Entscheidende bei komplexen Problemen ist also, verschiedene Einzellösungen miteinander zu kombinieren. Dafür braucht es im Grunde genommen eine neue digitale Plattform auf der wir Argumente zu einem Problem sammeln können – ein virtueller Tisch. Dann müssten diese Argumente sortiert werden. Vielleicht könnte auch Künstliche Intelligenz dabei helfen, verschiedene Perspektiven auf das Problem klarer zu erkennen – und was die Logik dieser verschiedenen Perspektiven ist. Dafür brauchen wir neue Plattformen. Ich spreche also nicht von einer Facebook-Demokratie, sondern wir müssen diese digitalen Demokratie-Plattformen erst bauen. Es gibt durchaus Ansätze, wie zum Beispiel Deliberatorium vom MIT und Argument Crowds und solche Sachen.

Und ich glaube, da müsste der Staat eben auch investieren, aber meiner Meinung nach geht es eben nicht nur um Digitalisierung von Verwaltungsvorgängen. Sondern in erster Linie geht es darum, wie wir jetzt upgraden können. Und wer glaubt die Politik könnte das alleine schaffen, liegt falsch. Es ist überhaupt nur hinzubekommen, indem wir alle gesellschaftlichen Kräfte mobilisieren. Da braucht es eben auch wesentlich mehr Mitwirkungsmöglichkeiten. Und vor allen Dingen braucht es eben Visionen und deswegen kam eben dieses Thema Utopie auf. Keiner hat es bisher so richtig mit einer positiven Zukunftsvision ausgeführt und die Folge war, dass die Leute gesagt haben „Dann lasst uns doch lieber in die Vergangenheit zurückkehren“ und das ist natürlich letzten Endes Treibstoff für den Populismus. Irgendwann haben wir diese Phasen hinter uns

gelassen, weil sie damals schon die Probleme nicht gelöst haben. Also, es braucht etwas ganz Neues.

GUNNAR SOHN: Wo wir jetzt schon bei den Zukunftsentwürfen sind, Dirk: Welche Zukunft siehst du?

DIRK HELBING: Ich denke, dass die Demokratie im Moment tatsächlich ganz stark von den verschiedensten Seiten angefochten wird. Zu meinem großen Erschrecken eigentlich auch aus dem Innersten der Gesellschaft. Also auch aus politischen Kreisen, aus Kreisen von etablierten Medien und Zeitungen, wo dann plötzlich wieder nach dem starken Staat gerufen wird; allen Ernstes Menschenrechte in Frage gestellt werden. Das ist glaube ich eine große Herausforderung zu sagen: „Nein, eine rein datengetriebene Gesellschaft, eine Technokratie, kommt nicht infrage. Das ist nicht gut genug für uns.“ Nicht nur, weil wir empfindsame Menschen sind, sondern auch weil es einfach nicht das beste System ist. Und da müssen wir uns tatsächlich möglicherweise gegenüber den heutzutage herrschenden Kräften durchsetzen, sowohl aus der Wirtschaft, als auch der Politik.

Und es braucht vor allem ein Umdenken, dass wir mit dieser Innovationsprämie dem demokratischen Kapitalismus – möglicherweise kombiniert mit Grundeinkommen – die Freiheit schaffen können für diesen großen Strukturwandel, der vor uns liegt. Wir müssen Jobs neu erfinden, wir müssen uns neu erfinden. Die Digitalisierung kann aber im Prinzip die Ressourcen freisetzen, die wir brauchen für die ökologische Transformation. Insofern ist das nicht schlimm, wenn alte Jobs wegfallen. Wir müssen nur tatsächlich auch einen Rahmen schaffen, der es erlaubt, dass diese neuen Jobs entstehen können. Und diese Jobs werden wahrscheinlich nicht alleine geschaffen werden durch die heutigen Unternehmen und auch nicht die Großunternehmen. Sondern da werden wir sehr viel stärker selber Initiative ergreifen, durch Selbstständigkeit, dadurch dass wir selber Projekte auf den Weg bringen müssen. Das heißt, das Aussetzen und Bremsen hilft uns überhaupt nicht – auch nicht bei der Digitalisierung. Sondern es braucht wirklich Visionen. Es braucht neue Chancen für alle und da muss man eben den Akteuren, die an ihren alten Privilegien

festhalten wollen und alle anderen ausgrenzen, auch zur Not entschlossen entgegentreten.

GUNNAR SOHN: Noch ein Einwand aus dem Netz: „Das Verbreiten von Utopien ist ein altbekanntes Spiel, das aus dem 19. Jahrhundert stammt.“

DIRK HELBING: Ich würde das nicht als Utopie im Sinne eines unerfüllbaren Raumes bezeichnen, sondern es ist eine realistische Utopie. Und das ist das Entscheidende dabei. Es ist also nicht Science-Fiction, es ist kein Märchen. Sondern das ist einfach eine Vorstellung einer möglichen Zukunft, die dort konkretisiert wird, um sie tatsächlich für uns alle vorstellbar zu machen, sodass wir aktiv werden können, das auf den Weg zu bringen. Einen Vorschlag, den wir gemacht haben, sind diese Städte-Olympiaden. Die sollen helfen tatsächlich die existenziellen Herausforderungen der Menschheit zu bewältigen. In der Vergangenheit gab es dort zwei Ansätze. Der eine Ansatz beruhte auf dem Handeln der Nationalstaaten und der Vereinten Nationen. Das ist aber bei weitem nicht so schnell und so gut und so weit vorangekommen, wie es nötig war. Und dann kamen die transnationalen globalen Unternehmer und haben gesagt: „Dann machen wir das eben, wenn Ihr uns nur lasst.“ Und die haben die existenziellen Probleme aber auch nicht lösen können. Deswegen möchte ich eigentlich als drittes Paradigma – als dritte Säule – Netzwerke von Städten propagieren, wo die Zivilgesellschaft sich an der Lösungsfindung bottom-up beteiligen kann. Das würde folgendermaßen funktionieren: Alle paar Jahre würden die Städte sich in eine Städte-Olympiade begeben. Also Geld locker machen, damit die Bürger, die Forscher, die Ingenieure sich gemeinsam neue Lösungen überlegen und ausarbeiten können. Also ein monatelanger Mega-Hackathon könnte man vielleicht sagen. Die Medien würden das begleiten. Die Politik würde versuchen, die Bevölkerung zu mobilisieren. Die Unternehmen könnten sich auch einbringen.

Das Entscheidende ist aber: Bei all diesen Disziplinen, die es dort gäbe, die Reduktion des Klima-Impacts, Energieeffizienz, Nachhaltigkeit, Resilienz/Krisenfestigkeit, Frieden würden Lösung erarbeitet werden, die dann aber Open Source und Creative Commons wären. Das heißt: Jeder könnte

sie nehmen, weiterentwickeln und Services anbieten. Es könnten sich Interessen-Netzwerke zwischen Städten herausbilden, die dann tatsächlich im Laufe der Zeit leistungsfähige Plattformen für die Demokratie und für dieses Finanzsystem 4.0 ausarbeiten können. Irgendjemand muss es ja bauen. Wenn wir jetzt die Unternehmen wieder fragen, das für uns zu tun, dann werden wir uns natürlich nie aus der Abhängigkeit befreien können, in der wir uns heutzutage befinden und die in die Misere geführt hat. Also braucht es neue Möglichkeiten tatsächlich Ressourcen zu mobilisieren und auf den Weg zu bringen, die uns alle demokratisch und wirtschaftlich befähigen können. Die Daten für uns alle erzeugen sollen. Die Instrumente erzeugen sollen. Die Städte-Olympiade könnte ein solches Instrument sein. Und wir können es jederzeit anfangen. Es wundert mich, warum das noch nicht wirklich versucht worden ist – es ist eigentlich eine naheliegende Idee.

LUTZ BECKER: Vielleicht als Hinweis – ich war gerade diese Woche noch in Solingen. Dort haben wir einen Prozess: da geht es um die Umsetzung der Agenda 2030, also der Sustainable Development Goals, in Solingen. Und das ist ein Prozess gewesen mit einer wirklich breiten Bürgerbeteiligung, wo sicherlich einige hundert Bürger insgesamt beteiligt waren. Man sieht, dass solche Prozesse funktionieren können. Also es ist wirklich über neun Stufen, glaube ich, hin zu einer Ratsvorlage gekommen. Rat entscheidet jetzt sozusagen über diese Ideen, die zum großen Teil aus der Bürgerschaft kommen. und wo das dann eben in konkrete Ziele, in messbare Ziele umgesetzt wird. Dann kann man wirklich schauen, wann das Projekt denn wirklich umgesetzt wird. Und ich finde das wirklich fantastisch, dass so etwas möglich ist und ich sehe auch, dass es viele Weiterentwicklungen gibt. Da sehe ich eben zum Beispiel auch die Städte-Olympiade.

DIRK HELBING: Wir hatten jetzt auch gerade eine „BioT School“ – Blockchain und Internet of Things School – unter Beteiligung von 200 Studierenden. Die waren alle vollkommen begeistert, muss ich sagen. Sie sind mit großartigen Projekten innerhalb von nur einer Woche dahergekommen. 26 Projekte, die von Energiesystemen über Finanzsystemen bis hin zur Nachhaltigkeit, Verkehr und Demokratie reichten. Wenn jetzt noch finanzielle Ressourcen bereitgestellt würden, dann ließe sich davon

sicherlich vieles auch in absehbarer Zeit umsetzen. Und wenn dann noch die kombinatorischen Möglichkeiten freigesetzt werden würden – wenn man hier offene synergetische Systeme schafft, die miteinander kombinierbar sind, wo man Codes weiterverwenden und weiterentwickeln kann – dann würden wir eine irrsinnige Beschleunigung unserer gesellschaftlichen Kreativität und Innovation erleben. Dafür müssen wir vor allem die Dinge aus dem Weg räumen, die aus der alten Zeit stammen und endlich Demokratie Kapitalismus upgraden. Ob es dann 2.0 oder 4.0 ist, ist egal. Das mitreden können und das mitwirken können ist entscheidend, damit hier tatsächlich auch die Rahmenbedingungen geschaffen werden, die das Ganze ermöglichen.

GUNNAR SOHN: Also ganz klar, es geht um Ideenwettbewerb, es geht auch um Möglichkeiten denken im Sinne von Robert Musil. Insofern noch eine weitere Frage aus dem Netz: „Ich frage bei derart umfassenden Neustrukturierungen, wo sind die Fluchtmöglichkeiten? Wie kann ich dem entkommen? Auf dem Land leben, meinen Garten pflegen, mit dem Nachbarn die Sachen im Dorf regeln? Naja Eskapismus halt... Bestraft das System Eigenbrötlerei?“

DIRK HELBING: Ja also, wenn wir tatsächlich diese kybernetische Gesellschaft, wie sie jetzt in Singapur und China getestet wird, überall bekämen, was zu befürchten ist, dann gäbe es tatsächlich keine Möglichkeit mehr sich zurückzuziehen und zu fliehen. Also auch ein Gärtchen auf dem Lande würde da nicht mehr helfen. Und das finde ich auch sehr bedrohlich, muss ich sagen. Deswegen glaube ich, dass wir in der Gesellschaften Nischen und Experimentierräume brauchen. Wir brauchen Diversität – das ist sehr wichtig für Innovationen, für kollektive Intelligenz und auch Resilienz. Dieses Modell, das ich vorschlage, soll eigentlich tatsächlich diese Nischen und Experimentier-Möglichkeiten in viel stärkerem Maße schaffen, als wir das heutzutage haben.

LUTZ BECKER: Vielleicht sollten wir dann auch auf die dritte Frage kommen.: Was würdest du machen, wenn du König von Deutschland wärst?

DIRK HELBING: Ich würde versuchen all diese neuen Dinge auf den Weg zu bringen. Das heißt die Demokratie 4.0, die kollektive Intelligenz er-

möglichen. dieses ökologische Finanzsystem 4.0, was zu einer Kreislaufwirtschaft und Sharing Economy führen würde, die partizipativ wären im Unterschied zu heute. Ich würde diese Städte-Olympiaden auf den Weg bringen und das sind nur drei von den verschiedenen Lösungsmöglichkeiten, die wir für die Zukunft erarbeitet haben. Wie können wir eigentlich auf demokratische Art und Weise Zukunft fest machen? Ich denke, dass das geht und ich denke, das ist eigentlich der erfolgversprechendere Weg und deswegen sollten wir uns dafür einsetzen.

LUTZ BECKER: Herzlichen Dank für das Gespräch. Es hat sehr viel Spaß gemacht, so sollte Utopie aussehen – man sollte sich reiben, diskutieren und an der Utopie halten. Das ist eigentlich das Wichtige – diese Leitbildfunktion glaube ich. Die Utopie hilft uns, gute Entscheidungen zu treffen, und die Dystopie hilft uns, schlechte Entscheidungen zu vermeiden.

# Es fehlen die Utopien

*mit Frank H. Witt*

Frank H. Witt ist ein Wanderer zwischen den Welten. Von Wuppertal ging die Reise des akademischen Wanderpredigers über Japan, Ägypten, Äthiopien, Namibia und China. Ein scharfzüngiger Beobachter und brillanter Intellektueller, der sich oft an der Grenze des politisch Korrekten, oft aber auch darüber hinausbewegt. Seine Studierenden hat er vor allem das Denken außerhalb eingeschlagener Bahnen eröffnet.

Das Gespräch führten wir 2020 live und online im Rahmen des Vodcast Projektes #SohntrifftBecker – Plaudereien in der Krise. Während des Gesprächs wurden Zuschauerfragen eingespielt, die teils live in diesem Gespräch beantwortet wurden. Ausgangspunkt der Diskussion sind die Werke des Bielefelder Soziologen Niklas Luhmann (1927-1998) sowie des französischen Ökonomen Thomas Piketty (\*1971). Die „Vierfache Krise“ stellt sich am Ende als Ideologiekrise dar: Es fällt uns nichts mehr ein.

GUNNAR SOHN: Wir treffen heute Frank H. Witt, den ihr vielleicht schon von der Next Economy Open kennt. Unser Thema ist das Elend des Kapitalismus. Die vierfache Krise mit Luhmann, Piketty und Frank H. Witt. Die Reihenfolge sagt allerdings nichts über die Bedeutung aus. Aber vielleicht machst du Lutz eine kurze Einführung zu deinem Freund Frank?

LUTZ BECKER: Frank und ich waren beide in der sogenannten 82er Kohorte der Uni Wuppertal. In der Zeit galten die Wuppertaler Wirtschaftswissenschaften bei vielen als dunkler Ort für Heterodoxie. Frank hat sich damals schon besonders als kluger Denker hervorgetan, weil er ja auch studierter Philosoph ist, nicht nur Ökonom. Wir sprechen ja heute über Luhmann, und soweit ich weiß, hast du sogar mal mit Luhmann auf seiner legendären Terrasse bei Bielefeld gesessen.

FRANK H. WITT: Ja und nein, das war eher im Café der Universität Münster, bei einer Tagung der Fakultät für Theologie. Und da habe ich ihn in der Tat auch näher kennenlernen dürfen, ein sehr humorvoller Mann. Es

ging um Wirtschaftsethik und er suchte die ganze Zeit seinen Autoschlüssel, weil er fürchtete, nicht mehr wegzukommen. Aber sein Verhältnis zur Wirtschaftsethik war auch etwas gespannt. Eine seiner Aussagen dazu war immer: Werte wandeln sich, Strukturen aber nicht.

GUNNAR SOHN: Ich habe ihn auch einmal getroffen. Ich habe mit ihm sogar zu Abend gegessen – zu einem Kolloquium mit Noelle-Neumann. Er hat einen Vortrag gehalten, und seine Unterlagen waren in einer Plastiktüte. Er war ein total lustiger Typ irgendwie. Aber es geht ja nicht nur um Luhmann, es geht ja auch um Piketty. Aber vielleicht stellt Frank seine Thesen vor.

FRANK H. WITT: Ja, ich denke mal, zur vierfachen Krise bedarf es nur einer kleinen Erläuterung. Jeder kann sich da schon zusammenreimen, dass es natürlich erstens um die ökologische Krise, also um die globale Erwärmung geht. Zweitens, dass es um die wiederkehrenden Wirtschaftskrisen geht. Das ist ja nichts Neues. Wir hatten schon mal die Große Depression, wir hatten die Weltfinanzkrise. Die Große Depression habe ich ja nicht erlebt, aber die Weltfinanzkrise auch schon sehr bewusst. Wir haben drittens eine politische und eine Legitimationskrise der Demokratie, und viertens haben wir eine ideologische Krise. Uns fällt also nicht mehr viel ein.

Margaret Thatcher hat einmal den schönen Satz geprägt: „...there is no such thing as society. There are individual men and women and there are families. And no government can do anything except through people, and people must look after themselves first.“ Sie hat damit sozusagen sinnbildlich die Existenz von größeren sozialen Systemen oder Gesellschaften schlicht bestritten. Und das ist ja auch die Schnittmenge zwischen Piketty und Luhmann, die ja politisch völlig unterschiedlich sind. Piketty links und Luhmann, ein Ziehsohn von Helmut Schelsky, eher der CDU zugeeignet. Ein Gegner von Verkehrsberuhigung in seiner Straße in Oerlinghausen. Und, sagen wir mal, eigentlich ein knochentrockener Spießler, aber durchaus mit Humor und Selbstironie und einem großen theoretischen Werk, das ich auch international für sehr bedeutsam halte. Er ist nämlich einer der wenigen, der die Soziologie zum Stand der Erkenntnis der Na-

turwissenschaften kompatibel gehalten hat – nämlich durch die Idee, autopoetischer oder geschlossener Systeme. Es ist ja modern geworden von offenen Systemen zu reden. Aber Systeme existieren in einem ontologischen Sinne nur dann, wenn sie sich selbst schließen können.

LUTZ BECKER: Mit Maturana hatte er sich damals sehr intensiv auseinandergesetzt.

GUNNAR SOHN: Die Kybernetik zweiter Ordnung?

FRANK H. WITT: Ja. Sowohl Heinz von Foersters Kybernetik zweiter Ordnung als auch die beiden Neurobiologen Maturana und Varela, beides gebürtige Chilenen, die dann aber nach Stanford und Harvard gegangen sind, haben Luhmann beeinflusst. Es ist überhaupt bemerkenswert, dass Luhmann dermaßen interdisziplinär vorgegangen ist. Er hat die Ideen der Gehirnwissenschaftler und Neurobiologen, wie Bewusstsein sich produziert und reproduziert, nämlich auch als geschlossenes System für seine Disziplin adaptiert. Als Student hatte ich ja die Ehre, an den Tagungen der Evangelischen Akademie in Tutzing mit Habermas und Luhmann teilzunehmen. Und er hat sich mit Jürgen Habermas immer darüber gestritten, ob Menschen kommunizieren können oder nicht. Luhmanns Standardatz war dann: Nur die Kommunikation kann Kommunizieren. Es gibt nämlich keine Verbindung von Gehirn zu Gehirn, wie zwischen Computern, wo man einfach ein Kabel legen kann. Sondern wir können nie sagen, was wir meinen, sondern es ist immer der andere, der uns beobachtet und uns auslegt. Deswegen kann man ja auch Kommunikation mit Toten betreiben. Ich kann immer noch Luhmann lesen, obwohl er ja schon längst tot ist. Das heißt also nicht ich oder wir kommunizieren hier, sondern es ist eine Interaktion. Es ist ein eigenes System, was sich hier bildet, solange wir aufmerksam sind. Das, Aufmerksamkeit psychischer Systeme, also von uns, ist die Umwelt. Wir hier bilden die Umwelt für ein Kommunikationssystem, und das läuft jetzt, das wird sogar live gestreamt.

LUTZ BECKER: Aber doppelte Kontingenz wird dir nicht mehr gelingen mit Luhmann (lacht).

FRANK H. WITT: Na ja, vielleicht noch einen Satz, mit dem ich immer Studenten erkläre, was der Punkt ist. Es geht ja auch um Ökonomie heute. Wir sind ja alle irgendwie auch Ökonomen. Neben der Philosophie. Und das sage ich immer: Was passiert denn, wenn ich morgens in der Bäckerei meine Brötchen hole? Das Wesentliche für die Ökonomie ist einfach der Zahlungsvorgang, dass ich ein paar Münzen auf den Tresen lege und die Dame das dann kassiert. Ich kann dabei in sie verliebt sein. Ich kann sie hässlich finden oder nicht. Das alles wird nicht aufgezeichnet. Ich habe jede Menge Gedanken. Aber der Kontakt im System ist äußerst selektiv. Nur der Zahlungsvorgang wird aufgezeichnet, und der hat am Ende sogar Einfluss auf den Weizen-Markt, wenn ich Weizen Brötchen gekauft habe. Das ist ein hoch selektiver Umweltkontakt. So schließen sich Systeme. Und so funktionieren sie auch rekursiv und reproduzieren sich. In der Ökonomie ist ja auch klar, jede Einzahlung ist irgendwo eine Auszahlung. Es ist ein geschlossenes System.

GUNNAR SOHN: Und es ist auch noch ein Teil des Zivilrechts. Denn bei mir ist es in der Bäckerei konkludentes Handeln, denn die Bäckerfrau weiß immer, was ich bestelle, also immer fünf Brötchen. Insofern sind die fünf Brötchen dann immer schon eingepackt, und das ist konkludentes Handeln. Und selbst das ist dann ein Kaufvertrag. Nochmal zu Luhmann: Er war total humorvoll und witzig, auch wenn er vielleicht ein bisschen spießig rüberkam. Ich glaube auch in persönlichen Gesprächen und auch in Interview-Situationen war er ganz anders als bei seinen Vorlesungen. Waren seine Vorlesungen eigentlich unterhaltsam?

FRANK H. WITT: Ja klar, sehr! Ich habe ja in Bielefeld Soziologie gehört. Man konnte sich damals vor der Bachelor-/Master-Reform seine Scheine eigentlich unproblematisch zusammensuchen. Ich bin nach Bielefeld gereist, weil mir die Soziologie in Wuppertal zu einfältig war. Außer vielleicht bei Ronge, dem damaligen Präsidenten. Aber der hatte das nicht angeboten, statt seiner gab es andere Dozenten, die das so im Nebenberuf machten. Darauf hatte ich keine Lust und bin mit meinem Renault 5 nach Bielefeld und habe beim großen Luhmann zugehört. Und natürlich habe ich den Schein bei Luhmann zur Anerkennung nach Wuppertal gebracht. Da hat das Prüfungsamt sofort strammgestanden und ihn anerkannt. Es gab überhaupt keine Diskussion wie heute, ob die Curricula äquivalent

sind oder was weiß ich. Er war tatsächlich ein ungewöhnlicher akademischer Lehrer, außerordentlich! Unglaublich amüsant. Er machte seine Vorlesungen nur abends. Er zitierte immer Hegel. Die Eule der Minerva fliegt erst am Abend. Morgens sei er müde. Und er hasste Assistenten – und den ganzen akademischen Betrieb eigentlich auch. Er hatte sich nur vier Sekretärinnen ausbedungen. Da konnte er über den ganzen Tag diktieren und in seinem Zettelkasten wuseln. Er hatte seine Schusseligkeiten und Marotten, wie man sich das von einem Cambridge-Professor oder auch von Stephen Hawking so vorstellt, voll ausgelebt. Dass er als Wissenschaftler im Handeln und Denken frei war. Das ist heutzutage eher unvorstellbar. Man ist curricularisiert. Man darf nur noch das sagen, was im Curriculum steht. Man muss auf die Prüfungen vorbereiten. Das hat ihn alles nicht gekümmert.

GUNNAR SOHN: Sehr sympathisch. Aber wie kriegen wir das jetzt zusammen mit der vierfachen Krise? Was können wir mit Luhmann und Piketty anfangen?

FRANK H. WITT: Es gibt nämlich eine Schnittmenge zwischen Luhmann und Piketty, und das ist die Bedeutung der Ideologie oder des Narrativs oder der Kommunikation! Piketty wird ja eigentlich als links gesehen – und als Marxist. Ja, das stimmt im Grunde auch. Seine politischen Schlussfolgerungen werden von der modernen Linken in der Regel geteilt. Aber er sagt auch, dass er darauf besteht, dass der Bereich der Ideen, der politisch ideologischen Sphäre autonom und selbstbestimmt ist. Anders als der Marxismus sagt er nicht, dass die Produktionsverhältnisse unser Denken bestimmen, sondern unser Denken und die Kommunikation bestimmen die Produktionsverhältnisse; das ist der feste Boden, auf dem Piketty steht. Er ist damit eigentlich auch ein Philosoph. Er sieht ja seine Wissenschaft als Ideologie, und er betreibt nichts anderes als Ideologiekritik und Dekonstruktion des sogenannten Neoliberalismus. Und es macht ihn mir ungemein sympathisch, da er sehr stark auf Evidenz und Fakten basiert. Auch mit Brücke zu den Naturwissenschaften und den Geschichtswissenschaften. Er setzt nicht einfach Dinge als bloße Behauptung und ohne Evidenz in den Raum, die er nicht belegen kann. Solche Sätze wie: Es gibt keine Gesellschaft, es gibt nur Individuen oder was ähn-

liches. Das ist pure Ideologie-Produktion. Und diesen Meinungskampf oder diesen Kampf um die Zukunft, die Kontingenz der Zukunft, das ist halt Pikettys und Luhmanns Gemeinsamkeit. Die Welt ist also, trotz aller Funktionalität und trotz aller Systemzwänge, in denen wir uns befinden, gestaltbar. Das macht sie eigentlich beide auch zu System-Feinden.

LUTZ BECKER: Vielleicht noch einen Satz dazu: Du sagtest gerade Thatcher wird sozusagen genutzt, um etwas zu erreichen. Haben nicht Thatcher und Reagan schon extrem viel erreicht in den letzten Jahren? Wenn ich unsere Schröder-Agenda sehe? Das war ja das Thatcherism, das was Reaganomics – natürlich auf die deutschen Verhältnisse adaptiert.

GUNNAR SOHN: Genau das, das Tony Blair-Schröder Papier.

FRANK H. WITT: Tony Blair gehört sicherlich in eine Reihe mit Margaret Thatcher. Keiner hat so viel für die Liberalisierung, Deregulierung und Privatisierung im Gesundheitswesen und der Erziehung in England getan, wie Tony Blair.

Das hat Margaret Thatcher in ihrer langen Herrschaft dann noch nicht geschafft. Aber Tony Blair hat es quasi vollendet. Das ist ja auch etwas, was die moderne Linke Gerhard Schröder und der deutschen Sozialdemokratie nie verzeihen wird, dass er eben auch in die gleiche Richtung ging, wie Tony Blair. Die haben ja eigentlich alle ideologisch, philosophisch – oder auch mit Piketty gesehen – nur an der Verwirklichung des Programms der österreichischen Schule der Ökonomie, gearbeitet. Das waren Ludwig von Mises und Friedrich August Hayek. Diese zweite Generation der österreichischen Schule hat die jetzt noch herrschende Ideologie des Kapitalismus tatsächlich erst Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre mit Reagan und Thatcher feiern können. Und Francis Fukuyama, der Reagan Berater war, hat dann sein berühmtes Buch „Das Ende der Geschichte“ veröffentlicht und gesagt: „Wir werden in Zukunft in einer marktbasierter freien Ökonomie leben, wo sich jeder nach Leistung selbst verwirklichen kann.“ Das war die Hypothese.

LUTZ BECKER: Gunnar und ich wir haben dazu gerade einen Text geschrieben. Ich kann es nur von mir sagen: Ich habe es damals geglaubt, weil es konsequent schien. Die Mauer fällt. Dann hatten wir den Neuen

Markt, und die globale Ökonomie schien sich zu öffnen. Und ich habe nicht an Fukuyamas „Ende der Geschichte“ geglaubt, das wäre übertrieben, aber ich habe durchaus mit ihm sympathisiert.

GUNNAR SOHN: Da kam eins zum anderen. Einerseits ist vorgearbeitet worden mit den Think-Tanks, sowohl in Großbritannien als auch in den USA. Bevor man diese Tea-Party-Bewegung kannte, gab es ja schon viele andere Thinktanks, die entsprechende Vorarbeiten geleistet haben. Schon in den 60er und 70er Jahren. Und dann kam natürlich auch der Fall der Mauer und des Eisernen Vorhangs und irgendwie standen die Linken ohne Waffen da. Vielleicht ist das auch so eine Schwächephase der Linken gewesen, von der sie sich ja eigentlich bis heute nicht so richtig erholt haben.

FRANK H. WITT: Ja, es gab einen inkrementalistischen Fortschritt der Linken. Das 20. Jahrhundert wird ja manchmal auch das sozialdemokratische Jahrhundert genannt. Das trifft eigentlich eher nur für die Zeit von 1945 bis 1971 zu. Da herrschte nämlich, ökonomisch gesehen, der Keynesianismus. Die Globalisierung war eher eine historische Revolte zur Eingrenzung ökonomischer Krisen und Gegensätze. Der Multilateralismus, der nach dem Zweiten Weltkrieg trotz aller Gegensätze auch zwischen Ost und West immer bestanden hat, nicht nur im Sinne des roten Telefons zur Verhinderung eines Atomkrieges, aber auch im Sinne eines gemeinschaftlich handelnden, wenn auch häufig sehr zerstrittenen Weltsicherheitsrats. Aber die Österreichische Schule hat an den internationalen Institutionen ein anderes hohes Interesse gehabt. Sie hat in internationalen Institutionen von Anfang an Institutionen gesehen, die Demokratie verhindern können. Demokratie gibt es nämlich nur auf nationalstaatlicher Ebene, und sie sprachen immer von „unsubstantial claims of the people“. Die Österreichische Schule ist ja aus einem Ressentiment entstanden. – Der Niedergang des Habsburg-Imperiums. Das hat von Mises, Hayek und so weiter – das waren ja alles Adelige – nicht gefallen. Sie haben gesagt, jetzt übernehmen die Sozialisten die Macht, die Armen sind in der Mehrheit: Was können wir tun, damit wir nicht enteignet werden? Wir müssen internationales Recht und internationale Institutionen schaffen, die dem Anspruch des Pöbels entzogen sind. Selbst wenn es irgendwo

eine sozialistische Regierung gibt: Der IWF oder internationale Organisationen können sie begrenzen.

GUNNAR SOHN: Ich war als Student der Volkswirtschaft an der FU Berlin von den Postkeynsianern auch irgendwann genervt. Irgendwann kam mir auch die Stagflation. Mir ging auch immer bisschen auf den Keks, dass man Wirtschaft nur in Aggregatzuständen betrachtet hat. Deswegen auch mein Überlaufen zu Schumpeter, der das natürlich auch massiv kritisiert hat. Diese aggregatorientierten Politik-Instrumente wurden einseitig nach vorne geschoben: meistens halt Geldpolitik und Zentralbank-Interventionen. Ist das vielleicht auch ein Grund, warum diese Ära von libertären Positionen an Attraktivität gewonnen hatten? Dass man sich dann der Reaganomics zugewandt hat oder dem Thatcherism?

FRANK H. WITT: Es ist ja beides empirisch gesehen vollkommen falsch. Die Economics oder Volkswirtschaftslehre als Wissenschaft beruht ja im Prinzip auf einer Küchenpsychologie des 19. Jahrhunderts. Das waren Gedankenexperimente die Leute wie Stuart Mill angestellt haben. Was würde ich denn tun, um mein Wohlergehen zu optimieren? Dann haben sie sich solche Dinge wie die Gossenschen Gesetze überlegt und gesagt: Das erste Bier nützt am meisten, das zweite etwas weniger, und beim zehnten wird mir schlecht. Und auf diese Art und Weise kann ich den Wert der Dinge bestimmen. Also eine Art von Küchenpsychologie, die sich aber überhaupt nicht daran orientiert wie menschliches Wahrnehmen und Handeln, wie unsere Empfindung ist. Sie widerspricht jeder Theorie von Gesellschaft, jeder Theorie von Soziobiologie, jeder ernstzunehmenden Psychologie.

GUNNAR SOHN: Aber auf unterstem Niveau.

FRANK H. WITT: Ja, das muss ich leider auch immer feststellen. Meine Doktoranden in China die sich in Mathematik auskennen, verspotten mich immer und sagen, das ist ja furchtbar. Ich sollte keine Doktorarbeiten in Mathematik betreuen. Aber das muss man halt tun, wenn man mit Künstlicher Intelligenz und allem anderen, was jetzt Geld bringt und in Mode ist, zu tun haben will. Da machen wir auch keine Ökonomen mit. Wir werden da nicht ernst genommen.

GUNNAR SOHN: André Reichel meint „Fukuyama hatte ja nicht unrecht mit der hegelianischen Erkenntnis, dass es keine neue Ideologie mehr gibt, die in ihrer problemlösenden Kraft dem Liberalismus übertrifft. Ich würde Fukuyama nicht unbedingt in die Nähe von Reagan und Thatcher rücken“. Naja, doch in den USA schon ein bisschen, oder?

FRANK H. WITT: Fukuyama ist Berater von Reagan gewesen. Das ist ein Faktum, ein historisches. Und Fukuyama gehört auch irgendeinem konservativen Thinktank an. Ich habe den Namen vergessen, aber er gehört zu den Neocons. Er hat sich zwar mit Huntington den berühmten Streit geliefert, der auch ein Neocons ist. Und ich würde ihn jetzt nicht aus dieser ideologischen Ecke entlassen. Auch sein neues Buch, das ja eigentlich auch selbstkritisch ist, über Identity Politics, finde ich bemerkenswert, weil das genau das unterstreicht, was du gerade gesagt hast, Gunnar. Nämlich das Ende von Ideologie. Jetzt geht es nur noch um das selbst sein eines jedes Einzelnen. Ein übergreifender Diskurs oder eine Utopie fehlt. Ihr beiden habt irgendwann mal etwas gepostet, da ging es um die Schädlichkeit von Dystopien: Aber es bleibt ja nichts mehr Anderes, weil wir in der Tat in einem postutopischen Zeitalter sind. Wir können uns nichts mehr Gutes vorstellen.

GUNNAR SOHN: Fukuyama war für die Rand Corporation tätig.

FRANK H. WITT: Genau, viel weiter rechts geht ja gar nicht.

LUTZ BECKER: Ich habe da noch eine Frage: Da hast du ja direkten Bezug zur Krise. Was wir jetzt gerade sehen, diese vielen Egoismen, die gerade bei dem Thema Exit aus der Corona-Krise eine Rolle spielen. Da sagte ein Freund so schön, dass das wie ein Streit um Bauklötzchen im Kindergarten ist: Das ist aber meins! Wir sehen jetzt, dass uns genau da wirklich so etwas wie der rote Faden fehlt. Es ist einfach so eine Zufälligkeit, aber natürlich schon von Interessen motiviert. Wieso kriegst TUI gleich zu Anfang der Krise 1,8 Milliarden, was erst einmal okay ist, aber die Tourismusgebiete in Deutschland kriegen das erst einmal nicht, obwohl da ja viel mehr dranhängt? Wenn wir über Systemrelevanz sprechen, dann ist das sicherlich bei TUI eine ganz andere Hausnummer, als bei diesen Regionen, die nur vom Tourismus leben.

FRANK H. WITT: Da ist es ja: Auf der einen Seite wird die Existenz von Systemen geleugnet, auf der anderen Seite ist Systemrelevanz das zentrale Argument, warum die Einzelnen nichts oder nur wenig kriegen. Die Kapitalmärkte wetten ja schon am Anfang der Krise auf den Fortbestand des Systems. Wenn man die Kursentwicklung sieht – Kapitalmärkte sind eigentlich, wenn man Hayek folgt, die weisesten Institutionen auf diesem Erdball – dann sieht es nach einer schnellen Erholung des Systems aus. Es kommt also keine Post-Corona-Gesellschaft. Journalisten sind da immer relativ leichtfüßig und wollen etwas Neues, das würde sich gut verkaufen. Die Schlagzeile: „Es wird alles so wie vorher“ verkauft sich eben nicht so gut.

GUNNAR SOHN: Und das ist das Problem. In der FAZ stand, dass sich schon alle großen Theoretiker zur Corona-Krise zu Wort gemeldet haben. Aber die Begriffe und Lösungen, mit denen sie daherkommen, sind wieder die alten. Ihre Selbstgewissheit führt uns in der Krise nicht weiter. Brauchen wir da vielleicht neue Theorien?

FRANK H. WITT: Auf LinkedIn gehen Posts immer besonders gut, wenn man Xi Jinping und Donald Trump in einem Bild abbildet. Und das sagt eigentlich schon alles, das wird dann wild geklickt, das habe ich schon entdeckt. Und das scheinen die Alternativen zu sein. Die Alternativen sind auch nicht mehr ideologisch, sondern sind Zwei-Möchtegern Diktatoren. Hoffentlich wird das nicht ins Chinesische übersetzt.

GUNNAR SOHN: Das kann ich doch gerne machen.

FRANK H. WITT: Nein, um Gottes willen, das würde mir wohl schaden. Ich betreue da ja Promotionen und andere Dinge.

GUNNAR SOHN: War nur ein Scherz.

FRANK H. WITT: Aber ich gehe mal das Risiko ein. Nun zurück zur Corona-Krise. Diesen Mangel an Intellektualität sehe ich auch. Ich leide da auch mit meinem Lausanner Kollegen Guido Palazzo sehr stark drunter. Wir beide sind immer am Zetern, dass es eigentlich nur noch den alten Habermas gibt, und ansonsten müsste man immer Verstorbene zitieren. Etwas Zeitdiagnostisches, das Sinn macht, wäre wünschenswert. Aber ich

denke, dass die Krise vor allen Dingen auch in ihrer Multiplizität und Komplexität eine Sinnkrise ist. Das ist natürlich auch schon sehr abgedroschen. Da sprechen wir schon seit New Age, seit 40 Jahren drüber. Ich denke aber, dass die Gründe dafür immer noch interessant sind. Und die Gründe liegen jetzt eben nicht in Corona oder der einen oder anderen Krisenerscheinung, sondern die Gründe findet man zum Beispiel bei Luhmann in der Differenz zwischen Erleben und Handeln. Das verwirrt uns, irritiert ständig und macht den einen oder anderen auch unglücklich.

GUNNAR SOHN: Du hast gerade die Finanzmärkte als Indikator angeführt, dass das alles wieder ins Alte zurückfällt, vielleicht sogar in einer schlimmeren Variante. Das hat beispielsweise der ehemalige Chef der Monopolkommission, Justus Haucap, im Gespräch mit Lutz und mir angeführt, dass eher das Alte konserviert wird und das Neue weggehauen wird. Also gibt es vielleicht sogar restaurative Tendenzen, dass sich bestimmte – ich sage jetzt mal: Machteliten oder Machtzusammenballungen – vielleicht sogar aus der Krise besser lösen können oder wie Phönix aus der Asche aufsteigen. Und dass die zarten Pflänzchen des Neuen dann wegrasiert werden.

FRANK H. WITT: Es gibt diese Reaktion ganz deutlich. Man pflegt das Autoritäre, man wird beliebt, wenn man besonders streng ist. Einerseits Autorität im Staat – andererseits Freiheit oder Befreiung in der Wirtschaft von Vorschriften, von Zumutungen. Die Corona-Krise ist auch ein gutes Argument zu zeigen, dass das mit der ökologischen Krise nicht so dringlich ist, dass man anderes zu tun hat und so weiter und so fort. Diese ganze Maschinerie, auch diese scheinbar unideologische Herrschaft von Frau Merkel, die könnte so weiter gehen. Das halte ich nicht für unwahrscheinlich, sondern für ein plausibles Szenario. Es bedürfe einer großen Anstrengung, aber die charismatischen Gegenbewegungen, die wachsen halt nicht auf den Bäumen, sie sind selten und sehr disparat. Eine Greta Thunberg wird keinen dauerhaften Sommer machen. Auf dem Weltwirtschaftsforum lassen sich zwar gerne alle ausschimpfen, aber das ist wie im Domina-Studio, das macht man mal mit, hat sein Vergnügen und geht dann wieder zurück in den Alltag.

GUNNAR SOHN: Aber da sagst du was, von Greta Thunberg ist nichts mehr zu hören.

LUTZ BECKER: Nein, Sie hat sich ja auch in der Krise zurückgezogen. Und ja, im Moment ist natürlich Thema, das wir immer wieder neue Narrative haben. Und die führen auch zur Verwirrung in unserer Gesellschaft, weil das übergeordnete Narrativ fehlt, wie das der sozialen Marktwirtschaft, welches sich nach 45 etablierte.

GUNNAR SOHN: Aber kommen wir doch vielleicht nochmal zu Luhmann, Piketty und Co.. In Pikettys neuem Buch „Kapital und Ideologie“ kann man vielleicht auch ein paar Rezepturen finden, wie man jetzt diese Diskussion beschreiten müsste, damit sich nicht wieder die alten Eliten etablieren – oder vielleicht sogar mehr Macht gewinnen. Er hat ja kritische Worte gefunden zur Sakralisierung des Eigentums. Er hat Gegenmittel vorgeschlagen: temporäres Eigentum, partizipativen Sozialismus. Und was ich besonders sympathisch finde, Frank: Diese Einteilung in den Brahmanen-Linken und die Händler-Rechten. Und das sehe ich auch. Die Brahmanen-Linken, das sind die, die mit Designer-Rucksack jetzt auf den Kauf von Spargel allergisch reagieren, denen aber der Mindestlohn der Erntehelfer egal ist. Das sind dann die Trumpfisten, die zu den Dealmarkern/-breakern gehören, die aus allem ein Geschäft machen. Aber die Einteilung in diese intellektuelle Schiene der Brahmanen-Linken, die sich mit den Händler-Rechten verbünden oder vielleicht sogar Geistesverwandten sind, die finde ich recht originell.

FRANK H. WITT: Ja gut, da kann man auch wieder ein bisschen bissig werden. Wenn man Piketty näher beobachtet und kennt, dann weiß man, dass er auch mit einer sehr emanzipierten Frau verheiratet ist und vermutlich eine Haushaltshilfe hat. Und dass er vielleicht auch ganz nah an dem „Brahmini-Left“ ist, die er da charakterisiert. Aber natürlich hat er auch einen scharfen Blick auf die Realität.

Das gilt auch für die neuen Rechte hier in Deutschland, für den Rechtskonservatismus. Da geht es ja tatsächlich um die Restauration der Eigentümer-Gesellschaft, – eigentlich um nichts anderes. Die Mittelklasse ist durch Technologie unter Druck. Das hatten wir auf unsere Konferenz

#NEO19x (Next Economy Open), als es um das Law of Accelerating Returns and Technology gegangen ist. Da nehmen die nicht dran teil, die sind nicht das innovativste Milieu. Die Zuckerbergs, Brin und Pages sind denen eher ein Dorn im Auge. Das mag der Mittelstand nicht, und da geht das Geld ja auch hin, zu Jeff Bezos und so weiter. Und die Händler in Solingen, die noch nicht Franchise sind und keine Ketten haben, deren ganzer Stolz ihr Einfamilienhaus ist und die Bildung ihrer Kinder mit Klavierunterricht, die in diesem bürgerlichen Dasein, die sind jetzt natürlich unter Druck. Und in Deutschland, in den USA und in England ist das nochmal eine Nummer härter. Und wer den Leuten Erlösung verspricht, der wird auch gepusht oder unterstützt. Die Wählerschaft der AfD ist ja auch sehr gemixt. Die Wählerschaft der CDU, und das ist ja das große Problem der CDU, neigt ja zu einer Hälfte diesem Trend völlig entgegen, während die andere Hälfte eine gewisse Schwäche für diese Erlösungsphantasien hat. Dass wir die Welt wieder einfacher machen können. Dass wir raus können aus der Globalisierung. Dass wir dieses Pushen der Hightech und diesen immer neuen Veränderungswellen irgendwie entkommen können, in eine heilere Welt, in eine stabilere Welt. Aber dem ist nicht so. Und wie man dieses Vakuum füllt, das ist im Moment eine große Beliebigkeit.

Fast jeder Vorschlag, bis zum Spritzen von Desinfektionsmitteln in unsere Venen, wird von irgendeiner Gruppe sofort in sozialen Medien unterstützt.

GUNNAR SOHN: Dennoch sind jetzt ein paar Vorschläge, die Piketty gemacht hat, gar nicht so doof. Beispielsweise der Vorschlag zu temporärem Eigentum oder einer progressiven Vermögensteuer oder auch der einmaligen Auszahlung einer Erbschaft. Um den alten Eliten und den neuen Eliten ein bisschen entgegenzuwirken. Denn einen Punkt hat er auch festgestellt und das können wir in Deutschland auch sagen: „Herkunft gleich Zukunft? Die Ungerechtigkeit im Bildungswesen“. Dass sich die Neureichen entsprechend den Privat-Kindergarten in Potsdam leisten können, wo dann schon Chinesisch gesprochen wird. Und dann geht das weiter auf das private Gymnasium, wo man dann irgendwie durchgeschleust wird, bis zum Abitur, auch wenn man nichts in der Rübe hat. Das zieht sich ja durch viele Bereiche, die Piketty anspricht. Also Ungerechtigkeit im

Bildungswesen. Natürlich, wir haben die Dynastien auch in Deutschland, für die Vermögenden, die sich mittlerweile in Hedgefonds organisieren, gibt es ja auch einige Beispiele. Also Frank, was hältst du jetzt von der Rezeptur, die Piketty da ins Spiel gebracht hat?

FRANK H. WITT: Deswegen ist er ja zurzeit unter vielen Ökonomen mein Lieblingsautor. Denn diese Vorschläge liegen für mich einfach auf der Hand – die Wiedereinführung einer substanziellen Vermögensteuer, die Wiedereinführung einer substanziellen Erbschaftssteuer. Ich meine, wer gönnt denn dem Mohammed bin Salman sein Milliardenvermögen? Wer gönnt Jeff Bezos sein Milliardenvermögen? Arbeiten die hart dafür? Das sind doch Mythen. Das heißt also, das ist eine jeder Vernunft widersprechende Akkumulation, die begrenzt werden muss.

LUTZ BECKER: Aber ich bin ja kein Freund der Vermögenssteuer.

FRANK H. WITT: Du hast Vermögen, schliesse ich daraus.

LUTZ BECKER: Nein, der Punkt ist doch der, dass die, die wirklich Vermögen haben, sich dem Ganzen entziehen können. Die machen dann irgendwelche Gated Communities oder Private Islands. Und da sehe ich das Problem. Ich denke staatlich ist das schwer zu steuern. Sollte man nicht machen. Und ich befürchte auch, dass die Vermögenssteuer, wie sie heute gedacht wird, am Ende doch wieder nur Oma und ihr Klein-Häuschen betrifft.

FRANK H. WITT: Lutz, du hast eben die Motivation der zweiten Generation der österreichischen Schule erklärt. Diese alten, reichen Adligen waren für Internationalisierung und Globalisierung, ganz einfach, weil sie eben vor Vermögenssteuer schützt.

LUTZ BECKER: Ja, aber da werden wir auch nicht wieder drankommen.

GUNNAR SOHN: Ja, aber es ist doch ein Mythos, dass andere Länder die Vermögenssteuer nicht haben. Marcel Fratzscher vom DIW hat das mal aufgeführt, welche Länder eine Vermögenssteuer haben und wie wir da positioniert sind.

FRANK H. WITT: Das wäre mein Vorschlag für die europäische Einigung. Die Vermögenssteuer sollte man der EU-Finanzierung zuführen und auch den Corona-Folgen. Das ist eine internationale Steuer, eine Gemeinschaftsausgabe genau wie bei der Tobin-Steuer oder Transaktionssteuer. Das sind Globalisierungssteuern: Es gibt auch bei der Globalisierung Gewinner und Verlierer. Warum nicht auf dieser Ebene denken?

GUNNAR SOHN: Und auch das mit der Erbschaft – Ich meine, ich habe ja auch reiche Erben kennengelernt. Durch meine frühere Tätigkeit als Pressesprecher beim grünen Punkt, darf ich das überhaupt verraten? Ach mache ich einfach, ist doch verjährt (lacht). Wo ich natürlich auch die Söhne und Töchter dieser reichen Dynastien kennengelernt haben. Stichwort beispielsweise: Bahlsen. Diese Bahlsen-Söhne wussten vor Reichtum kaum zu laufen und haben quasi nur Schwachsinn mit dem Geld gemacht – und völlig unverdient. Der alte Bahlsen hat vielleicht noch nach einer alten lutherischen Art gearbeitet, nach der protestantischen Ethik oder wie auch immer. Aber die Söhne, die waren Fallobst. Insofern schreit das ja auch nach einer richtig guten Erbschaftssteuer.

LUTZ BECKER: Der richtige Weg ist meiner Meinung nach wirklich, Transaktionen zu besteuern – und diese auch nicht unbedingt linear oder progressiv zu besteuern. Das kann man ja auch durchaus mal weiterdenken. Und deshalb würde ich das für richtig halten, denn auch Vermögen wird irgendwann mal in einer Transaktion münden. Und ich glaube, das ist der bessere Weg. Wir haben ja auch immer wieder das Problem: Was besteuern wir jetzt? Wenn wir jetzt die Fabrikanlagen, in denen Arbeitsplätze hängen, besteuern, was passiert dann damit? Insofern gibt es meiner Meinung nach zu viele Hintertüren.

GUNNAR SOHN: Aber die meisten reichen Familien in Deutschland investieren nicht in innovative Projekte, sondern die sind renditegeil. Und sie machen keine Neuinvestitionen, sondern sie arbeiten an Hedgefonds. Insofern kommst du doch mit der Transaktionssteuer dann auch nicht weiter.

LUTZ BECKER: Natürlich, was macht ein Hedgefond denn, mein Lieber? Das sind Transaktionen.

FRANK H. WITT: Also ich würde mal da intervenieren wollen und sagen, dass wir auch zukunftsorientiert Technologie und Gesellschaft zusammenbringen können – die Gesellschaft gibt es ja, das ist ja nicht so, wie Thatcher sagt, dass man dieses soziale System leugnen kann. Die Gesellschaft muss auch über Technologie verfügen. Das darf nicht einzelnen Monopolisten überlassen bleiben. Tatsächlich sehe ich in der digitalen Transformation eine große Chance. Diese Besteuerungen lassen sich alle umsetzen, auch bei zentraler Informationsverarbeitung. Das war ja immer ein großes Argument: „The Use of Knowledge in Society“ von Friedrich August Hayek, der gesagt hat: Bürokratien sind dumm, unflexibel und bringen Wohlfahrtsverluste. Am besten ist, wenn dezentral jeder nach bestem Wissen und Gewissen für sich selbst hochmotiviert entscheidet. Aber das muss ja nicht mehr sein. Nehmen wir Technologien wie Machine Learning, Künstliche Intelligenz oder Neuronale Netzwerke. Wenn es um kognitive Leistung geht, sind wir unserem Handy und kleinen Computern ja schon haushoch unterlegen. Die können sich hundertstellige Zahlen merken, wir gerade mal achtstellige. Das kann also leicht prozessiert und fakturiert werden. Das heißt also, solche Systeme sind, wenn man will, technologisch perfekt möglich.

GUNNAR SOHN: Ich habe ja nun zu vielen Themen recherchiert, teilweise in Konflikt mit internationalen Anwaltskanzleien, die hinter mir her waren, beispielsweise beim Thema KKR. Grauer Finanzmarkt. Da kommst du mit der Transaktionssteuer nicht weiter, weil die, die kaufen Firmen auf über Gründungen in Luxemburg. Die Fonds sind auf den Cayman-Inseln. Da funktioniert das einfach nicht.

LUTZ BECKER: Aber das funktioniert genauso wenig wie beim Vermögen, denn das Vermögen liegt auch auf den Inseln.

GUNNAR SOHN: Aber die Vermögenden stecken dann teilweise hinter diesen Fonds beziehungsweise hinter KKR. Nur wenn du die vorher besteuern würdest, dann kämst du zumindest an ein Stück der Kohle. Sonst hat das für die Volkswirtschaft überhaupt keine Wirkung. Du würdest der Volkswirtschaft nicht schaden, sondern eher nutzen.

LUTZ BECKER: Ich sehe das anders. Auf den Cayman-Inseln dreht sich das Geld ja nicht. Die Cayman-Inseln werden benutzt, um Investitionen

zu tätigen, und dann haben wir wieder eine Transaktion, und von diesen Investitionen fließt wieder Geld zurück zu den Cayman-Inseln. Das Problem ist, dass an der Stelle die Weltgemeinschaft oder vielleicht auch Europa einzugreifen müsste.

FRANK H. WITT: Das gilt ja auch für Europa mit Luxemburg, Malta und den Niederlanden. Und diversen Regelungen und Privilegien für Eigentümer, aber auch darüber hinaus. Das Problem ist natürlich, dass es keine Utopie oder Ideologie gibt, in der vorstellbar ist, dass zum Beispiel der amerikanische Präsident und der chinesische Präsident sich die Hände reichen und sagen: Wir, unsere beiden großartigen Kulturnationen tragen dazu bei, dass die Welt gerechter und unsere Nationen dabei auch nicht ärmer werden. Wir versuchen mal, ob wir nicht ein System der internationalen Konzern-Besteuerung hinkriegen, wo sowohl die USA als auch die Volksrepublik China von profitieren könnten. Das ist unvorstellbar. Die reden lieber über die Injektion von Desinfektionsmittel in Venen oder machen zweistündige Pressekonferenzen über Virologie, wovon sie keine Ahnung haben. Aber sie kommen nicht auf die Idee, sich mit den tatsächlich relevanten Problemen dieses Planeten zu beschäftigen und dafür Lösungen zu finden, die technologisch möglich sind. Die Demokratie muss sich ändern. Das ist eine Krise unserer Entscheidungsverfahren. Die Leute sind von morgens bis abends der Lobby ausgesetzt, den Meinungsumfragen ausgesetzt, den Spin Doctors. Die denken nichts Vernünftiges mehr. Ich würde fast so weit wie Platon gehen und sagen: Was wir brauchen, ist eine Herrschaft der Philosophen. Und diese ganzen Figuren, die jetzt sozusagen scheinbar demokratisch legitimiert, sich in diese unwichtigen Popularitäts-Schirmmützen verstricken, das ist doch lächerlich. Das tut doch richtig weh, wenn man einer Pressekonferenz eines Politikers folgt in der Corona-Krise.

LUTZ BECKER: Nicht nur den Politikern. Ich nenne jetzt mal ein Beispiel: Wir haben jede Menge Daten, wir nutzen sie nicht. Das fängt schon auf der kommunalen Ebene an, da werden Entscheidungen getroffen, die könnte man evidenzbasiert treffen, aber sie werden ideologisch getroffen, weil sie in den Ausschüssen, in den Parteien und so weiter getroffen werden. Die Rheinische Post nimmt dann als Experten für Virologie einen

Professor für Steuerberatung. Und das, was der da formuliert hat, war methodisch schon grenzwertig trist.

GUNNAR SOHN: Unser Zuhörer Marc Bergmann fragt: Seht Ihr auch die Geldentwertung und den Rückfall auf Natur-Werte wie Gold und Co.? Ist das Virus auch eine Neubewertung von Werten?

FRANK H. WITT: Piketty! Werte müssen immer in Relation zu einer Ideologie betrachtet werden. Wenn man an Geld glaubt, ist Geld mehr wert als Gold.

Und wenn man an Gold glaubt, ist es Gold. Dementsprechend muss man ja auch sehen, dass fast alle volkswirtschaftlichen Dogmen, fast alles, was ich in Lehrbüchern 1982 im Grundstudium zur Kenntnis genommen habe, alles, was, sagen wir mal, ein Hans-Werner Sinn vor sich hinredet, durch empirische Evidenz an die Lächerlichkeit verbannt. Man kann durch die Corona-Krise oder durch die globale Finanzkrise so viel Geld drucken, wie man will. Es wird nicht weniger wert.

GUNNAR SOHN: Und dann nur nicht auf die ganzen Anbieter und Cash-Propheten in der Szene reinfallen, die dann Gold und Silber verticken. Dahinter stecken übrigens ganz viele rechte Netzwerke. Kleiner Hinweis: Viele, die in einer Unternehmensberatung ihren Ausstieg machen mussten, finden sich jetzt bei Gold- und Silberverkaufsläden wieder.

FRANK H. WITT: Ja, aber Herr Bergmanns Fragen haben ja auch einen ernstesten Hintergrund. Es ist ja ohnehin immer nur eine Spekulation. Ich rate da immer zur Lektüre, wenn es um Finanzwissenschaft geht, mein Steckenpferd ist es ja nicht, und Robert Shiller sagt auch, dass die Märkte von Narrativen regiert werden. Und wer diese Narrative in der Hand hat, der profitiert. Es hat nichts mit Gold oder mit Währungen zu tun. Das ist immer zu beobachten. Die Große Depression war ja im Prinzip auch ein Narrativ, das sich selbst entwickelt hat, während es andererseits auch Narrative gibt, die entwickelt werden, wo Akteure hinter stehen. Die beiden kann man vielleicht noch ein bisschen unterscheiden.

LUTZ BECKER: Max Scheler hat ja schon 1923 von Gefühlsansteckungen gesprochen. Das passiert ja auf großen Skalen.

GUNNAR SOHN: Röpke hat sogar schon 32 von einer Krise durch Ansteckung geschrieben. Auch ganz interessant.

Und Michael Roth ruft nun zur Herrschaft der Philosophen aus, das wäre mal was. Um Gottes Willen. Finde ich nicht so gut.

LUTZ BECKER: Würde mir auch Angst machen.

FRANK H. WITT: Mir nicht. Aber vielleicht den Philosophen. Wir hatten ja mal in einer anderen Veranstaltung über eine digitale Räterepublik gesprochen. Es ist mal Zeit, auch über Alternativen nachzudenken. Ich bin der Meinung, dass sich seit dem Zweiten Weltkrieg gezeigt hat, dass unsere Demokratien nicht mehr so funktionieren, wie sie noch 1945 geplant waren. Wir haben in Deutschland versäumt, uns eine andere Verfassung zu geben, als wir wiedervereinigt wurden. Da ist man darüber hinweggegangen, genau wie man jetzt über die Corona-Krise hinweggehen wird. Keine Experimente: Das politische System ist seiner Natur nach konservativ. Wer im Parlament sitzt, will nichts ändern.

GUNNAR SOHN: Aber wo setzen wir jetzt an? Es gibt auch den Mechanismus, den man bei Manuel Castells nachlesen kann, von der Desorganisation der Gesellschaft. Die alten Eliten sichern ihre Herrschaft durch bestimmte Methodiken ab, sowohl politisch als auch wirtschaftlich – also die wirtschaftlichen Eliten. Und Piketty fordert jetzt neue Formen der Machtverteilung: Also Stärkung der Arbeitnehmerrechte, Änderung des Aktienrechts, progressive Vermögenssteuer. Also eine ganze Nomenklatur an Anforderungen. Aber die Frage ist: Wer setzt das politisch durch?

LUTZ BECKER: Das klingt alles sehr Französisch, muss man dazu sagen.

GUNNAR SOHN: Ja, gut, bei Thomas Sattelberger kannst du das teilweise auch noch in seiner Vor-Bundestags-Phase nachlesen.

FRANK H. WITT: Piketty neigt ja auch ein wenig zu den Jakobinern und ist ein glühender Bewunderer der Französischen Revolution mit ihren drei Grundwerten Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Diese drei Grundwerte werden natürlich in unserem herrschenden politischen Diskurs und auch im System nicht interpretiert. Wir haben sozusagen eine immer unfreiere,

ungleichere, unsolidarischere und unbrüderlichere Gesellschaft. Zumindest habe ich das so die letzten 40 Jahre meines Lebens, in denen ich in Deutschland und noch nicht in den äthiopischen Dörfern war, wahrgenommen. Das finde ich schade. Das müsste man ändern.

LUTZ BECKER: Freiheit der Ellbogen.

GUNNAR SOHN: Aber Frank, von den Gewerkschaften kommt ja auch nichts mehr.

FRANK H. WITT: Ja, gut. In den USA sind sie der Mafia heimgefallen. Hier eher nicht. Hier sind sie verkrustet. Sie haben sich marginalisieren lassen. Die jungen Leute, die in der Studentenbewegung aktiv waren, sind in den Gewerkschaften normalerweise nicht groß geworden. Studenten und Arbeiter haben in Deutschland, wenn man sich das Bildungssystem anschaut, immer noch nicht viel miteinander zu tun. Und wer studiert hat, arbeitet? Man studiert doch, um weniger zu arbeiten oder um nicht zu arbeiten. Das ist eine vernünftige Motivation. Wer studiert, um möglichst hart zu arbeiten, hat meiner Meinung nach einen gewissen Intelligenzdefekt.

GUNNAR SOHN: Die Frage ist natürlich auch, wo man den Hebel ansetzt. Schlimmer kann es nicht kommen, als wenn Profis, sogenannte Profis wie Christian Lindner, über die Klimakrise und Corona sprechen. Lindner ist ein besonderes Problem, oder?

FRANK H. WITT: Ja, ich finde, David Van Reybrouck hat mal einen guten Vorschlag gemacht. Ein belgischer Journalist, der auch ein hervorragendes Buch über Belgisch-Kongo geschrieben hat: „Kongo: Eine Geschichte“. Sehr lesenswert. Er hat gesagt, besser als Demokratien zu schaffen wäre Räte auszulösen, und Technokraten müssten die Räte von der Sinnhaftigkeit ihrer Maßnahmen überzeugen. Das war sein System-Vorschlag, weil er auch gesehen hat, dass die moderne Gesellschaft mit ihrer Glaubwürdigkeit, mit der Anbindung an Werten und Ethik, enorme Schwierigkeiten hat. Das ist wieder diese Hypothese: dass wir immer mehr Ungleichheit, immer mehr Unfreiheit und immer weniger Solidarität haben. Wie lässt sich das heilen? Offensichtlich in den Systemen und Verfassungen, die wir gewohnt sind, nicht. Das ist einfach nur eine Sonntagsrede

eines Bundespräsidenten, wenn es um die Würde des Menschen geht. Wenn es um den Alltag geht, geht es halt eher mit den Ellbogen oder mit bürokratischer Ignoranz. Wir haben für ein Land wie Deutschland viel zu viele Obdachlose. Wenn ich in Düsseldorf auf die Straße gehe, sehe ich so viel elende Gestalten, das ist ein widerliches System.

GUNNAR SOHN: Michael Roth kommt jetzt mit einer sehr gewagten These: „Ich (als „Ostgeborener“) habe die Erfahrung gemacht, dass Solidarität besonders gut in autokratischen Systemen gedeiht.“ Demgegenüber erzeuge das Primat der Freiheit offenbar eher eine Ellbogengesellschaft. Wenn man sich die autokratischen Gesellschaften von Erdoğan und Co. anschaut ist das denke ich ein Mythos.

FRANK H. WITT: Er hat Recht, wenn man reflektiert, wo man im Leben Kameradschaft erlebt hat, dann als Soldat. Der Vorgesetzte war der Feind, und man hatte Kameraden, denen man geholfen hat.

GUNNAR SOHN: Solidarität gedeiht. Und sonst? Ellbogengesellschaft? Das ist doch Quatsch, totaler Blödsinn, dass autokratische Systeme da stärker auf Solidarität setzen. Das ist doch eine Pseudo-Solidarität, aber es herrschen doch auch Eliten, vielleicht sogar viel einfacher, weil sie nicht kontrolliert werden können.

LUTZ BECKER: Und die haben sich auch das Schwarze unter den Fingernägeln nicht gegönnt.

GUNNAR SOHN: Sicher, das ist doch Blödsinn.

FRANK H. WITT: Also gut, man muss unterscheiden: Eine strukturelle Ebene würde ich eher verneinen, eine Ebene des Erlebens bejahen.

GUNNAR SOHN: Das ist also eine Art Placebo-Erlebnis. Aber was ist denn Trump in deinen Augen? Er ist für mich auch ein Autokrat. Und was macht der trickle-down? Der will, dass die Reichen reicher werden und damit aus einem Wunder heraus irgendwie Wohlstand für alle entsteht.

FRANK H. WITT: Es ging Michael Roth aber um seine Sozialisation als Ostdeutscher. Die können wir nicht ganz nachvollziehen. Wahrscheinlich, weil keiner von uns dreien Ostdeutscher ist.

GUNNAR SOHN: Aber Erdoğan als Autokrat beruht doch auch auf alten Eliten, der sich Pfründe in die eigene Tasche steckt. Oder in Nordkorea, wo das Land ausgehungert wird und nur eine kleine, schmale Elite herrscht.

FRANK H. WITT: Ja, diese menschlichen Extremsituationen...

GUNNAR SOHN: Überall, wo Checks and Balances nicht funktionieren, gedeihen meiner Meinung nach Systeme, in denen Leute sogar noch massiver ausgebeutet haben.

LUTZ BECKER: Als kleine Anekdote: Der beste Jugendfreund meines Vaters ist damals in die DDR gegangen und hat dort Karriere gemacht, in Wandlitz. Und das muss man sich ja als Gate's Community vorstellen. Das war ja wirklich eine Insel, auch nichts anderes, was jetzt mit diesen Artificial Islands angedacht wird. Ja, das war eine Insel in diesem Staat, die nach eigenen Regeln funktionierte, in der eine ganz kleine Elite, nach dem Animal Farm Prinzip herrschte.

GUNNAR SOHN: Genau. Manche Tiere sind gleich, und andere sind gleicher.

FRANK H. WITT: Dem kann man zustimmen. Das habe ich auch schon mal mit Studenten diskutiert. Man hat am Ende die Wahl zwischen zwei Dystopien: der von Orwell und der von Huxley. Und die meisten wählen die von Huxley. Das ist angenehmer mit den Drogen.

GUNNAR SOHN: Gut, aber ich habe immer noch keine befriedigende Antwort bekommen, wie man jetzt Pikettys teilweise sinnvolle Vorschläge, wie auch Arbeitnehmerrechte auszubauen, stärkere Kontrollmechanismen einzuführen, politisch durchzusetzen – in Deutschland und Europa oder generell transnational. Frank, hast du eine Rezeptur?

FRANK H. WITT: Ja, man bräuchte vermutlich eine digitale soziale Partei.

GUNNAR SOHN: (lacht) Das hatten wir doch mal mit den Piraten. Hat nicht so ganz funktioniert.

FRANK H. WITT: Die waren auch nicht ganz so sozial und haben sich dann wieder zerlegt. Da muss man doch fragen, warum es manche Parteien schaffen, sich zu stabilisieren wie die Grünen. Die Grünen waren ein unwahrscheinliches Projekt, aber offensichtlich trug da das Thema länger, auch sichtbarer oder inhaltlicher mit der ökologischen Krise. Und das hat doch auch Volkspartei-Potenzial, weil sowohl Konservative als auch Progressive ökologisch sein können. Wobei das bei der Piratenpartei eigentlich nur progressiv war. Und da konnte man nicht so viele einbinden.

LUTZ BECKER: Was mir natürlich auch ein bisschen Sorgen macht, ist, dass wir natürlich weit weg sind von dem vereinigten Europa. Wenn ich mir gerade die Stimmung in Italien anschau, macht mir das sehr viel Sorgen. Das heißt, wir sind gerade dabei, uns selber zu zerlegen. Das hat viele Gründe. Sicherlich ist unsere Politik auch nicht immer geschickt. Populisten auf einer Seite, aber auch Populisten auf der anderen Seite die sagen: Komm, Italien, haut ab. Ein bisschen euphemistisch verklausuriert. Ich finde das extrem problematisch.

FRANK H. WITT: Gehen wir nochmal zurück zu Gunnars Frage. Ich denke, dass Gunnar auf einen vernünftigen und nachhaltigen Abschluss unserer Unterhaltung hofft. Und Gunnar will ja auch auf Governance-Strukturen aus, die Piketty auch leider nur anreißt. Man muss sich auch fragen, wo denn die wirklichen Macht- und Verwaltungszentren unserer Gesellschaft sind? Man kann keine Demokratie haben ohne Unternehmen, die demokratisch sind. Das geht nicht. Aber dort gibt es undemokratische, geradezu Terror-Hierarchien, wie man das manchmal aus dem Mittelstand kennt. Dort duldet man häufig autoritäre Herrscher mit ihren psychischen Defekten, bis hin zu brutalstem Mobbing. Es wundert einen, dass sowas in einer modernen Gesellschaft möglich ist. Das sind Zeichen einer feudalen Gesellschaft, wie Piketty sagen würde. Ja, aber Mitbestimmung ist halt auch ein Projekt, über das schon seit Jahrzehnten nicht mehr diskutiert wird. Das letzte Mal in den 70er Jahren. Wenn ich mir mal in die Geschichte der Arbeitspapiere an der Bergischen Universität Wuppertal angucke, da muss man sehen, wann das letzte Mal etwas Substantielles über Mitbestimmung, Vorzüge und Nachteile fortgeschrieben wurde. Das ist auch ein Versagen der Gewerkschaften. Das ist ein Versagen der Politik. Das ist ein Gesamtversagen der Gesellschaft. Eine Degeneration.

GUNNAR SOHN: Und hilft Luhmann jetzt noch weiter?

FRANK H. WITT: Luhmann hilft natürlich insofern weiter, als dass nur mit Luhmann klar wird, dass die Gesellschaft auf Sinn angewiesen ist. Die moderne analytische Philosophie von Ludwig Wittgenstein kann da eine Anleitung sein: Die Bedeutung eines Wortes ist immer ein Verweis auf dessen, was es nicht bedeutet. Das heißt also, Rot kann man eigentlich gar nicht vernünftig definieren. Man weiß aber intuitiv, dass es nicht weiß oder schwarz ist. Ein Wort für eine Farbe macht nur Sinn, wenn man weiß, was sie nicht bezeichnet. Die Idee, dass man einfach Etiketten an Gegenstände klebt, und das Sinn ergibt, das ist falsch. Es gibt also immer den Verweis auf anderes. Und wenn die Gesellschaft nicht auf anderes verweist, auf eine Utopie, auf eine Modernisierung, auf einen Progress, dann ist sie sinnlos. Wenn es nur noch um sinnlose Rechengrößen, wie immer größeres Vermögen und so weiter geht, dann wird sie sinnlos. Das ist vielleicht der gemeinsame Punkt dieser vierfachen Krise.

GUNNAR SOHN: Verstehe ich nicht. Also meinst du, dass das Normative vielleicht noch mehr ausgefüllt werden muss? Brauchen wir mehr Utopien? Aber da komme ich mit Luhmann auch nicht weiter – mit seiner Kybernetik auf Pimpel-Niveau.

FRANK H. WITT: Wir haben das ja auch in der Philosophie. Albert Camus, der jetzt wieder sehr oft gelesen wird, wird als Philosoph des Absurden bezeichnet. Weil sowohl der „Mythos von Sisyphos“, den wir uns als einen glücklichen Menschen vorstellen müssen, als auch „Doktor Rieu“ aus seinem berühmten Roman „die Pest“ von Sinnstiftung handelt. Der eigentliche Skandal im individuellen menschlichen Leben ist ja, dass man stirbt. Und der eigentliche Skandal im Gattungsleben der Menschheit ist, dass sie irgendwann zugrunde gehen wird. Und dagegen lehnt man sich auf. Mein Lieblingsessay von Camus ist „Der Mensch in der Revolte“. Ohne diese Revolte geht es nicht, ohne diesen festen Willen, etwas zu verändern und zu verbessern. Und den sehe ich nicht. Uns sind die Schlagworte ausgegangen, da ist diese Fukuyama Depression das Ende der Geschichte. Es geht einfach nur noch darum, irgendwie weiter zu wurschteln. Systemerhalt ist der einzige Bezug unseres Handelns deswegen. Deswegen herrscht Frau Merkel auch so unerbittlich.

LUTZ BECKER: Geht es denn um System-Erhalt? Ich habe eher das Gefühl, dass es vielmehr darum geht, subversive Kommunikationsakte zu vollziehen. Es wird alles nur noch schlecht geredet. Merkel muss weg, ist so ein Beispiel. Ich bin kein Merkel-Wähler, aber das einfach auf ein so doofes Narrativ – Entschuldigung – zurückzuführen „Merkel muss weg“, das ist mir einfach zu kurz gesprungen. Ich meine, man kann sich über sie streiten. Ich finde auch nicht alles gut, was sie macht. Aber diese reduzierten Narrative sind so aus der Hüfte geschossen und einfach nur destruktiv.

GUNNAR SOHN: Gut, das war ja auch das Narrativ der Rechten, der Rechtsradikalen. Sehr stark geprägt von der Pegida-Bewegung.

FRANK H. WITT: Ja, das gibt es sicherlich von beiden Seiten. Wobei man die Kritik an Merkel von links kaum vernimmt, weil die Rechten sie quasi nach links geschoben haben. Und wenn man rechtspolitische Blogs liest, dann wird sie als Linksradikale, als inoffizieller Mitarbeiter und so weiter bezeichnet. Das ist sie ja ganz gewiss nicht.

GUNNAR SOHN: Da sind auch eine ganze Menge Renegaten bei den Rechten unterwegs.

FRANK H. WITT: Ja, genau. Mahler war ursprünglich einmal ein linker Anwalt, als Beispiel.

GUNNAR SOHN: Er war aber immer schon Nationalist.

FRANK H. WITT: Gut, auch da sehe ich auch wieder eine Schnittmenge von Luhmann und Piketty. Für beide sind Nationalstaaten keine Kategorie, die Zukunft hat. Das sind zunehmend instabile Systeme. Und das ist auch etwas, dem ich nur zustimmen kann. Wir können uns auf dem Niveau Nationalstaat nicht stabilisieren. Das ist Regression. Ich meine, wer will schon in einer Welt leben, in der eine Frau die Unterschrift des Mannes braucht, um ein Konto zu öffnen oder um arbeiten zu gehen? Das war doch in den Sechzigerjahren noch so. Das war die gute alte Adenauer-Zeit, der gewisse ältere Semester in der AfD hinterher trauern. Das ist die West-AfD. Statt progressive Träume haben die Menschen nur noch regressive Träume, weil wir auch mit der Gegenwartskomplexität nicht zu Recht

kommen, wir haben einfach nicht die Institutionen, um diese Komplexität adäquat zu bewältigen. Da teile ich den Optimismus der jungen Ingenieure und sage, Technologie kann uns sehr viel Komplexität wegnehmen, und wir könnten uns wirklich auf die ethischen Fragen im Diskurs konzentrieren. Wir können viele Sachfragen technologisch lösen. Es gibt mittlerweile evolutionäre Algorithmen, die sich selbst verbessern. Wenn wir das in Gang bekämen, würden wir eine gewisse Entscheidungsüberlastung in der Bürokratie vermeiden, in unseren Gremien, in denen wir uns jeden Tag quälen. Arbeit besteht zum großen Teil im Ausfüllen von Excel-Tabellen...

GUNNAR SOHN: Ist das wirklich so? Selbstlernende Systeme sind doch meistens regelbasierte Spiele. Doch wo in deinem täglichen Tun greifst du auf solche Systeme zurück?

FRANK H. WITT: Leider nur in der Betreuung von Doktorarbeiten. Das heißt, ich habe mir jetzt eine Doktorarbeit angesehen in der ein System, egal welches Spiel, die Regeln lernt. Das System hat mittlerweile gelernt, Business Case Studies der Harvard Business School zu lösen. Wenn eine Jury dann die Lösung beurteilt, kriegt das System bessere Noten als reale Studenten.

GUNNAR SOHN: Die waren aber auch schon immer überschaubar intelligent, diese Geschichten.

FRANK H. WITT: Ja, aber trotzdem machen sie viel Arbeit.

GUNNAR SOHN: Aber definitiv ist es so, dass das in deinem Alltag keine Rolle spielt. Insofern sind das alles nur Erzählungen.

FRANK H. WITT: Ich benutze ein intelligentes Smartphone, ich mache meine Termine.

GUNNAR SOHN: Das ist Main-Frame Technologie. Dahinter stecken Cobol und alte Systeme. Großrechner. Wir dürfen da nicht zu viel hineininterpretieren. Was für eine Rolle spielt das in deinem Alltag? Ein selbst lernendes System, das sich beispielsweise das Schachspielen beigebracht

hat und dann irgendwann besser spielen kann als ein Großmeister. So what, das ist nichts.

FRANK H. WITT: Es geht ja nicht nur um Schach, es geht auch um chinesische Sprache. Ich hoffe, dass dieses Video hier auch live in Chinesisch zu sehen war.

LUTZ BECKER: Wir haben im MediaPark unsere Büronachbarn von DeepL, die mir extrem viel Übersetzungsarbeit ersparen und mich wirklich entlasten. Vielleicht passt das Beispiel nicht so ganz, aber das Problem ist, dass wir unsere Gesellschaft in irgendeiner Weise entlasten müssen. Da sehe ich verschiedene Ansätze. Ich glaube, wir werden früher oder später von der 40-Stunden-Woche weggehen. Gunnar und ich haben ja auch immer das Homeoffice als Thema. Das Entlasten der Gesellschaft, glaube ich, würde zu einer Entspannung führen.

FRANK H. WITT: Ich fange damit in der nächsten Woche schon an. Da werde ich ein Online-Seminar am German Mongolian Institute for Technologie geben und da wird es um einen Aufsatz von John Maynard Keynes gehen. Keynes hat in seinem Aufsatz „Economic Possibilities for our Grandchildren“ in den dreißiger Jahren eine Prognose für 2030 gewagt. Er hat auch gesagt, dass wir maximal 15 Stunden in der Woche arbeiten werden müssen. Dass wir sehr viel Mühe haben werden, sinnvolle Beschäftigung zu finden, wir aber eigentlich alle in materiellem Überfluss leben werden. Die Frage an meine Studenten lautet dann: Warum ist es nicht so gekommen? Deren Aufgabe wird es sein, eine nachhaltige Zukunft für ihr Land und ihre Unternehmen zu erarbeiten, alles unter speziell mongolischen Bedingungen (Mongolei als rohstoffreiches Land mit nur zwei Millionen Einwohnern und so weiter, also gute Voraussetzungen). Und ich denke, um solche Projekte muss es auch im Bildungswesen gehen. Die Frage lautet, warum unser Leben nicht so dramatisch besser geworden ist, wie ein zugegeben dekadenter und abgehobener britischer Royal John Maynard Keynes sich das vor hundert Jahren mit der Idee sich ständig beschleunigenden technischen Fortschritts vorgestellt hat. Offensichtlich ist da aber was schiefgegangen.

GUNNAR SOHN: Zu dem, was Lutz eben angeführt hat: Das System DeepL wird trainiert. Das hat sicherlich auch selbstlernende Algorithmen. Aber

wir als User trainieren das System. Wir können in den Übersetzungen sogar Verbesserungen vorschlagen. Soll heißen: Denkt doch mal wirklich über eure eigenen Alltagsanwendungen nach und in welchen Bereichen ihr wirklich Assistenzsysteme habt. Ob nun im Bereich der Spracherkennung oder vielen anderen Beispielen ist. Und da machen wir eine echte Challenge. Wenn ihr mir solche Systeme zeigt und ich unter die Motorhaube schauen kann und da irgendetwas dabei ist, wo ich sage, WOW! Dann höre ich auf mit dem Live-Streaming.

LUTZ BECKER: Der eine Punkt ist klar, von Artificial General Intelligence sind wir noch meilenweit entfernt. Aber: Wir haben kleine Anwendungen, kleine Optimierungen. Das sind Chips auf Handys, die Spracherkennung erleichtern. Siri zum Beispiel. Ich sehe ein großes Potenzial im ganzen Bereich der Mobilität, in dem wir etwas machen können. Da, wo ich hochkomplexe Ströme habe, die ich managen kann. Das sind alle Systeme zur Mustererkennung.

GUNNAR SOHN: In der Spracherkennung geht es um die Grammatik, und ich kenne mich gut in der Spracherkennungstechnologie aus. Ich kenne die ganzen DFKI Projekte. Die Spracherkennung, die wir jetzt haben, ist immer noch so grottenschlecht. Da können wir nicht von der nächsten Generation sprechen. Aber wie gesagt, ich höre sofort auf mit dem live-streaming.

FRANK H. WITT: Das wollen wir ja gar nicht.

GUNNAR SOHN: Doch, das will ich aber dann. Aber dann demonstriert es hier. Und ich werde das System beurteilen. Da ist so viel Scharlatanerie im Spiel, so viele Behauptungen.

FRANK H. WITT: Aber wir können es ja darauf einigen, dass diese Maschinen offensichtlich etwas können, was ein Mensch nie können wird und das in einer Perfektion, die unvorstellbar ist. Ich würde nicht gegen AlphaGo-Zero antreten wollen, obwohl ich das Spiel auch in Japan gelernt habe. Aber mittlerweile gibt es einen Nachfolger. Das ist ein Alpha Zero, das jedes Spiel spielen lernen kann, einfach nur durch Zusehen. Und die Prognose des Chefs von Deep Mind ist, dass er jeden Meister in jedem

Spiel mithilfe des Zero Programms oder Zero Algorithmus schlagen kann. Da setzt er Geld drauf.

GUNNAR SOHN: Das ist beim Schachspiel genau das gleiche.

FRANK H. WITT: Ich würde auch sagen, dass ein Robo-Financial-Adviser jeden Commerzbank-Angestellten schlägt, dieser wird dir sowieso keinen guten Rat geben...

GUNNAR SOHN: ...aber Michael M. Roth schreibt: „Der Gunnar stellt jetzt die Frage zur KI, die in den 50er Jahren von IBM gestellt wurde. Es wird maximal einen Markt für fünf Computer auf der Welt geben.“ Wenn du meinst, dass meine Prognose falsch ist, Michael, dann nimm doch meine Herausforderung und stell mir KI-Systeme vor, die spielen wir durch und dann schauen wir unter die Motorhaube, und du demonstriert dann, wie gut die Systeme wirklich sind. Bislang habe ich jeden Big Data-Anbieter in dieser Frage herausgefordert und niemand war bereit, sein System wirklich vorzustellen.

FRANK H. WITT: Ich schaue mal, dass ich meinen Studenten an der Shanghai Normal University befrage, der über ein solches System, ein selbst lernendes neuronales Netzwerk promoviert. Ob er uns das mal vorführen kann. Das System ist schon beeindruckend. Das Komische ist, keiner will es kaufen. Das spricht für mich dafür, dass es sehr gut ist. Siemens-Ingenieure waren hellauf entsetzt und haben gefragt: Können sie uns erklären, wie das funktioniert? Und der Student hat darauf nur ein Wort geantwortet: No! Und damit war das für Siemens gestorben.

LUTZ BECKER: Angst vor Kontrollverlust...

FRANK H. WITT: Immerhin haben wir revoltiert und versucht, ein bisschen Sinn zu stiften.

GUNNAR SOHN: Wir gehen auf die Lektüre der 68er zurück und lesen wieder Camus „Mensch in der Revolte“.

Frank, danke, dass du dabei warst.

Wir müssen euch auf eine Welt vorbereiten, die weder ihr kennt noch die wir kennen... und ein Gespräch, das so nie stattgefunden haben wird...<sup>33</sup>

*mit Lutz Becker und Gunnar Sohn*

Der längst spür- und messbare und künftig noch verstärkt zu erwartende Wandel des Klimas stellt uns als Gesellschaften vor bislang ungeahnte Herausforderungen. Nicht nur, dass wir selbst und die Organisationen unserer Gesellschaft auf vielfältige Weise lernen müssen, mit den Folgen des Klimawandels zu leben (ausführlich: Hurrelmann et al. 2018), sondern wir müssen die Art und Weise, wie wir uns gesellschaftlich und ökonomisch organisieren an vielen Stellen ganz grundsätzlich in Frage stellen. Das transformative Potential des Klimawandels und dadurch einhergehenden Krisen, also ob und inwieweit die gesellschaftlichen und ökonomischen Spielregeln neu geschrieben werden, ist Stand heute kaum absehbar. Einen Hinweis darauf mag die Corona-Krise geben. Sie macht nämlich deutlich, wie schnell sich die kriseninduzierten Schockwellen auf unserem vernetzten Globus verbreiten können, und wie eng unsere globalen Systeme miteinander verflochten und wie prekär sie sind.

Das führt uns zur zweiten Transformationsquelle: die Digitalisierung. Im Kontext von Internet of Things über Plattformen bis hin zu Big Data und Künstlicher Intelligenz finden parallel unterschiedlichste, oft widersprüchliche Entwicklungen statt. Nicht nur, dass Vernetzungsdichte, Geschwindigkeit und die Zahl der Teilnehmer am globalen Netz weiter zunehmen, sondern das wohl wesentliche Merkmal der Digitalisierung ist die Konvergenz. Das Analoge und das Digitale wachsen zusammen und entwickeln dabei ein bislang beispielloses emergentes Potential. Es kommen Dinge zusammen, die bislang nicht zusammenkommen konnten.

---

<sup>33</sup> Eine gekürzte und redigierte Fassung dieses fiktiven Gesprächs ist zu finden in Hochmann, Lars (Hg.) (2020): *economists4future*. Verantwortung übernehmen für eine bessere Welt. Hamburg (Murmman).

Eine neue sozio-ökonomische Supraorganisation entsteht, damit einhergehend auch neue Verhältnisse von Macht. Klimawandel und Digitalisierung erhöhen so den transformativen Druck auf die Gesellschaft: Den Zwang, sich auf neue sozio-ökonomische Spielregeln einzulassen. Aber auch die Chance, Möglichkeiten zu entdecken, zu lernen und Spielregeln neu zu schreiben.

Für uns stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, wie wir junge Menschen, Studierende, die irgendwann einmal Führungsverantwortung in Wirtschaft und Gesellschaft übernehmen wollen, auf Zukünfte vorbereiten können, die weder wir, noch unserer Studierenden wirklich kennen können. Konkret: Kann man Innovation lernen? Kann man Führung lernen? Kann man Innovation wirklich managen? Wie deuten sich Transformationen an? Wie kann man systematisch das Mögliche entdecken und beurteilen?

Letzten Endes geht es um die Fähigkeit, die Verantwortung für das eigene Lernen und die eigenen Entscheidungen mit Wirkung auf eigene Zukünfte wahrnehmen zu können. An der Stelle hilft das kanonisierte Wissen unserer Wissenschaft, der Wirtschaftswissenschaft, nur bedingt weiter. Über das eigentlich wirtschaftliche hinausgehend sind Kompetenzen gefragt, mit komplexen sozio-ökonomischen Situationen umzugehen, wie die Fähigkeit zu Wechsel von Perspektiven, analytische und methodische Kompetenzen, Ambiguitätstoleranz, Kommunikationskompetenz und die Fähigkeit in (digitalen) Netzwerken zu agieren (Becker 2014).

Wie aber können solche Kompetenzen konkret über die (nicht: Aus-) Bildung künftiger Führungskräfte eingebracht werden? Mit Führungskraft ist übrigens nicht der Stereotypus des Krawattenträgers gemeint, dessen Hauptansinnen es ist, sein Revier zu markieren, sondern es geht um junge Menschen, die in der Lage sind, in unseren gesellschaftlichen Organisationen, das können Unternehmen aber auch NGOs oder Ad-hoc Organisationen sein, Verantwortung zu übernehmen und Prozesse sozialer Koordination zu begleiten. Es geht hier um Menschen, die willens und in der Lage sind, ihre kleine Welt ein wenig zum Besseren zu wenden. Dafür scheinen also weder der klassische BWL-Kanon noch die traditionellen Formen der Wissensvermittlung irgendwelche Antworten zu liefern. Statt

blind auf vorgefertigte Welterklärungen oder einfache Modellwelten zu vertrauen, geht es in einer sich ruckartig drehenden Welt doch darum, Möglichkeitsräume zu erschließen. Einer dieser Möglichkeitsräume sind das Internet und die sozialen Medienplattformen, ein anderer Möglichkeitsraum wird durch Utopien markiert, mit deren Hilfe Antworten zum Umgang mit den daraus resultierenden Herausforderungen gesucht kann. Es geht um eine Didaktik im Spiegel der Möglichkeitswissenschaften (ausführlich: Hochmann et al. 2019).

Im Jahre 2015 fand in Bonn erstmals die Konferenz Next Economy Open als stationäres Konferenzformat in einer Melange aus Barcamp und traditionellen Konferenzelementen statt. Im Jahr 2016 hat der Initiator, der Volkswirt, Blogger und Journalist Gunnar Sohn, der seinerzeit auch Lehrbeauftragter für Digitale Medien und Wirtschaftsethik an der Hochschule Fresenius war, die Konferenz erstmals als verteiltes digitales Format weiterentwickelt. Im Rahmen eines virtuellen Konferenzformates gab es mehrere digitale Konferenz-Streams sowie regionale und stationäre Konferenz-Satelliten, die erstmals 2016 unter dem Dach der #NEO16 live ins Internet übertragen ("gestreamt") wurden. Es ging und geht dem Veranstalter um Paarbildungen zwischen Netzszene und Wirtschaft, um Brücken für neue Ideen, Kombinatorik, überraschende Verbindungen und Erkenntnisse, dauerhafte und fortlaufende Gespräche sowie offenen Begegnungen. Warum sollte man das nicht auch in die akademische Lehre der Hochschule einbringen? Warum sollten die Studierenden ihre Forschungen und Analysen, ihre Konzepte und Szenarien nicht auch einer breiten Netzöffentlichkeit zur Diskussion stellen? Letztlich wurde darauf die Idee geboren, live gestreamte Workshops auch in die Lehre zu integrieren. Das Didaktische Konzept zur Erarbeitung des gemeinsamen Formates basierte vor allem auf einer Adaption der Methode "LdL – Lernen durch Lehren" des deutsch-französischen Didaktikers Jean-Pol Martin, der Flow Team Methode von Gerber und Gruber sowie ferner auf Anlehnungen an Visual Process Management. Zum einen ging es darum, künftige Möglichkeitsräume mit Hilfe utopischen Denkens zu eröffnen, zum anderen ging es darum, Möglichkeitsräume über öffentliche Diskurse im Social Web zu erschließen. Dafür sollten die Studierenden sowohl eigenverantwortlich

das Format entwickeln, als auch die Umsetzung arbeitsteilig und autonom im Lauf im Rahmen des Moduls planen und umsetzen. Didaktisches Ziel war es auch, in diesen Erfahrungen mit Leadership und Gruppendynamiken machen, das eigenen Tun zu reflektieren und Selbstwirksamkeit zu erfahren. Diese wurden dann wiederum anhand der theoretischen Impulse der Veranstaltung reflektiert.

Warum so utopisch?

Das alles hinter sich gelassen, treffen sich im Jahr 2040 Gunnar Sohn und Lutz Becker, früher Studiendekan des Masterstudiengangs Sustainable Marketing & Leadership an der Hochschule Fresenius in Köln auf der Terrasse eines der letzten Kölner Cafés. Während die Stadt wegen der sich in den Sommermonaten anstauenden Hitze praktisch unbewohnbar geworden ist, laden die wenigen sturmfreien Tage im Spätwinter zum Aufenthalt im Freien ein. Das Gespräch dreht sich um Utopien und Experimente und den damals neuen Formaten in Lehre und Forschung, die die beiden im ersten Viertel des Jahrhunderts herumgetrieben haben.

LUTZ BECKER: Gunnar, warum hast du dich damals eigentlich mit Utopien beschäftigt?

GUNNAR SOHN: Da war ja vor allem unser gemeinsames Podcast Projekt #KönigVonDeutschland. Es drehte sich um Rio Reisers Textzeile „Das alles, und noch viel mehr würd' ich machen, wenn ich König von Deutschland wär'“. Es ging sozusagen darum, die subversive oder im Sinne Rio Reisers auch anarchistische Perspektive bei unseren Gesprächen herauszulocken und darüber alternative Zukunftsentwürfe zu entdecken. Ein wenig folgten wir den Spuren von Friedrich Nietzsche, die er in seiner fröhlichen Wissenschaft zu Papier gebracht hat und die sich vom Nihilismus des großen Denkers deutlich unterscheiden: Es geht in dieser Schrift um die Freiheit des Neuanfangs. Wer vorausblickt, hat das Mögliche als solches vor sich und ist nicht in die Wirklichkeit bestimmter Erwartungen verstrickt. Es geht darum, die Freiheit im Denken zu erschließen – die Freiheit des Blicks und der Transparenz der Gedanken. Nietzsche fordert zu einem Gedankenexperiment auf. Überlegungen nach dem Muster: „Wie wäre es, wenn...?“ Die Frage provoziert ein ausdrückliches Verhalten zum eigenen Leben allein dadurch, dass sie gestellt wird. Und wer die

Frage beantwortet, ändert damit auch schon ein Stückchen die Realität. Was wir bei vielen Entscheidern in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft erlebten, war eher eine Geisteshaltung, wie wir den Status quo bewahren können.

LUTZ BECKER: Leadership bedeutete schon immer, Entscheidungen in Bezug auf unsichere Zukünfte fällen zu müssen – bestimmte Zukunftsentwürfe anzunehmen und diese gemeinsam mit anderen umsetzen zu wollen. Der so genannte Managerkapitalismus basierte dagegen auf Entscheidungswissen aus Excel-Sheets oder Buchungssätzen im ERP System. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts reduzierte man die zunehmend komplexe Realität auf wenige Key Performance Indikatoren, die man dann irgendwie in die Zukunft verlängerte. Die damaligen Systeme boten diese Möglichkeiten und deshalb nutzte man sie. Irgendwann wurde das dann zum Selbstzweck. Das war auch das, was im Mainstream der Business Schools gelehrt wurde. Und das war natürlich viel zu kurz gesprungen. Zukunft hat was mit Möglichkeiten zu tun; und um die zu extrahieren und die Bedingungen zu schaffen, sie auch nutzen zu können, bedarf es bestimmter Methoden, und dazu gehört auch die strukturierte Utopie.

GUNNAR SOHN: Den Manager-Kapitalismus nahm Joseph A. Schumpeter in seiner Bonner Zeit ja auch aufs Korn: Beispielsweise in seiner Abhandlung „The Instability of Capitalism“. Hier beschreibt er die dem Kapitalismus seiner Ansicht nach innewohnenden selbstzerstörerischen und diesen letztlich transzendierenden Kräfte, und nimmt damit eine Hauptidee seines knapp anderthalb Jahrzehnte später veröffentlichten Buches Capitalism, Socialism and Democracy (1942) vorweg. Um mit den Worten von Wilhelm Röpke, eines Architekten der Sozialen Marktwirtschaft, zu sprechen: Es leidet die Mannigfaltigkeit. Und das konnten wir ja in der einflusslosen Klimapolitik erleben.

LUTZ BECKER: Ich war ja ein Kind der Wuppertaler Schule, die Anfang der 1980er Jahre den allermeisten Ökonomen als düsterer Hort der Heterodoxie galt. Dort habe ich in der Controlling-Vorlesung bei Ekkehard Kappler diese Denkfigur kennengelernt, von einer vollendeten Zukunft rückwärts zu denken. Sein späterer Doktorand Otto Scharmer hat das dann bei der Entwicklung seiner Theory U auf die Formel gebracht: „Leading from the

future as it emerges.“ Später habe ich dann in mehreren Projekten mit Mihai Nadin, dem Gründer des anté Institute an der University of Texas in Dallas zusammengearbeitet, der in diesem Kontext gerne T. S. Eliot zitierte: „The end is, where it starts from.“ Letztlich hat dann Harald Welzer diese Idee mit seinem Buch Futur II richtig populär gemacht.

GUNNAR SOHN: Was hat das für dich in der Praxis von Lehre und Forschung bedeutet?

LUTZ BECKER: Die Welt dreht sich und manchmal – etwa 2007, als Steve Jobs zum ersten Mal das iPhone in die Luft gehalten hat – ruckartig. In nicht mal zehn Jahren ist daraus eine komplette App-Economy entstanden und die Welt wurde auf einmal mit Twitter registriert. Sexuelle Beziehungen wurden durch einen Fingerstrich angebahnt und per WhatsApp wieder beendet. Es entstanden fast schlagartig Veränderungen im Tiefengefüge unserer Gesellschaft, in den Spielregeln, nach denen sich Gesellschaft organisiert – sie haben aber auch das Tor für ökologische und soziale Krisen weit geöffnet. Und trotzdem taten große Teile der Wirtschaftswissenschaften so, als sei das alle nicht geschehen.

GUNNAR SOHN: Auch der Netzökonomie fehlte der moralische Kompass und der ethische Überbau. Uns wurden damals irreführende Narrative untergejubelt. Etwa die Story vom anarchischen Silicon Valley, die in Wahrheit nur ein lauwarmes Hipster-Gerede zur Rechtfertigung von unentgeltlich geleisteter Arbeit war. Das Aufbegehren gegen das kapitalistische Establishment mit einer frechen Hacker-Kultur war ein gigantisches Täuschungsmanöver. Dieses eigentümliche Hybrid aus freiwilliger unbezahlter Arbeit, hierarchischer Kontrolle und Kennzahlen-Orientierung in den Silicon Valley-Konzernen sowie kapitalistischer Aneignung wurde in der Ära der Netzökonomie so vorherrschend, dass manche darin eine neuartige Wirtschaftsordnung sahen. Als Ergebnis bekamen wir repressive Toleranz, wie es Herbert Marcuse formulierte. Repräsentiert von Vulgär-Kapitalisten wie Donald Trump. Aber es gab auch positive Strömungen.

LUTZ BECKER: Evolution ist immer und überall, hat Niklas Luhmann einmal gesagt. Erfahrungswissen, Best Practices und modellhafte Handlungsempfehlungen stießen in den 2010er Jahren und dann endgültig in

der Krise 2020 an ihre Grenzen. Deshalb war es so wichtig, den jungen Menschen eine Interpretationskompetenz bezüglich spezifischer und möglicher anderer Umwelten zu vermitteln. Dazu gehörten die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel, Reflexionskompetenz und Ambiguitätstoleranz. Die immer wieder zu stellende Frage, ob nicht alles ganz anders sein kann. Meinen Studierenden sagte ich immer: „Wir müssen euch auf eine Welt vorbereiten, die weder ihr kennt, noch die wir kennen.“ Deshalb fand ich es wichtig, dass sich diese jungen Menschen, die alle irgendwann einmal eine tragende Rolle in Wirtschaft und Gesellschaft übernehmen wollten, systematisch mit alternativen Zukünften auseinandersetzten und ihre ganz eigenen Entwürfe zeichnen konnten. Aus Sicht einer evolutiv gedachten Wirtschafts- und Sozialwissenschaft waren das vor allem die intellektuellen Auseinandersetzungen mit verschiedenen Treibern und alternativen Bedingungen des Wandels – mit Darwin’s Algorithmus, Trajektorien und Kontingenz. Daraus entwickelten sich dann viele weiterführende Fragen: Welche grundsätzlichen Handlungsmöglichkeiten habe ich? Wie erkenne ich frühzeitig Sackgassen? Welche alternativen strategischen Optionen stehen mir zur Verfügung? Wie kann ich die Strategien umsetzen? Und vor allem mussten wir immer auch die normativen Fragen beleuchten, zum Beispiel: Was sind die richtigen Zwecke? Welche Verantwortung haben wirtschaftliche Akteure und wie können wir als wirtschaftende Akteure das gute Leben der Vielen ermöglichen können? Stehen diese Fragen einmal im Raum, kann man daraus sowohl explorative Forschungsansätze als auch spannende Lernumgebungen entwickeln.

GUNNAR SOHN: In meiner Hochschulzeit hatte ich die Idee einer digitalen Thomasius-Akademie für Wissenschaft und Geselligkeit. Das war nur ein kleines Projekt. Aber für mich waren das die wichtigen Erfahrungen. Warum gerade Thomasius? Weil Christian Thomasius Ende des 17. Jahrhunderts die Universität als politisches Experiment vorantrieb und nicht als Effizienz-Anstalt für die Sammlung von Schleimpunkten. Sein politisches Universitätskonzept beruhte auf Weltläufigkeit, Klugheit und Erfahrungsnähe, es sollte die Urteils- und Kritikfähigkeit der Studierenden fördern und Barrieren für den Zugang zu brauchbarem Wissen aus dem Weg räu-

men. Überlieferungen und Traditionen schob er beiseite und empfahl seinen Studenten ein entspanntes Verhältnis gegenüber Wandel und Neuerung. Der Einzelne sollte durch die Bemächtigung von praxeologischem Wissen unhintergebar werden. In seiner Klugheitslehre wollte Thomasius den Wissensempfänger direkt zum Wissensvermittler machen, denn die Wissensproduktion findet mit dem Verlassen des universitären Bereichs vor allem in der täglichen Konversation statt.

Warum BWL und VWL nicht mithalten konnten, aber mussten.

LUTZ BECKER: Betriebswirtschaftliche Lehrbücher waren damals vollgestopft mit plumpen monokausalen Erklärungsmodellen oder Fallstudien, die dem geneigten Leser suggerieren, dass es sowas wie „richtiges“ Management geben könnte. Die suggerieren, dass sich alle Probleme nach dem Plan-Do-Check Akt Paradigma lösen lassen, und das organisatorischer Wandel in vier Stufen stattfindet. Wie bei den volkswirtschaftlichen Gleichgewichtsmodellen vermittelte man das Prinzip: „Taken for granted“. Kaum etwas davon wurde wirklich hinterfragt. Wo würden wir heute aber stehen, wenn Steve Jobs die Tasten seines Nokia Handys einfach toll gefunden und der Geruch von Auspuffgasen bei Elon Musk erotische Verzückungen ausgelöst hätte?

GUNNAR SOHN: Da dominierten Standardmodelle – auch wenn das dann manchmal Neuro-Ökonomie oder Verhaltensökonomie genannt wurde. Aber was die Ökonomie eben nicht leistete in einer Zeit des massiven Umbruchs, war Orientierung. Mainstream-Ökonomen wirkten leider nicht als öffentliche Intellektuelle. Sie versagten als Orientierungskompass und verkrochen sich hinter Immunisierungsstrategien, um sich einer wissenschaftstheoretisch sauberen Überprüfung zu entziehen. Was fehlte, war eine Ökonomik, die spannende Fragen stellte.

LUTZ BECKER: Gefährlich fand ich, dass die meisten Lehrbücher das Denken der jungen Menschen normierten. Sie lenkten es in eine bestimmte Richtung und blendeten Alternativen aus. Ich habe mal einen kurzen Text über Tycho Brahe geschrieben. Er hat anhand scheinbar völlig plausibler Daten das heliozentristische Weltbild belegt und damit gegen Kopernikus argumentiert. Das ist das beste Beispiel, wie die ökonomische Lehre oft funktioniert: Ich habe eine tolle Theorie und tolle Modelle und die Daten

passen perfekt, aber trotzdem ist alles schlicht Unsinn. Und trotzdem konnte man für so etwas noch einen Nobelpreis für Wirtschaft bekommen.

GUNNAR SOHN: Scheingefechte erschwerten ja auch die nötige Energie- und Verkehrswende. 67 Prozent der Berufspendler fuhren damals mit dem Auto zur Arbeit, versauerten im Stau, belasteten die Umwelt und ärgerten sich über den Verlust an Lebensqualität. Der durchschnittliche Belegungsgrad im Berufsverkehr lag nach Analysen des Umweltbundesamtes bei rund 1,2 Personen pro PKW und war damit der niedrigste aller Fahrtzwecke. Rund zehn Millionen waren täglich länger als eine Stunde unterwegs. Über sechs Millionen fuhren mehr als 25 Kilometer zu ihrem Arbeitsplatz. Wir hätten viel schneller die Arbeit zu den Mitarbeitern bringen sollen, wie beim Ausbruch der Corona-Krise. Also ein Lob der Immobilität. Jeder nicht gefahrene Kilometer entlastet den Verkehr, senkt die Emission von klimarelevanten Treibhausgasen um 141 Gramm pro Personenkilometer und macht Menschen stressfreier. Ich selbst hatte bereits 2019 mein Auto abgeschafft und kaufte mir auch kein eAuto, welches nun mal im gleichen Stau wie die Verbrenner stehen würde. Im Schnitt legten wir in Deutschland 16 Kilometer zum Arbeitsplatz zurück. 20 bis 32 Kilometer pro Tag können wir auch mit dem eBike bewältigen – ohne ins Schwitzen zu kommen. Wenn wir von eMobilität reden, hätten wir stärker auf Fahrräder schauen müssen und nicht auf Autos.

LUTZ BECKER: Die gesellschaftlichen Akteure mussten lernen, sich und ihr Wissen selbst zu organisieren, bevor sie selbst von außen und abseits der bewährten demokratischen Strukturen organisiert wurden. Einfache Lösungen gab es natürlich nicht – dafür waren die Welt und ihre Probleme viel zu komplex – vor allem für die klassisch methodengläubige Ökonomie. Wir brauchten in den Wirtschaftswissenschaften neue Heterodoxien, aber auch Methoden aus der Softwareentwicklung, wie Data-Analytics oder Agent-based Modelling. Vor allem ging es darum, dass wir das Wirtschaften wieder als soziale und kulturelle Veranstaltung sehen konnten. Wirtschaftliches Handeln ist immer sozio-kulturelles Handeln und eben auch nur aus dieser Perspektive verständlich. Dies galt insbesondere, da uns Musteränderungen und Transformationen interessieren.

GUNNAR SOHN: Management-Zeitschriften und die Wirtschaftsforschung rückten gerne den ökonomischen Imperativ in den Mittelpunkt: CSR nur als Mittel zum Ökonomischen. Es muss sich rechnen. Unternehmen publizierten schön formulierte Pressemitteilungen, CSR-Reports oder Codes of Conduct und errichteten damit eine Imagefassade, während die eigentlichen Geschäftsprozesse unangetastet blieben. Ich hielt das für dürftig und naiv und wir erlebten immer häufiger ein Versagen des Staates bei der Durchsetzung von Normen und Pflichten für das Allgemeinwohl. In diesem Demokratiemodell sind Unternehmen dann Gegenstand demokratischer Mitentscheidung und Kontrolle. Dann kann man sich nicht mehr mit netten PR-Sprüchen, CSR-Hochglanzbroschüren und semantischen Nebelkerzen über Wasser halten.

Warum die Wirtschaftswissenschaft auf die Straße musste...

LUTZ BECKER: Die konkreten Lösungen mussten, wie es frühere Generationen im 19. Jahrhundert schon einmal vorexerziert hatten, experimentell gefunden werden. Vor allem Mitte des 19. Jahrhundert experimentierte man mit Lesevereinen, aus denen später die Volkshochschulen entstanden, mit genossenschaftlichen Organisationsformen, aus denen sich nicht nur die Volks- und Raiffeisenbanken entwickelten. Gerade die genossenschaftlichen Organisationsformen nahmen im 21. Jahrhundert nach einem langen genossenschaftlichen Winter, mit der Energiewende wieder vorsichtig Fahrt auf. Die Welt brauchte in der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts Reallabore, Experimente in freier Wildbahn, in der heterogene gesellschaftliche Akteure Antworten auf die unsagbar großen und unendlich komplexen gesellschaftlichen Herausforderungen, wie den anthropogenen Klimawandel, die Mobilitätskrise oder auch die heraufziehende Gefahr von „Technological Unemployment“ suchen und Lösungsalternativen testen konnten. Das hatte auch Folgen für die wissenschaftliche Methodik. Deduktives Denken, also von der „Theorie zur Praxis“ verlor gegenüber dem induktiven und heuristischen Denken, von der „Praxis zur Theorie“ an Gewicht. Da half natürlich auch, dass wir immer mehr und bessere Daten hatten, evidenzbasierte Verfahren wurden immer bedeutsamer. Leider wurden die bei den vielen politischen Entscheidungen, vor allem auf kommunaler Ebene, schlicht ausgeblendet. Im Gegenteil, es wurde populistisch gegen alle messbaren Fakten argumentiert.

GUNNAR SOHN: Reallabore sind ein gutes Stichwort. Ich hatte mich ja kräftig eingemischt und vor der Wohlfühl-Rhetorik der New Work-Schamanen gewarnt: Meine Recherchen drehten sich um Cliques, Klüngel, Karrieren, Seilschaften und machtvolle Netzwerke mit Hinterzimmer-Mauscheleien. Also Fakten und keine Coaching-Weisheiten über die Realitäten in Unternehmen.

Es ging ja um Menschen, nicht um Maschinen. Es ging um Checks-and-Balance-Maßnahmen, die den Machtmissbrauch von pathologisch gepolten Führungskräften eindämmen. Alleinherrscher erhöhten die Wahrscheinlichkeit von Fehlentscheidungen. In Anlehnung an den Philosophen Karl Popper könnte man auch sagen: Es kommt darauf an, Institutionen so zu organisieren, dass es schlechten oder inkompetenten Herrschern unmöglich ist, allzu großen Schaden anzurichten. Das gilt für Demokratien, für Unternehmen und für sonstige Organisationen. Dein ehemaliger Kollege Michael Zerr kritisiert in nachdrücklicher Weise die traditionellen Manager-Kaderschmieden. „Reinschaufeln, auskotzen, vergessen.“ Die Wirtschaftswissenschaft funktionierte wie ein Jahrmärktsverkäufer. Wir brauchen etwas Neues: Keine Powerpoint-Weisheiten, die den Studierenden an den Hochschulen zum Auswendiglernen in die Ohren geegigt werden.

LUTZ BECKER: Gerade die Fachhochschule bediente unterschiedliche Öffentlichkeiten: Die Studierenden, die Wirtschaft, die Gesellschaft und natürlich auch die Wissenschaft. Applied Economics muss immer einen Spagat zwischen Wissenschaft und Praxis schaffen, ohne aber die Wissenschaft als ihr eigentliches Standbein zu entlasten. Wesentlich war die Übersetzungsleistung zwischen den Systemen, die wir erbringen mussten und wirklich spannend wurde es immer dann, wenn wir so die erwähnte Nichtidentität von Praxis aufdecken können. Dabei ging es vor allem darum, unseren Studierenden Kompetenz- statt Wissensorientierung, die Fähigkeit zum Wechsel der Perspektiven, um Reflexion des eigenen Denkens und Handelns, um Ambiguitätstoleranz, zu vermitteln – und dass es absolute Wahrheiten nicht gegeben kann, vor allem nicht in eigensinnigen sozio-ökonomischen Systemen. Dann waren wir natürlich schnell bei normativen und bei Sinnfragen. Damals habe ich auch den französisch-deutschen Didaktiker Jean-Pol Martin, zuerst über Facebook, später auch

persönlich, kennengelernt. Zwei seiner Konzepte haben mich besonders beeinflusst. Zum einen „LdL – Lernen durch Lehren“, zum anderen seine Idee „Weltverbesserungskompetenz“ als Lernziel (Martin 2002; Becker 2018).

GUNNAR SOHN: Die Next Economy Open virtuelle und dezentrale Konferenz zu Wirtschaft und digitaler Transformation war damals ein echter Trendsetter. Weit vor der Corona-Krise ging es um offene und anschlussfähige Formate nicht nur für die Wissenschaftskommunikation. Im Digitalen gibt es keine Abgeschlossenheit und keine Unveränderlichkeit. Wir stehen in einer andauernden Konversation. Texte, Videos und Audios werden im Netz dokumentiert, sie werden verbreitet und weitergenutzt, sie regen zum Dialog an und wir können sie überarbeiten, fortschreiben und diskutieren. Das virtuelle Konzept der NEOx machte die Kultur der Beteiligung noch direkter, noch sichtbarer, noch echtzeitiger. Ob sich aus dem eigenen Tun im Netz bedeutungsschwere Diskurse, bahnbrechende Erkenntnisse, Zuspruch oder Ablehnung ergeben: Entscheidend ist die reine Möglichkeit der Teilnahme, die es vor dem Social Web so nicht gab. Im Netz etablieren sich virtuelle Zufallsgemeinschaften mit begrenzter Dauer als informeller Versammlungstyp ohne feste Strukturen. Man kann es sogar mit der Salonkultur des 18. und 19. Jahrhunderts vergleichen – nur nicht elitär, sondern egalitär. Jeder konnte mitmachen. Und ein ganz wichtiger Punkt klingt recht profan, doch dahinter steckt viel mehr: Die Kommunikation für Abwesende. Ich spräche zu einem zukünftigen Publikum in die Zeit hinein. Das sei das Phantastische und Exzentrische, sagte der Schriftsteller Thomas Mann zu seiner ersten Tonfilm-Aufnahme am 22. Januar 1929. Es geht um die Anwesenheit der Abwesenden oder um die Kommunikation für Abwesende.

LUTZ BECKER: Nur wer an seine Grenzen stößt, kann seinen Horizont erweitern. Für die Studierenden war unser Experiment manchmal wirklich hart. Ein neues Thema, ein neues Format, Zeitdruck, ein quasi-globales Publikum und ein Medium, das auch eben die Dinge festhält, die man eigentlich nicht so gerne festgehalten wissen möchte. Manchmal hatte ich ein schlechtes Gewissen, die Studierenden so ins kalte Wasser zu werfen. Aber sie sind daran unglaublich gewachsen.

GUNNAR SOHN: Das Experiment war jedenfalls geglückt. Und auch wenn es vielleicht am Ende nicht ganz die größte Konferenz der politischen Bildung aller Zeiten war, so war es doch vielleicht die erste, die komplett ohne Konferenzsäle, Bahnfahrten, Flüge und Hotelbuchungen auskam und trotzdem in Panels, Hintergrundgesprächen, Diskussionsrunden und Vorträgen ein Thema mit Tiefgang für ein interessiertes Publikum aufbereitet hat. Welche Variante auch immer favorisiert wird, mit Livestreaming erweiterte man den Werkzeugkoffer der Kommunikation und wir zählten zu den Pionieren.

LUTZ BECKER: Wenn wir über Weltverbesserungskompetenz reden, müssen wir auch über Strategie und Praktiken, vor allem aber auch über Partizipationskompetenz, die Fähigkeit mitzuwirken und mitzugestalten sprechen. Organisierte Interaktion, vertrauensvoller Austausch und Reziprozität sind, um mit Niklas Luhmann zu sprechen der Kit, der die Gesellschaft zusammenhält. Das sind die grundlegenden Funktionsbedingungen – der Sprit der die menschliche Evolution angetrieben hat. Es geht darum, Kommunikationen zum Fließen zu bringen. Damit sind wir nochmal bei 2007: Das Internet und die sozialen Medien auf den iPhone haben ganz neue Dimensionen der Gestaltbarkeit – im Guten, wie im Schlechten – eröffnet. Deswegen kann man das Lernziel Weltverbesserungskompetenz nicht von der Medienkompetenz abkoppeln.

# Aus der Geschichte lernen

*mit Torsten Kathke*

Wir leben in einer Zeit der schlechten Nachrichten. Journalisten selbst wissen, dass sie mit positiven Geschichten kaum mehr punkten können. Man fragt sich unweigerlich, in welcher Welt wir gelandet sind. Dagegen hält der Historiker Torsten Kathke, der die Schwarzmalerei auch in solchen Zeiten ablehnt, vielleicht oder gerade, weil er so manch historische Krise schon dokumentiert hat. Und so liefert er für heutige Schocks und jene, die in der Zukunft liegen, das Rezept, diese zu bewältigen. „Macht Euch Gedanken über die Zukunft, nehmt das Ganze in die Hand, dann kann man das ins Positive wenden“, lautet die Devise des Historikers. Mit dem Optimismus ist es allerdings so eine Sache... Wenn alles schlecht ist, wie bleibt man da am besten positiv und tatkräftig? Pessimismus ist heute wichtiger denn je, so Kathke. Denn Pessimismus treibt an und stößt zu Veränderungen an. Doch Torsten Kathke hat auch Hoffnung, dass sich der Optimismus immer wieder durchboxt.

Der in Ulm aufgewachsene Historiker Torsten Kathke wirkt am Obama Institute for Transnational American Studies der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz. Zuvor war er Postdoctoral Fellow am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln und Postdoctoral Fellow in Nordamerikanischer Geschichte am Deutschen Historischen Institut in Washington, D.C. Er promovierte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Kathke lehrte unter anderem an der York University in Toronto, der Università Ca' Foscari in Venedig und der Uniwersytet Jagielloński in Krakau.

Er spricht über die politische Lage, Strömungen, Potenziale und die Gefahren, denen wir uns heute stellen müssen. Dabei ist dem Historiker immer auch der Blick in die Vergangenheit wichtig, um die Gegenwart zu erklären und im besten Fall auch Vorhersagen über kommende Ereignisse zu machen. Kathke beschäftigt sich intensiv mit Utopien aus den 1970er Jahren, beispielsweise dem Club of Rome oder John Naisbitt. Literatur, die

heute wichtiger denn je ist, weiß der Historiker. Denn so genannte Gegenwartsdiagnosen dienen vor allem dazu, den Entstehungskontext zu liefern, welche Notwendigkeiten es braucht, damit gesellschaftliche oder technische Entwicklungen relevant werden.

Existenzängste, Umweltproblematiken, zudem die Angst vor einem Atomkrieg prägten das Denken der 1970er Jahre. Zudem führte der gesellschaftliche Wandel dazu, dass die Familienstrukturen sich veränderten und Bewegungen sich bildeten, die auf die Straße gingen und für ihre Rechte kämpften.

Ein Schlüssel zur Veränderung liegt für den Historiker also in der Dystopie. Erinnerung man sich noch an die Einführung des Katalysators, dessen Einführung auf Basis dystopischer Szenarien beschlossen wurde und doch zu einer positiven Entwicklung geführt habe. Auch Kathke hat schon die ein oder andere dystopische Prognose gewagt mit der Hoffnung, die Menschen zum Handeln zu bewegen. Kathke ist es wichtig, dass diese negativen Diagnosen oftmals auch positive Dinge innehaben.

Doch wie sieht ein Historiker, der sich mit vergangenen Zukunftsvisionen und Dystopien beschäftigt, eigentlich die gegenwärtige Zukunft? Für Torsten Kathke wird für die Zukunft die Aktivierung und das politische Sein wieder wichtiger. Genau dies lässt sich aktuell in Zügen wie dem Populismus, der Filterblase und dem Aufkeimen der AfD schon beobachten. Dem gegenüber stehen wieder stärker jene Grassroots-Bewegungen aus den Vereinigten Staaten, in denen die Leute wieder stärker aktiv für Veränderungen in der Bevölkerung plädieren. Eine Zukunft, in der sich nicht rausgehalten wird, genau das wünscht sich der Historiker.

Für Torsten Kathke sind Utopien auch in der Gegenwart essentiell. So seien Utopien etwas, was unsere Gesellschaft braucht, um mögliche Extreme auszutasten. Utopien spannen damit das Diskursfeld und machen die Auseinandersetzung mit solch einer Vorstellung erst möglich. Für Kathke sei dies sogar gesund, solange dies nicht in extreme Richtungen abdrifte, so der Historiker.

GUNNAR SOHN: Es ist wieder soweit. Eine neue Folge vom Utopie-Podcast #KönigVonDeutschland steht an. Wie ihr wisst, behandeln wir das in drei Fragenkomplexen: (1) Was bewegt dich? (2) Welche Zukunft siehst du? (3) Was würdest du machen, wenn du König von Deutschland wärst? Allerdings im anarchischen Sinne, nicht im eigentlichen Sinne, im Sinne von Rio Reiser. Mit dabei ist mein Co-Moderator Lutz Becker. Und unser Gast heute ist, Lutz?

LUTZ BECKER: Torsten Kathke. Wie kommen wir an Torsten Kathke? Er hat Ende 2017 einen Vortrag über Utopien gehalten und das passt natürlich wunderbar zu unserem Projekt König von Deutschland.

GUNNAR SOHN: Genau, Torsten: Was bewegt dich?

TORSTEN KATHKE: Was bewegt mich? Als Historiker bewegt mich momentan natürlich die derzeitige politische Lage. Was sind die Strömungen, die uns dahin geführt haben und was sind die Potenziale, die daraus entstehen können? Aber auch die Gefahren, die natürlich ganz klar darin stecken. Und mich bewegt das immer vor dem Hintergrund der historischen Analogie im weitesten Sinne. Wie können wir uns das erklären? Waren ähnliche Konstellationen schon einmal so da? Und wenn ja, was passiert als Nächstes? Das ist das, was mich persönlich hauptsächlich bewegt. Wissenschaftlich bewegt mich die Vergangenheit, wie eigentlich alle von uns: Was aus dieser Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft erwachsen wird.

LUTZ BECKER: Und du hattest dich auch intensiv mit den Utopien, vor allem der 1970er Jahre, befasst. Also den Bericht an den Club of Rome zum Beispiel und Naisbitt. Ich habe hier gerade den Daniel Bell vor mir liegen, den du erwähnt hattest. Vielleicht kannst du noch einmal zusammenfassen, inwieweit diese Literatur heute für uns relevant ist und was wir daraus lernen können.

TORSTEN KATHKE: Zum einen ist das Wichtige, was man an diesen Utopien, an diesen Gegenwartsdiagnosen – das ist ja eigentlich der Kern, von dem was ich da betrachte – sehen kann, ihren Entstehungskontext. Also wieso werden die in einer bestimmten Zeit plötzlich so wahnsinnig wich-

tig und wirkmächtig? Und zum anderen natürlich ihre Inhalte. Der Entstehungskontext ist in dem Sinne interessant, dass es da gewisse Notwendigkeiten brauchte, gewisse technische und gesellschaftliche Notwendigkeiten, in die diese Bücher vorstoßen konnten. Also ohne bestimmte Voraussetzungen hat man dann auch keine Möglichkeit damit Erfolg zu haben. Das ist zum einen eben die technische Möglichkeit, relativ günstig Bücher zu produzieren... Und das Ganze trifft auf ein politisches Klima, in dem es aufgenommen werden kann, das sich für die Zukunft der Welt interessiert. Eben auch für das, das in der deutschen Zeitgeschichte inzwischen fast notwendigerweise als „die Zeit nach dem Boom“ bezeichnet wird. In der die Dinge nicht mehr unbedingt eine Fortschrittserzählung weiterschreiben, in der man denken konnte, „es wird immer alles besser“, sondern sich jetzt bekehrt zeigt. Das ist so der Grundkontext, in den sie reinfallen. Wovor haben sie konkrete Angst? Also was sind Bestandsaufnahmen und was sind die Zukunftsprognosen und Zukunftsängste? Und die Bestandsaufnahmen fallen so ganz groß in fast etwas Katastrophales: das Ende der Welt, Ende der Gesellschaft, wie wir sie kennen, die Umweltproblematiken. Und es schwingt noch aus den sechziger Jahren diese Angst vor dem Atomkrieg mit.

Das ändert sich ein bisschen in dieser D tente-Zeit, in dieser Entspannungszeit, kommt aber dann durchaus wieder an im Umweltkontext. Dann haben wir so etwas wie Robert Jungk und den Atomstaat, der sowohl dann diese Ängste vor Atomkraft und vor dieser Problematik, als auch die Ängste vor dem vergangenen Nazi-Regime damit wieder zusammenbringt. Also der Atomstaat ist ein ganz klarer Bezug auf Eugen Kogons SS-Staat – das sind Dinge, die da reinspielen. Das andere große komplexe Themenfeld ist Gesellschaft im Großen und Ganzen. Es tut sich sehr viel im Hinblick auf den gesellschaftlichen Wandel im Sinne von Familienstrukturen, die anders werden. Einfach im Sinne von Möglichkeiten, die so vorher nicht da waren. Das alles aus den 1960ern, was da dann aufbrodelt, und was sich dann auch in den neuen sozialen Bewegungen wiederfindet. Und da gibt es eine gewisse konservative Kulturkritik, die in einem bestimmten Strang steht, die einfach jetzt Angst hat vor: „Oh da tut sich sehr viel und wir, die wir hier als große schreibende Intellektuelle dastehen und die Gegenwart diagnostizieren und zumindest die Illusion haben,

wir stehen objektiv darüber. Wir müssen jetzt versuchen zu erklären, was da passiert und müssen versuchen, zu sagen was man jetzt tun soll.“

GUNNAR SOHN: Mal unabhängig von der Prognosequalität von unterschiedlichen Szenarien, die in den fünfziger und sechziger Jahren und in den siebziger und achtziger Jahren entwickelt wurden: Diese vier Jahrzehnte sind ganz interessant, weil man da die beiden Extreme gut analysieren kann. Auf der einen Seite gibt es eher den Technikoptimismus, den naiven Fortschrittsglauben, wenn man es so bezeichnen kann, und dann nachher in den siebziger und achtziger Jahren eher dystopische Szenarien. Nach deinem Dafürhalten, was ist denn wirkmächtiger – der Pessimist oder der Optimist?

TORSTEN KATHKE: Wirkmächtiger? Da fragt man sich, wie man das definiert. In meiner Hoffnung ist der Optimist auf lange Sicht wirkmächtiger. Im Englischen würde man sagen es ist ein undercurrent da, das sich konstant durchzieht, dass der Optimismus dann doch immer wieder da ist. Das ist sowas, was Robert Jungk dann auch mit seiner ja Quasi-Autobiographie als „Trotzdem“ bezeichnet – also alles ist schlecht, aber wir bleiben trotzdem Optimisten. Für das Kleinteilige und für das Jetzt ist oft der Pessimist wirkmächtiger, denke ich. Also der Pessimismus ist das, was antreibt und was auch zur Veränderung in vielen Fällen antreibt. Diese Prognosen – wenn man sich da zum Beispiel den Club of Rome anschaut oder auch Herbert Gruhl – sind wie Alarmglocken. Man will auch auf gewisse Weise übertreiben, um Veränderungen bewerkstelligen zu können. Für die Gesellschaft im Moment, denke ich, ist der Pessimist immer irgendwie wirkmächtiger und meine hehre Hoffnung ist, dass der Optimismus sich dann doch irgendwie dann immer wieder durchboxt. De facto zieht Pessimismus eigentlich immer besser.

GUNNAR SOHN: Wenn man von einer Nachrichtenwert-Theorie ausgeht, überrascht das ja nicht wirklich, wenn man sich anschaut, was medial dann wirksam wird. Ich war bei einer Diskussionsrunde beim Deutschen Journalistenverband, bei der sich dann ein WDR-Kollege, ein Wirtschaftsjournalist, beschwert hat, dass er seine positiven Themen in seiner Redaktion nicht durchbringen kann: Wenn es dann beispielsweise um Start-up Unternehmen geht, um neue Projekte, um Digitalisierungsthemen.

Dann sagt er, „Wenn ich dann mit irgendeiner Überwachungsgeschichte komme, dann bin ich natürlich sofort drin.“ Also gibt es eindeutig eine Schwierigkeit, mit positiv-konnotierten Geschichten auch wahrgenommen zu werden.

TORSTEN KATHKE: Das dürfte durchaus die Problematik sein. Wenn man sich Personen anschaut, wie in den USA Alvin und Heidi Toffler, die diese großen Bücher wie Future Shock veröffentlicht haben; das ist so ein Buch, das denke ich versucht, beides zu kombinieren. Wir haben einen Schock und hier ist das Rezept. Macht euch über die Zukunft Gedanken, nehmt das Ganze in die Hand, dann kann man das ins Positive wenden. Sowa ist dann an so einem Knackpunkt. Das kann dann durchaus ziehen. Und das hat sehr gut gezogen im Vergleich auch zu anderen, rein pessimistischen Diagnosen.

LUTZ BECKER: Wenn ich den Club of Rome sehe, glaube ich, dass die Dystopie da natürlich auch Methode ist – also im Sinne einer Self-Defeating Prophecy – einer selbstzerstörenden Prophezeiung. Also, dass man da auch sicherlich das Bild überzeichnet hat. Aber wenn man sich die Geschichte mal anschaut, sind ja viele Gegenmaßnahmen getroffen worden. Das haben wir ja oft im politischen Raum, wie zum Beispiel den Katalysator, der eingeführt worden ist. Wo eben eine relativ wirkmächtige Politik auf Basis dieser dystopischen Szenarien dann letztlich auch zu einer positiven Entwicklung geführt hat.

TORSTEN KATHKE: Ja, das würde ich genauso sehen. Das sind auch Dinge, die einen da immer wieder anspringen und die natürlich das Problem der Prognose noch mal deutlicher machen. Wenn ich eine Prognose abgebe, dann mache ich das ja nicht wertfrei. Es ist ja kein Naïve Forecasting, indem ich einfach Sachen fortschreibe und alle anderen Faktoren gleichbleiben, sondern man hat ja auch immer eine gewisse Agenda und in dem Sinn ist das relativ klar. Also wenn ich die aufreibende, wenn ich die schockierende Dystopie an die Wand male, dann hoffe ich natürlich auch die Leute zum Handeln zu bewegen und das merkt man ganz klar, dass das Teil dieser ganzen Literatur ist und dass es Teil dieser ganzen Gegenwartsdiagnostik ist.

GUNNAR SOHN: Da ist natürlich der Crash Prophet auch in der Komfortzone. Wenn halt ein Crash nicht eintritt oder eine Krise nicht eintritt, dann waren es halt die Warnungen, die dazu geführt haben, dass sie nicht eingetreten sind. Wenn dann doch die Krise eintritt, dann ist der Prognostiker oder Crash Prophet noch bestätigt. Insofern kann er natürlich dialektisch in beiden Fällen sagen, dass er dafür verantwortlich ist. Manchmal ist es schwierig da Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten.

TORSTEN KATHKE: Ja, durchaus sehr.

LUTZ BECKER: Wir haben ja jetzt sozusagen zwei Aspekte der Utopie herausgearbeitet: Auf der einen Seite das Spiegelbild, das war ja schon bei Thomas Morus so, der auch der englischen Gesellschaft ihr Spiegelbild vorgehalten hat. Dann eben diese dystopische Funktion – wir laufen da in die falsche Richtung und wir müssen etwas tun, sonst fliegt uns das ganze um die Ohren. Gibt es denn so eine aktivierende Funktion auch im Positiven? Wo man sagt, „Okay jetzt versuchen die Leute das gute Leben zu erreichen, versuchen ein positives Weltbild zu erreichen“. Gibt es das auch nachvollziehbar?

TORSTEN KATHKE: Wenn man das in diesen Diagnosen betrachtet, dann findet man das schwer. Weil das natürlich eine Sache ist, die immer eine gewisse Negativität hat, um etwas zu bewirken. Da findet man relativ wenig davon, würde ich in dem Sinne sagen. Natürlich gibt es auf der anderen Seite auch in diesen negativen Diagnosen doch durchaus oft positive Dinge, die man machen kann. Ich nehme jetzt wieder einmal Herbert Gruhl, weil er so wahnsinnig schön kassandramäßig daran geht. Da steckt dann positiv drin: „Was können wir denn machen? Wie können wir denn recyceln?“ Da steht dann eine Liste drin, wie wir uns dahin bewegen können. Insofern ist das eingebaut in den negativen Diagnosen, die aber, glaube ich, in den meisten Fällen wirklich das Negative in den Vordergrund stellen, um überhaupt gehört zu werden. Und da findet man aber auch wieder das Positive – das würde ich auch in den Toffler-Büchern so sehen. Natürlich ist auch alles auf keine Weise unideologisch. Jeder hat dann natürlich seine Ideologie da drin. Bei den Tofflers – die vom Glauben

abgefallenen Marxisten, die sich jetzt in Richtung Neoliberalismus bewegen – das ist alles immer sehr unterfüttert, aber durchaus positiv: Was kann man machen? Macht etwas!

GUNNAR SOHN: Wie wohl die Rezepturen der Pessimisten auch nicht immer so ganz umsetzbar sind. Wenn man sich das politische Gesellschaftsmodell von Gruhl anschaut, meine ich, er sah eher zentralistische Modelle als Vorbild. Hat er nicht auch die Sowjetunion in ihrer zentralistischen Konzeption gelobt, in der bestimmte Dinge dann leichter durchzusetzen sind?

TORSTEN KATHKE: Also Gruhl hätte sich gerne als König von Deutschland gesehen. Dann hätte er nämlich sagen können: „So, das läuft falsch und das macht ihr mal anders. Und wenn ihr alle so, wie ich auch zuhause, das Thermostat auf 15 Grad herunterdreht, dann kriegen wir die Welt wieder hin.“ Bei Gruhl ist das ganz klar. Er will ein Quasi-Regieren von oben, das die Welt rettet und ironischerweise landete er dann erst einmal bei den Grünen und ging ganz schnell wieder aus den Grünen raus. Also das passt beides dann ganz gut zusammen. Bei Gruhl ist das klar: Gruhl will eigentlich einen starken Staat, der seiner Meinung nach entscheiden darf, was wir brauchen, um die Welt zu retten, und das dann durchführt.

GUNNAR SOHN: Und dann hat er ja die ÖDP gegründet.

TORSTEN KATHKE: Die sind jetzt nicht mehr so wahnsinnig bekannt und erfolgreich, aber in Bayern etwa sind durchaus noch einige Leute da.

GUNNAR SOHN: Ich würde sagen, dass wir zum zweiten Fragekomplex kommen. Welche Zukunft siehst du?

TORSTEN KATHKE: Das ist immer ein wenig problematisch als Historiker, der sich mit vergangenen Zukunftsvisionen befasst – das sage ich auch immer gerne wieder – da tappt man sehr schnell in die Falle. Die Zukunft, die ich sehe, ist allerdings eine Zukunft, in der im Größten, die Aktivierung und das Politisch-Sein wieder wichtiger werden. Da kann man diese ganzen Problematiken mit Populismus und mit der Filterblase, dem Großwerden der AfD und alle diese Dinge beobachten – das ist ein Teil davon.

Auf der anderen Seite gibt es dann auch wieder so grassroot-mäßige Bewegungen, die versuchen Dinge durchzusetzen. Es gab einen recht schönen Artikel, der die letzten 18 Monate in den USA durchleuchtet hat. Wo das ja relativ krass und klar zum Vorschein tritt. Man müsste meinen, es wäre das konservative Republikanische Paradies momentan. In dem sie nicht nur die Kontrolle übers Weiße Haus und im Grunde auch den Obersten Gerichtshof haben. Eigentlich müssten sie mit ihrer Agenda richtig gut voranschreiten können. Im Gegenteil dazu das persönliche Aktivieren: Da sind viele Leute, die plötzlich wieder sehr, sehr aktiv sind. Und die Zukunft, die ich sehe – das ist auch eine Zukunft, die ich sehen möchte – ist eine Zukunft, in der das mit dazugehört. Dass man sich nicht raushält, dass es nicht den neuen Biedermeier gibt, der ja schon ausgerufen wurde.

LUTZ BECKER: Ich finde ja diese Sicht des Historikers sehr spannend. Wir haben ja gerade das Engelsjahr 2020 vor uns. Da gibt es ja auch immer wieder diese Frage, sollten wir überhaupt auf solche Leute hören? Das wäre die nächste Frage. Bei Engels habe ich so meine Bedenken – also einen neuen Engels möchte ich nicht unbedingt sehen.

Wir brauchen Utopien, um die Extreme auszutesten.

TORSTEN KATHKE: Sie sind alle gut im Abstrakten und sie sind alle schrecklich im Konkreten. Jede Utopie wird natürlich gemäß der Person durchgesetzt, die die Utopie in die Welt stellt und ist damit irgendjemand anderes Dystopie. Utopien sind in dem Sinn Sachen, die wir immer brauchen, um die Extreme auszutesten. Aber was ich bemerke, und was ich an allen möglichen Ecken und Enden sende, was man in der Populärkultur auch ankommen sieht: Utopien tasten das aus, was möglich ist. Also sie spannen das Diskursfeld auf und insofern brauchen wir da auch so einen Engels, was die Vorstellungen sind. Dann fängt man an sich über diese Vorstellung auseinanderzusetzen. Und auf eine gewisse Weise ist das glaube ich relativ gesund. Natürlich, wenn das dann abgleitet und in extreme Richtungen ausrutscht – was auch immer diese Utopie sein mag – die dann sehr vielen Leuten Probleme bereitet und der großen Mehrheit der Menschen sehr negativ aufliegt, dann gibt es ein Problem. Aber diesen Diskursrahmen aufzuspannen, dafür brauchen wir denke ich auch so etwas.

LUTZ BECKER: Das sehe ich auch so. Also für die Diskurse ist es sicherlich nützlich eine Utopie als Leitbild zu nutzen, aber die Geschichte hat ja auch gezeigt, dass immer dann, wenn die Menschen ihre Utopien umsetzen wollten, es auch schnell unappetitlich wurde. Ich denke an die Futuristen, ich denke an Stalin oder Mao, das sind ja wirklich Menschen, die versucht haben ihre Utopie auch wirklich durchzusetzen. Da sieht man sehr schnell, dass Extreme nicht funktionieren.

GUNNAR SOHN: Ich glaube, dass die Utopie von Gruhl jetzt auch nicht so charmant gewesen wäre.

TORSTEN KATHKE: Die war schon im Kleinen nicht charmant. Ich habe mal in den Quellen gestöbert und es gab diese große Aussage von Herbert Gruhl in seinem Haus – das hatte ich ja vorher schon erwähnt – dass er das Thermostat immer auf 15 Grad stellt. Wenn wir das alle machen würden, dann wäre das toll. Das war die Utopie von Herbert Gruhl, doch er war 150 oder 200 Tage im Jahr unterwegs und nicht in seinem Haus. Ich weiß nicht, wie das seiner Familie geschmeckt hat und im Kleinen wie im Großen wäre das glaube ich keine Utopie gewesen mit der sich viele hätten identifizieren können.

GUNNAR SOHN: Aber einen Punkt, den du bei der Frage, welche Zukunft du siehst angesprochen hast – die Politisierung – würde ich bestätigen. Ich glaube auch, dass so ein bisschen der Erfolg der AfD und der Einzug der Partei in viele Landtage eine Hallo-Wach-Geschichte war. Auch als so ein Mann wie Donald Trump Twitter als Newsbreaker-Plattform entdeckt hat, haben viele aus dem linksliberalen Milieu gesagt: „Mist, der hat uns das Social Web weggenommen.“ Genauso die Rechtspopulisten, die auf einmal auf der Klaviatur der Gegenöffentlichkeit spielen, was eigentlich immer ein Thema der Linksliberalen war. Da merkt man, dass jetzt auch mehr Debattenqualität gefragt ist. Das merkt man ja auch im Bundestag.

TORSTEN KATHKE: Ganz klar, Bundestagsdebatten hatten jetzt die letzten zehn oder zwanzig Jahre meistens nicht so die Qualität von Mitreißern. Sondern das waren immer eher diese schwarz-weißen alten Debatten, wo sich dann Herbert Wehner mit Franz Josef Strauß gekloppt hat. Da dachte man, dass da eine ganz andere Debattenkultur drin war. Jetzt schaut man

sich da an, was Cem Özdemir da einspeist in den Diskurs, was dann plötzlich wieder sehr spannend wird. Also dass Debatten auch sehr offensiv und sehr klar darüber geführt werden, wer wir sind. Wer ist dieses wir, dass Nationalisten die Nation wegnehmen will? Das ist für mich eine sehr spannende Geschichte – der Versuch die Lufthoheit über Diskurse zu gewinnen, die man vorher eigentlich nicht so geführt hat.

LUTZ BECKER: Ja, ich denke wir sollten zum dritten Punkt kommen: Was würdest du machen, wenn du König von Deutschland wärst?

TORSTEN KATHKE: Ganz anarchisch, wenn ich da reinfuhrwerken dürfte, wäre ich glaube ich trotzdem im Herzen immer noch der Historiker, der einfach sagen würde: Ich gehe überall hin und mahne, dass bei allen Entscheidungs- und Bedenk-Prozessen, die irgendwie wichtig sind, die Menschen betreffen, diese nie ahistorisch anzugehen. Ich würde mit dem großen Schild „Historischer Kontext ist wichtig“ durch die Gegend rennen und immer darauf drängen, dass man nicht nur im Abstrakten versucht, irgendwo Parallelen zu suchen. Zum Beispiel, wie das in irgendeiner anderen Gesellschaft irgendwo anders mal gelaufen ist oder Parallelen in der Vergangenheit der eigenen Gesellschaft rausgesucht werden. Stattdessen würde ich immer versuchen das Konkrete, das zur Entscheidung steht, historisch zu verorten. Nie daran vorbeigehen, zu schauen, was der Themenkomplex ist und wie der historisch bespielt und interpretiert wurde. Einfach nur, um sich immer wieder darauf zurück zu beziehen und zu sagen, dass wir nicht immer das Rad neu erfinden müssen. Denn so kommt einem das oft vor, dass in Debatten das Rad neu erfunden wird. Das wirft dann auch das Problem auf, dass man das dann natürlich nie besonders diffizil und gut durchdacht macht, sondern immer wieder nur mit den Holzhämmern kommt, wenn man eigentlich feine Fäden ziehen könnte. Und aus der Geschichte wirklich zu lernen hieße, die Geschichte nicht nur in der Schule so als „das was passiert ist“ zu verorten, was dann auch keiner hören will. Sondern – das ist so mein großes ceterum censeo – Geschichte nicht nur in der extrem wichtigen Erinnerungskultur zu reflektieren, sondern auch in der aktiven Was-machen-wir-jetzt-Kultur als Methode zu verankern.

LUTZ BECKER: Heute war bei uns Sirenenalarm und ich kann mich noch gut daran erinnern, wie mein Vater das bis ins hohe Alter empfunden hat. Er hat erlebt, wie Solingen zerstört worden ist – der Stadtplan ist völlig verändert worden. Das kann man sich heute gar nicht vorstellen – das ist mit Syrien vergleichbar. Welche Folgen hat das für die Menschen? Und das Problem ist, dass die Zeitzeugen nicht mehr da sind. Und jetzt wird es einfach umso wichtiger, dass die Historiker an die Öffentlichkeit gehen und eben das dokumentieren, was da eigentlich war. Für die nächste Generation – der Generation meiner Studenten – ist das so weit weg. Die haben da vor allem keinen emotionalen Bezug mehr, wie ich den vielleicht noch indirekt habe, weil ich es durch meinen Vater erlebt habe. Ich glaube, dass das eben wichtig ist. Der zweite Punkt: Wir haben ja in meiner Disziplin, den Wirtschaftswissenschaften, das Problem, dass die Wirtschaftswissenschaften einerseits Gesellschaft ausblenden und andererseits wirklich völlig ahistorisch geworden sind und es kaum mehr wirtschaftshistorische Lehrstühle gibt. Es gibt kaum noch Lehrstühle, die sich mit Dogmentheorien befassen und so weiter. Und ich glaube, das ist mein persönlicher Rat an meine Disziplin, aber auch an die Gesellschaft: Wir müssen historischer werden.

TORSTEN KATHKE: Da sprichst du mir natürlich aus dem Herzen, aber nicht nur disziplinär, sondern auch weil man eben in einem Land lebt – und ich bin in diesem Land auch groß geworden – in dem die Geschichte eigentlich immer nur ganz wenig tief unter der Oberfläche zu finden ist. Wenn ich – du hast über Solingen geredet – hier in Köln aus dem Fenster schaue, dann sehe ich zur linken Seite einen schönen Altbau aus der Gründerzeit und daneben sehe ich einen Parkplatz und dieser Parkplatz verdankt natürlich seine Existenz dem Zweiten Weltkrieg. Auch da stand mal ein Haus. Ich schaue aus dem Fenster und sehe die Reste des längst vergangenen Kriegs und ich möchte nicht wissen, wie viele Leute diese Straße lang gehen und noch nie darüber nachgedacht haben. Und ich glaube, darum geht es mir letztlich, dass man immer wieder darauf schaut, wo die Geschichte aus dem, was da alltäglich ganz normal scheint, hervorklugt und was uns das für die Gegenwart sagen kann.

GUNNAR SOHN: Also ist eine ahistorische Orientierung der Wirtschaftswissenschaften wichtig, Lutz hat das kurz angesprochen. In der man dann

eher mit naturwissenschaftsähnlichen Methoden arbeiten will. Das ist ja auch wichtig, um geerdet zu werden. Daniel Kahnemann hat mal systematisch untersucht, wie viele Rückschau-Fehler es auch gibt. Also, dass man teilweise Ursache und Wirkung verwechselt, dass viele Legenden entstehen können – nicht nur im wirtschaftlichen Kontext, sondern auch im politischen Kontext –, weil man Ursache und Wirkung bewusst ausblendet und oder bewusst bestimmte Dinge verdrängen will.

TORSTEN KATHKE: Ich denke man braucht natürlich immer beides. Man muss immer schauen, wie kriege ich verlässliche Informationen her? Und dann muss man natürlich immer reflektieren, was die Methoden und Theorien sind, die mich zu genau diesem Set an Informationen geführt haben? Was habe ich ausgeblendet? Was habe ich eingeblendet? Natürlich wird man es nie hundertprozentig schaffen – da fehlt mir vielleicht dann doch noch die letzte Sicherheit, um hundertprozentig sein zu können. Das ist ja meistens auch in den Wissenschaften gegeben, das Tentative. Das geht dann beim Übersetzungsprozess in Politik und Gesellschaft verloren. Es gibt nie die klassischen drei Faktoren für irgendwas, also die immer dann gefordert werden. Sie brauchen Faktoren, die zu irgendetwas geführt haben. Manchmal ist es letztlich nur ein Faktor, manchmal sind es letztlich viel mehr Faktoren. Also wenn mich jemand – das ist ein Beispiel aus der eigenen Erfahrung – nach den drei Faktoren für den amerikanischen Bürgerkrieg fragt, dann kann ich sagen: Ja, es war die Sklaverei. Da müssen wir nicht weiterschauen, dass da noch andere Faktoren dranhängen. Ohne die Existenz dieser Institution hätten sich verschiedene Teile des Landes nicht verschieden entwickelt und es hätten sich alle anderen Sachen nicht daran aufgehängt. Aber das ist schwer zurückzuverfolgen und da braucht man diese Verbindung vom Tiefen und vom Flachen in der langen Zeit.

GUNNAR SOHN: Ja, ich glaube an der Stelle hat der König von Deutschland einen guten Job gemacht.

TORSTEN KATHKE: Dann wird er nicht abgewählt.

GUNNAR SOHN: Genau, ja dann sind wir an der Stelle glaube ich fertig, Lutz.

LUTZ BECKER: Ja herzlichen Dank Torsten. Herzlichen Dank Gunnar. Ich glaube es war wieder eine interessante Sendung. Und ich freue mich schon auf unser Buchprojekt. Vielen Dank und alles Gute.

TORSTEN KATHKE: Vielen Dank euch.

# Ein kurzes utopisches Gespräch

*mit Herbert W. Franke*

Am Rande der Verleihung der Ehrendoktorwürde für seine außerordentlichen Verdienste im Brückenschlag von Wissenschaft, Philosophie und Kunst an Herbert W. Franke (Jahrgang 1927) durch die Staatliche Hochschule für Gestaltung Karlsruhe (HfG) im Jahr 2018 führte Gunnar Sohn ein längeres Gespräch mit dem Wissenschaftler, Computerkünstler und Schriftsteller. Bei einem Teil des Gespräches ging es auch um unser Utopie Projekt #KönigVonDeutschland.

Er ist Physiker, Informatiker, Höhlenforscher, Kakteen-Erkunder, Entdecker der Mars-Höhlen, Science-Fiction-Autor, Philosoph, Pionier der Computerkunst, Hörspielautor, Musikexperimentator und ein leidenschaftlicher Sammler von Kaleidoskopen. Es gibt kaum etwas, in dem der Wiener Naturwissenschaftler und Professor Herbert W. Franke kein Experte zu sein scheint. Mit uns sprach er über seinen Einstieg in die amerikanische Filmindustrie, wieso er die Computerkunst aktuell allem anderen vorziehen würde und aus welchem Grund er den Titel als König von Deutschland partout ablehnen würde.

GUNNAR SOHN: Wenn sie ihr Werk im Gesamten sehen, von der Literatur über das Wissenschaftliche, von der Höhlenforschung, dem Interdisziplinären bis hin zur Computerkunst – Was bewegt sie heute noch von diesen Disziplinen, was ist für sie heute noch der Antriebsmotor? Kurzum: Was bewegt sie heute?

HERBERT W. FRANKE: Was mir den größten Spaß macht und wo ich am glücklichsten bin? Ja, das ist eigentlich doch die Kunst. Ich habe da doch einige neue Methoden gefunden – sie sehen Einiges bereits davon. Ich war ja auch damals beteiligt an der Einführung des digitalen Computers in die Filmindustrie. Dabei habe ich auch mit einigen Autoren Freundschaften geschlossen. Heute noch programmiere ich und habe Ideen für Neues, was man in die Kunst einbringen kann, wenn man den Computer verwendet. Ich muss aber auch sagen, dass die Science-Fiction mich zwar

nach wie vor interessiert. Nur komme ich mit der Computerkunst schneller zu Ergebnissen. Da kann es sein, dass ich mit dem Auto unterwegs bin und dabei fällt mir etwas ein. Dann setze ich mich später an den Computer und am Abend habe ich dann schon neue Stile und stilistische Möglichkeiten für Computerarbeiten, Bilder und Animationen, entworfen, die dann schon fix und fertig sind. Damit habe ich in den nächsten Tagen, Monaten und Jahren die Chance zu diesem Stil passenden Möglichkeiten auch in einer größeren Zahl weiter zu verfolgen.

GUNNAR SOHN: Mit Professor Lutz Becker von der Hochschule Fresenius mache ich einen Utopie-Podcast. Das ist also ein Audio-Format, wo wir uns mit Utopien beschäftigen. Und da fragen wir Experten, wie sie die Zukunft sehen. Und deswegen meine Frage an sie, welche Zukunft sehen sie persönlich?

HERBERT W. FRANKE: Ich behaupte strikt, dass wir nicht in der Lage sind, die Kunst vorauszusagen. und dass die entwickelnde Technik in verschiedenste Richtungen führen kann! Es wird gesagt, der Wunsch mancher Autoren, es sollten sich mehrere Science-Fiction-Autoren zusammentun und die Zukunft vereinheitlichen, sei Blödsinn. Dabei ist doch genau das, das Wertvolle an der Science-Fiction, dass man die verschiedensten Möglichkeiten beschreibt. Wieder eine neue Möglichkeit gefunden zu haben, vielleicht sogar auf eine neue Gefahr entdeckt zu haben, das hat es ja auch etwas Befriedigendes. Ich bin einmal zu einer Podiumsdiskussion eingeladen worden, bei der sehr viele Fachleute waren, die sich über die Zukunft ausgetauscht haben. Die haben sich darüber beklagt, welche Gefahren auf uns zukommen werden. Ich bin damals als Letzter drangekommen und hab gesagt: „Ich bin nur ein Science-Fiction-Autor, wenn da lauter Fachleute sind, die sich vor der Zukunft fürchten, werde ich sie vielleicht überraschen, wenn ich ihnen jetzt mitteile, dass ich über jede neue Gefahr, die mit der Technik auf uns zukommt, Freude empfinde. Weil es Stoff für meine Bücher gibt. In der Mitte liegt oft die Wahrheit (lacht).

GUNNAR SOHN: Das ist interessant. Stellen sie sich jetzt folgende Situation vor: Sie sind jetzt Österreicher, aber wir sind in Deutschland. Sie hätten die Möglichkeit für eine bestimmte Zeit König von Deutschland zu werden.

HERBERT W. FRANKE: König von Deutschland...

GUNNAR SOHN: König von Deutschland! Was würden Sie tun? So als Utopiker und Science-Fiction-Autor und als Wissenschaftler und Höhlenforscher. Im metaphorischen Sinne. Wenn sie die Möglichkeiten hätten, anstelle von Merkel sogar eine Stufe höher zu sein? Wenn Sie die Möglichkeiten hätten, anstelle von Merkel sogar eine Stufe höher zu sein.

HERBERT W. FRANKE: Naja ein zweiter Hitler würde ich schon mal nicht sein wollen (lacht). Ich bezweifle, dass wir als Leute mit den heutigen Möglichkeiten und auch Lernmöglichkeiten all diese Gefahren, die auf uns zukommen, überhaupt erkennen und dass wir alle die Probleme, die wir aber erkennen, auch lösen können. Das wäre eine Aufgabe für mich, die mich zu sehr überfordern würde. Aus diesem Grund würde ich sie wahrscheinlich nicht annehmen.

GUNNAR SOHN: Wir haben uns mal über digitale Bildung unterhalten. Wenn vieles an technischen Entwicklungen und technischen Wirkungen nicht vorhersehbar ist und auch in der Kombination von unterschiedlichen Dingen vieles nicht vorherzusehen und nicht zu prognostizieren ist, sollte in der Bildung und in der Bildungspolitik vielleicht mehr experimentiert werden? Mit digitalen Werkzeugen? Sodass man in unterschiedlicher Weise, wie sie das auch in ihrer Computerkunst machen, viele Dinge ausprobiert, um zu ermitteln, welche kombinatorischen Möglichkeiten eigentlich in Bezug auf neue Technologien bestehen?

HERBERT W. FRANKE: Naja, also wenn ich irgendetwas zu bestimmen hätte, was man machen sollte oder was ich auch mit den utopischen Mitteln machen sollte, dann würde ich versuchen, die Intelligenz der Menschen zu erhöhen. Und das muss nicht unbedingt ein einzelner Mensch sein. Sondern kann auch eine Kombination sein oder vielleicht sogar eine Art isoliertes Gehirn. Ich würde versuchen, das so zu programmieren, dass wir die Gefahren für den Menschen, die heute lauern, erkennen und

auch lösen können. Da ich die Zukunft aber nicht voraussagen kann, bin ich nicht davon überzeugt. Ich bezweifle, dass sowas in naher Zukunft überhaupt gelingen kann. Wenn sie mich allerdings nach meinen Zukunftserwartungen fragen, dann scheint mir die unangenehme Entwicklungsmöglichkeit, die wahrscheinlichere zu sein.

GUNNAR SOHN: Herr Professor Franke ich bedanke mich für dieses Gespräch.

HERBERT W. FRANKE: Bitte sehr. Es war mir ein Vergnügen, mit ihnen zu reden.

# Über Neoliberalismus im Weltall

*mit Hans Esselborn*

Was hat Science-Fiction mit der Zukunft zu tun und steuern wir auf eine Privatisierung des Kosmos hin? Dr. Hans Esselborn, Germanistik-Professor der Universität zu Köln erklärt, wie die Literatur dazu beiträgt, Zukunftsvorhersagen zu treffen und warum es wichtig ist, dass auch Literaten eine Expedition ins All wagen.

Der 1941 in Rheinland-Pfalz geborene Hans Esselborn schloss seine Studien der Germanistik, Romanistik und Philosophie in Tübingen, Paris, München und Köln mit einer Promotion über Georg Trakl und Habilitation über die Naturwissenschaft Jean Pauls ab. Sein weiterer Weg führt ihn unter anderem an Hochschulen in Lawrence (Kansas), Nancy, Paris und Krakau. Sein jüngstes Werk befasst sich mit der Erfindung der Zukunft in der Literatur vom technisch-utopischen Zukunftsroman zur deutschen Science-Fiction.

An der Universität zu Köln befasst sich Esselborn intensiv mit Science-Fiction Literatur. Er ist allerdings vorsichtig mit der Aussage, ob Literatur tatsächlich Zukunftsprognosen treffen kann. Vielmehr entwerfe sie Szenarien, in denen auch die Fragen angesprochen und zum Teil beantwortet werden sollen, die den Leser aktuell beschäftigen und sogar zum Handeln bewegen. Und dass dies in der Vergangenheit schon der Fall war, zeigt der Roman von Kurd Laßwitz über eine Weltraumstation, die später Wernher von Braun dazu bewegte genau diese Station nachzubauen. Doch das klappte nicht immer, so der 79-Jährige. Während sich beobachten lässt, dass die Literatur-Vorhersagen bei technischen Dingen oftmals richtig liegen, beispielsweise bei der Entwicklung der Flugzeuge und des Computerwesens, lagen die Vorhersagen vieler Romane betreffend das Internet weit daneben. Keiner habe dem Internet die große Kommunikationsmaschine, die es heute ist, zugetraut.

Schwierig wird es außerdem, gesellschaftlichen Wandel zu prognostizieren. Der Germanistikprofessor wagt einen Erklärungsversuch und vermutet, dass im sozialen Zusammenleben meist der Zufall oder Vorlieben eine Rolle spielen anstatt Voraussagen. Aus diesem Grund finden große Veränderungen in Paar-Beziehungen, wie die Transgender-Liebe oder die Anzahl der Kinder in Familien gar nicht erst in der gängigen Science-Fiction statt.

Aber welche Rolle spielt das Normative, so genannte Handlungsempfehlungen, in der Science-Fiction-Literatur? Für Esselborn passe dies nicht zu seiner gängigen Vorstellung dieser spezifischen Literatur. Es gebe zwar eine Sympathielenkung der Figuren und man setze zudem auf allgemein geltende Normen, im Fokus stehe aber die Erzählung und der spannende Ausgang der Geschichte. Während es Autoren gibt, die für dystopische Szenarien durchaus Handlungsempfehlungen liefern, sieht der Germanist hier stärker die Funktion der Orientierung. Denn die in vielen Romanen erschaffene Bilderwelt ist nicht unbedingt mit der tatsächlichen Welt oder jener in den kommenden Jahren vergleichbar.

Dr. Hans Esselborn hat sich der Science-Fiction-Literatur in seiner Arbeit verschrieben und beobachtet in den letzten Jahren eine Veränderung der Szene, ja einen regelrechten Boom an Veröffentlichungen und ein Aufkeimen von neuen, jungen Schriftstellern, die völlig frei, fast schon pop-literarisch schreiben.

Die Privatisierung des Kosmos falle zwar nur bedingt in den Aufgabenbereich des Königs von Deutschland und so würde sich – in einer utopischen Wirklichkeit, in der Esselborn als König regieren würde – für eine schnellere Einführung des bundesweiten Tempo-Limits auf Deutschlands Autobahnen einsetzen. Auf die Bremse treten würde der Literaturprofessor zudem bei der Digitalisierung in Bildungseinrichtungen. Dies vor allem deswegen, weil ihre Folgen nicht selten zu Kompetenz-Verlusten bei der jungen Generation führen würde. Eine Generation, die zwar weiß, wie man WhatsApp und Co. bedienen kann, aber immer öfter durch die eigene Führerscheinprüfungen falle.

Für den Kosmos hat König Esselborn dann aber doch noch eine abschließende Vorstellung: Die Entdeckung sollte auch als kulturelle Aufgabe betrachtet werden. Denn wie fühlt es sich an, auf einem anderen Planeten zu sein, was macht das Gefühl von Schwerelosigkeit eigentlich mit einem persönlich und was empfindet man, wenn man plötzlich ganz allein und weit entfernt von der bekannten Erde ist? Dies sei zumindest Stand heute die zukünftige Aufgabe der Literatur.

GUNNAR SOHN: Drei Fragenkomplexe stehen an: (1) Was bewegt Sie? (2) Welche Zukunft sehen Sie? (3) Was würden Sie machen, wenn Sie König von Deutschland wären?

LUTZ BECKER: Wir freuen uns auf Prof. Dr. Hans Esselborn. Wir sitzen heute im Philosophicum der Universität zu Köln und wir werden mit einem renommierten Utopie- und Science-Fiction Forscher über dieses Thema sprechen.

GUNNAR SOHN: Und dazu direkt die erste Frage: Was bewegt Sie?

HANS ESSELBORN: Ich möchte jetzt nicht von meinen privaten Beweggründen sprechen, sondern mehr von meinen beruflichen Beweggründen. Ich bin Wissenschaftler geworden, weil mich Erkenntnis interessiert. Herauszufinden, wie bestimmte Sachen funktionieren und wie sie laufen. Das kann man natürlich so allgemein in der Germanistik machen. Dann geht es mir darum, was die Texte uns sagen oder was der Autor uns sagen will oder welche Traditionen dahinterstehen. Und besonders interessiert mich die Science-Fiction Literatur, die ich zunächst als Hobby anfang, aber die mich jetzt fast hauptberuflich beschäftigt. Weil mich Wissenschaft und Technik interessieren. Das ist die eine Seite und die andere Seite ist natürlich die Zukunft. Was wird werden? Wie werden wir uns zurechtfinden? Welche Möglichkeiten sind wünschenswert und welche nicht?

LUTZ BECKER: Was können wir denn aus der Science-Fiction Literatur lernen?

HANS ESSELBORN: Also Sie wissen, dass es eine große Diskussion darum gibt, ob man die Zukunft vorhersagen kann. Und die Zukunftsforschung, die Futurologie, ist da eigentlich sehr bescheiden geworden. Und wenn

ich darüber Äußerungen lese, dann heißt es, dass man nichts Genaues weiß. Man kann nur Szenarios darüber machen kann, wie es vielleicht gehen könnte. Und genau da ist der Punkt, an dem sich die wissenschaftliche Zukunftsforschung mit der Literatur trifft. Literatur, unter anderem, entwirft Szenarien für Zukunftsmöglichkeiten, andere Welten, technisch anders, beispielsweise mit Außerirdischen. Wobei natürlich die Zukunftsdarstellung nur eines ist, es geht natürlich immer auch darum in der Literatur etwas Spannendes zu erzählen, dabei den Leser anzusprechen und Fragen anzusprechen, die die Menschen bewegen.

LUTZ BECKER: Haben diese Geschichten aus ihrer Sicht eine performative Funktion, die auch wirklich unser Handeln beeinflussen, sodass wir uns auch vielleicht anders der Zukunft stellen?

HANS ESSELBORN: Ja, das auf jeden Fall auch. Das wurde häufig unterschätzt. Das klassische Beispiel ist der Roman von Kurd Laßwitz mit der Weltraumstation. Was dann Wernher von Braun angeregt hat, auch so eine Station zu bauen. Und er sagte, dass er Laßwitz mit Interesse gelesen hat. Und auf der anderen Seite können sie sehen, dass solche Dinge wie Star Wars und die Ikonographie, die da verwendet wird, und auch die Typen oder das Bild, das wir vom Roboter haben, von solchen kulturellen Ausprägungen geprägt ist. Das ist wirklich eine Performanz, die zurückwirkt, auch wenn sie so nicht geplant ist. Faktisch ist es aber so.

GUNNAR SOHN: Wenn Sie von Zukunftsforschung reden und wenn Sie das mit den fantastischen Romanen, die vor 100 Jahren entstanden sind, vergleichen – wie hoch war dann die Trefferquote? Der Mobilfunk war ein guter Treffer, wie auch die Spracherkennung und Sprachsteuerung. Hinzu kommen Videokonferenzen...

HANS ESSELBORN: Fernsehen und so was!

GUNNAR SOHN: Wie gut ist die Literatur in der Vorhersage, zumindest in dieser Geschichte?

HANS ESSELBORN: Das ist eigentlich quantitativ schwer zu sagen, weil es meistens nicht genau so gekommen ist, wie vorhergesagt. Also es gibt sicher Schriftsteller, die zum Beispiel mehr technikaffin waren, wie Hans

Dominik. Die wollten tatsächlich sehen, wie der Weg der Industrie dahin geht. Er hat dann sehr viel fantasiert, zum Beispiel über die Atomenergie, die so einfach nicht funktioniert. Zum Beispiel hat sich Karlheinz Steinmüller, der auch Science-Fiction Autor und Forscher ist, viel mit Zukunftsforschung beschäftigt. Er hat gesagt: Es gibt eine Möglichkeit zu extrapolieren. Die Flugzeuge werden immer schneller, die Computer werden auch kleiner. In diese Richtung kann man Voraussagen treffen und das kommt auch vor. Aber es gibt immer wieder plötzlich Sprünge, Überraschungen und sogenannte Wild Cards. Das Internet ist zum Beispiel so nicht vorhergesehen gewesen. Es gibt etwas Ähnliches bei Ernst Jünger in Heliopolis. Da hat er das Smartphone mit verschiedenen Funktionen vorhergesehen. Das ist quasi eine Art Smartphone, das an das Internet angeschlossen ist, aber als diese große umwälzende Kommunikationsmaschine wurde das Internet von keinem gesehen. Ich weiß nicht warum.

LUTZ BECKER: Was ich immer sehr faszinierend finde ist, dass wir uns technische Entwicklungen relativ gut vorstellen können. Wir können extrapolieren – das Flugzeug, das heute mit einfacher Schallgeschwindigkeit fliegt, fliegt vielleicht irgendwann mit dreifacher Schallgeschwindigkeit. Wo wir uns ja immer sehr schwertun, sind Veränderungen sozialer Strukturen vorherzusehen. Wenn man Utopien aus den fünfziger Jahren sieht, dann hat man eigentlich die klassische Drei-Kind-Familie, die man damals auch real propagiert hatte und die die prototypische Familie war. Man sieht, dass relativ wenig Phantasie in den sozialen Strukturen war. Woher kommt das?

HANS ESSELBORN: Da haben Sie vollkommen Recht. Bei sozialen und politischen Entwicklungen gibt es nicht so viele Vorhersagen. Eine, die einmal ein sehr großes Thema war, ist Überbevölkerung. Das war in den fünfziger Jahren bei Isaac Asimov mit gigantischen Städten. Und obwohl die Überbevölkerung auf der ganzen Erde stattfindet, ist es als Thema verschwunden. Andere Themen, wie die Frage der Zahl der Kinder, wie sie sagen, haben sich aus anderen Gründen irgendwie anders geregelt. Warum das so ist, weiß ich nicht. Es ist vielleicht so, dass in dem sozialen Zusammenleben von Menschen mehr Zufall, Vorlieben oder so etwas eine Rolle spielen, als man es vielleicht voraussehen kann.

GUNNAR SOHN: Obwohl es ja schon Autoren gibt, wie der von uns beiden geschätzte Professor Herbert W. Franke, die sich schon mit den gesellschaftspolitischen und politischen Folgen von Erfindungen und neuen Technologien auseinandersetzen. Die das auch in die Zukunft projizieren und die teilweise aber auch sehr real dabei sind. Ein Beispiel sind Datenmanipulationen oder die Gehirnchirurgie in Richtung von Cyborgs. Also diese Autoren, wie Franke, sind doch schon sehr politisch.

HANS ESSELBORN: Ja das stimmt, aber es ist sozusagen auf die Gesamtgesellschaft oder die Weltgesellschaft bezogen. Fragen, wie viele Kinder die Durchschnittsfamilie hat, haben ihn nicht interessiert. Oder ein anderes Beispiel: Wie entwickeln sich Liebesverhältnisse? Wie heutzutage die Transgender-Geschichten. Das hat ihn nicht interessiert und das ist auch in der Science-Fiction, so wie ich das sehe, erst nachträglich, aber nicht vorher reingekommen. Ich denke die Science-Fiction hat auch mehr den öffentlichen Raum im Blick, sowohl technisch, als auch politisch.

LUTZ BECKER: Eine Frage, die ich mir auch immer wieder stelle, ist die Frage nach dem Normativen. Und damit passt Science-Fiction auch in andere Textgattungen. Das fängt bei der Bibel an, die durchaus einen normativen Charakter im Sinne von „du sollst“, oder „es ist besser, du machst es auf diesem oder jenen Weg“ hat. Das ist etwas, das sich durch die Literatur zieht, aber ist das in der Science-Fiction noch einmal stärker ausgeprägt?

HANS ESSELBORN: Ich denke, dass es da nur indirekt angesprochen wird, indem ich mir eine Zukunft sehr schrecklich ausmale. Bei der Klimakatastrophe ist das heute üblich. Dazu gibt es viele Romane. Da rufe ich dazu auf, die Umweltverschmutzung zu beenden und darauf zu achten. Eine direkte normative Art würde da jedoch nicht passen, weil man ja etwas erzählen will. Es gibt eine Sympathielenkung der Figur. Es ist wichtig, wie der Ausgang der Geschichte ist – gibt es eine Katastrophe oder wird diese noch abgewendet? Aber es sind natürlich Normen enthalten, bei denen es sich jedoch eher um die allgemeinen aktuellen Normen handelt.

LUTZ BECKER: Also ist es eine Art Spiegel der aktuellen Gesellschaft?

HANS ESSELBORN: Genau, eher ein Spiegel der aktuellen Gesellschaft. So haben sich auch manche Autoren mal direkt politisch engagiert. Ich meine, dass sich zum Beispiel Isaac Asimov in Fragen der Weltbevölkerung engagiert hat. Da bin ich jetzt nicht sicher. Aber das ist bei den Autoren eigentlich selten.

LUTZ BECKER: Mit Ausnahme der Futuristen vielleicht, die Mussolini später gestützt haben.

HANS ESSELBORN: Ja, aber das würde ich jetzt vielleicht nicht zur Science-Fiction rechnen. Das ist zum Teil Lyrik gewesen oder Sie denken jetzt an das futuristische Manifest.

GUNNAR SOHN: Aber viele Autoren, und das kann man auch ein bisschen normativ sehen, geben auch Handlungsempfehlungen, wie man mit bestimmten dystopischen Szenarien umgehen sollte. Also zum Beispiel Überlebensstrategien. Empfehlungen, wie man mit Unterdrückung und Überwachung umgehen und sich zu Wehr setzen kann. Das passiert sowohl bei Ernst Jünger, als im Werk Eumeswil, der Anarch, der sich dann selber organisiert, weil er sich auf den anderen nicht verlassen kann, aber irgendwie eine Überlebensstrategie bekommt. Und bei Franke ist es auch so, dass skizziert wird, wie Widerstand zu organisieren ist. Ein bisschen normativ ist dies schon.

HANS ESSELBORN: Das stimmt, ich würde nur sagen, dass es die erste Funktion ist, Orientierung zu geben. Also wenn Sie von der klassischen Definition von Darko Suvin ausgehen – Verfremdung der Gegenwart – so dass die Erkenntnis erkannt werden kann. Ich unterschreibe das jetzt mal so, er hatte einen seltsamen Ausdruck dafür – erkenntnisleitend oder ähnlich. Das heißt, man muss erst einmal ein Bilderwelt entwerfen, die Komplexität unserer Welt auf ein Bild reduzieren, auf ein Modell, das man vermitteln kann. Und wenn Herr Franke zum Beispiel die Diktaturen beschreibt, oder Herr Jünger Endzeitgeschichten schreibt, dann gibt er durch das Handeln der Figuren, vor allem der Hauptfiguren, auch eine Leitlinie, wie man sich verhalten sollte und könnte. Aber diese Welt, wie sie beschrieben ist, ist nicht unbedingt unsere Welt – und auch nicht unsere Welt in zwanzig Jahren.

GUNNAR SOHN: Wenn wir noch beim Themenkomplex sind, was Sie bewegen, dann muss man auch das aktuelle Buchprojekt erwähnen, was noch nicht am Markt verfügbar ist.

HANS ESSELBORN: Nein, aber in zwei oder drei Wochen.

GUNNAR SOHN: Die Erfindung der Zukunft in der Literatur. Da beschäftigen Sie sich ja mit Autoren wie Alfred Döblin, Ernst Jünger, Arno Schmidt, Herbert W. Franke, Dietmar Dath. Was ist denn der Kern ihrer Recherchen und in welche Richtung geht es?

HANS ESSELBORN: Ich möchte an das anknüpfen, was Sie gesagt haben, die Performanz. Deswegen habe ich das Buch so genannt – die Erfindung der Zukunft – um nicht zu zeigen, wir schreiben über die mögliche Zukunft, sondern um diese Rückkopplung auf die Realität da hinein zu kriegen. Man liest vor allem amerikanische Science-Fiction Übersetzungen. Das war im engeren Sinne mein Interesse – ich möchte eine Lanze für die deutsche Science-Fiction brechen, die einen ganz eigenständigen Weg gegangen ist, mindestens bis in die 50er Jahre, aber auch in letzter Zeit immer wieder. Das wird auch im Ausland bemerkt, zum Beispiel sagen Franzosen, dass hinter der amerikanischen, auch die deutsche Science-Fiction wieder einen Aufschwung nimmt. Weil sie andere Richtungen und auch andere Interessen hat. Und das war sozusagen der Ausgangspunkt dieses Buches.

LUTZ BECKER: Wen sehen Sie denn in der aktuellen Szene im Science-Fiction Bereich besonders? Andreas Brandhorst fällt mir hier zum Beispiel ein.

HANS ESSELBORN: Ja, Brandhorst, Dath, Eschbach schreiben Bestseller. Ich finde es gab ein Tief in den neunziger Jahren. Da wurde wenig veröffentlicht. Da hat keiner den Ausdruck Science-Fiction auf seine Romane geschrieben. Herr Franke wollte das auch nicht mehr schreiben. Aber jetzt ist es eine sehr lebhafte Szene. Nicht nur mit vielen Schriftstellern, die auch ziemlich viel publizieren, sondern auch verschiedenen Zeitschriften, wie Andromeda, Exodus und so weiter, in denen auf hohem Niveau Rezensionen und allgemeine Artikel geschrieben werden. Es handelt sich,

denke ich, im Augenblick um eine sehr lebhaft und auch interessante Szene.

LUTZ BECKER: Wie kommt das? Ist das ein Spiegel der Gesellschaft, dass sich diese Szene verändert hat? Wir hatten ja vor Jahren „das Ende der Geschichte“, das irgendwie doch nicht so gekommen ist, wie man das erwartet hatte (lacht). Ist es vielleicht so, dass wir wieder an einem Bifurkationspunkt stehen, wo sich die Welt in die ein oder andere Richtung entwickelt?

GUNNAR SOHN: Jetzt spricht er ja vom Ende der Demokratie.

HANS ESSELBORN: Ich habe keine direkte Antwort darauf. Aber ich möchte es gerne mal versuchen. Nach den 68er oder 70er Jahren hat man Interesse für diese Randliteratur bekommen. Sie wissen, Suhrkamp hat dann auch mit einer Reihe mitgemacht.

GUNNAR SOHN: Rottensteiner.

HANS ESSELBORN: Genau, Franz Rottensteiner hat es damals herausgegeben. Und das war ein Boom in den 80ern und dann ging das runter. Und jetzt ist vielleicht die Enttäuschung weg, dass die Utopien nicht stattgefunden haben. Es gab ja auch andere neben Herrn Fukuyama, die gesagt haben, dass es Utopie nicht mehr gibt. Man hat dann doch gemerkt, dass es ohne ein utopisches Denken nicht geht. Man kann keine Politik machen, ohne Langzeitziele zu haben. Und man kann auch selbst nicht leben, ohne Langzeitziele zu haben. Und dann gibt es sozusagen auch neue Generationen von Schriftstellern. Diese haben nicht mehr die Bedenken. Die schreiben irgendwie freier, Popliteratur-mäßiger.

GUNNAR SOHN: Dass das Langzeitdenken eine Renaissance erlebt, ist schon interessant. In der deutschen Politik nicht so sehr, da ist es doch eher technokratisch, sodass wir uns nur Stück für Stück weiterentwickeln, was ja durchaus auch seine Berechtigung hat. Aber es gibt auch zeitkritische Autoren, die sagen, in Konkurrenz zu China sollten wir unsere Strategien langfristiger festlegen, sonst verlieren wir gegen die KP China.

HANS ESSELBORN: Da ist der politische Ansatz, die Konkurrenz Chinas. Und Amerika als unzuverlässiger Verbündeter. Da müssen wir uns selbstständig machen. Das würde ich auch sehr unterstützen, dass Europa da langfristig denkt.

LUTZ BECKER: Ich denke, dass das auch gerade die Stärke der Chinesen ist, das langfristige Denken, das aus dem Konfuzianismus kommt. Das strategische Denken. Da geht es nicht um einen kurzfristigen Profit, sondern da denkt man sicherlich auch zwei oder drei Schritte weiter.

HANS ESSELBORN: Und die 150 Jahre, in denen China nicht so bedeutend war, das war ein kleiner Zwischenraum, den man bald vergessen kann. Also da ist es denke ich die amerikanische Politik und eigentlich die amerikanische Gesellschaft, die zu wenig langfristig denkt. Und wir orientieren uns daran.

GUNNAR SOHN: Wenn Sie das mal grob skizzieren – und da sind wir schon beim zweiten Themenkomplex – welche Zukunft sehen Sie? Welche Skizzen fallen ihnen denn auf, wenn es darum geht langfristige Utopien zu entwickeln und langfristige Strategien zu entwickeln?

HANS ESSELBORN: Bei der Diskussion über die Künstliche Intelligenz zum Beispiel gibt es ein langfristigeres Denken. Sie kennen den Post-Humanismus – wie sieht die Welt ohne den Menschen aus? Dann gibt es so etwas wie ein langfristiges Denken in der Wirtschaft, in der Wissenschaft, vielleicht auch in der Politik der letzten Zeit. Das ist von technischen Entwicklungen, aber offensichtlich auch von Bedürfnissen angestoßen.

GUNNAR SOHN: Welche Zukunft sehen Sie?

HANS ESSELBORN: Also ich interessiere mich vor allem für die kosmische Zukunft. Ich stimme mit Stephen Hawkings überein, der sagte, dass wir uns langfristig eine Reserve für die Erde suchen und uns sozusagen in diesem Sonnensystem weiterentwickeln müssen. Ich sehe da auch die Zukunft. Wenn Sie die technische Entwicklung der Menschheit sehen, das Extrapolieren, wie das hoch geht mit der technischen Entwicklung. Ich glaube das ist auch richtig. Schon alleine wegen der Überbevölkerung der Erde, muss man sich da etwas einfallen lassen. Mir scheint, dass eben

Technik wissenschaftlicher wird. Politisch gesehen sehe ich und wünsche ich mir auch eine globale Weltregierung. Eine, die wirklich eine ist. Nicht nur die UNO, die sich immer blockiert.

LUTZ BECKER: Nach welchem Modell, das Modell der UNO, der KP China, nach dem Modell Trump, oder wie kann so eine Weltregierung aussehen? Oder gibt es vielleicht auch Utopien, die in eine ganz andere Richtung gehen?

HANS ESSELBORN: Also diese Utopien sind mir so nicht bekannt. Es wird immer vorausgesetzt, dass es eine Weltregierung gibt. Wichtig ist immer, dass alle Rassen und alle Staaten vertreten sind. Gemäß der französischen Revolution könnte man sagen, eine Art Brüderlichkeit und Gleichberechtigung. Das ist die Utopie dabei. Wie man jetzt dahin kommen kann, ist eine andere Frage. Da gibt es einen Nebenweg durch Gremien der UNO, die etwas normieren, wie die Weltgesundheitsorganisation. Das sehe ich etwas skeptisch, weil das Experten sind, die da so vor sich hin wurschteln und nicht kontrolliert werden. Oder es gibt die Nicht-Regierungs-Organisationen, die auch mittlerweile einen sehr großen Einfluss haben, wie zum Beispiel Amnesty International oder NGOs, die sich für das Klima einsetzen. Die ich aber auch etwas skeptisch sehe. Weil das Privatleute sind, die sich zum Ziel gesetzt haben, die Welt zu retten. Das ist ja gut. Aber ich meine, dass man sich erstens fragen muss, wie kann man die Welt retten? Und zweitens: Wollen die anderen das auch? Da ist mir zu viel Willkür dabei.

LUTZ BECKER: Wenn wir uns die internationalen Gremien anschauen, sind diese auch sehr stark von internationalen Unternehmen dominiert worden, oder? Das beste Beispiel war Rio, wo massiv Einfluss durch eine Gruppe von Unternehmen genommen wurde. Ist es nicht so, dass es einen natürlichen Ausgleich gibt – Karl Polanyi spricht von diesem Double Movement – dass sozusagen der Markt vordrückt und die Gesellschaft Alternativen bieten muss?

HANS ESSELBORN: Ja, diese Richtung habe ich noch vergessen, die Sie nennen. Dass die großen internationalen Firmen, die Normen setzen und Fakten schaffen, aber auch nicht kontrolliert werden, sondern nur von ihrem Profit gespeist oder getrieben werden. Ich meine die Politik müsste

diese verschiedenen Richtungen irgendwie zusammenfassen und kontrollieren. Wie gesagt: Im Augenblick bei Herrn Trump und anderen Leuten, Bolsonaro uns so weiter, sehe ich keine Möglichkeit. Aber das müsste sein. Es war sehr interessant, ich habe mich nochmal mit H. G. Wells beschäftigt. Er hat auch schon sehr früh diese Idee der Weltregierung vertreten – nicht sehr präzisiert, aber er hat sie vertreten.

LUTZ BECKER: Kurz danach kam ja auch der Staatenbund.

GUNNAR SOHN: Übrigens, ein spanischer Mönch, Raimundus Lullus, der auf Mallorca lehrte, hat schon im 13. Jahrhundert so ein Weltregierungsmodell entwickelt. Das ist nichts Neues.

HANS ESSELBORN: Der Lullus ist mit seinen Performationen überhaupt sehr interessant.

GUNNAR SOHN: Der Logitas.

HANS ESSELBORN: Genau. Das ist praktisch eine Art kybernetisches Modell.

GUNNAR SOHN: Der hat den Computer erfunden. Er war der erste Programmierer, denn das, was er entworfen hat, funktionierte dann auch: COBOL. Insofern haben Programmierer das mal nachgezeichnet. Und es funktionierte. Das nur mal am Rande. Meine Kinder werden jetzt sagen: Ach nee, schon wieder der Lullus (lacht). Sie sagten gerade, wir müssten uns kosmisch neu orientieren, weil die Welt alleine nicht mehr reicht. Besteht nicht die Gefahr – dazu gibt es ja auch schon entsprechende Romane – dass wir so eine Art Zwei-Klassen-Gesellschaft bekommen? Sozusagen die Elite, die sich dann außerhalb des Planeten Erde niederlässt?

LUTZ BECKER: Es gibt ja auch Gated Communities. Das muss ja nicht außerhalb der Erde sein, sondern durchaus auf Inseln oder schwimmenden Staaten.

GUNNAR SOHN: Peter Thiel...

LUTZ BECKER. Ja, an den dachte ich jetzt auch!

GUNNAR SOHN: ...der das ja schon betreibt und Inseln kauft, um exterritoriale Gebiete zu schaffen und das ewige Leben plant.

LUTZ BECKER: Blöderweise hat er den Klimawandel nicht so wirklich mitbekommen.

GUNNAR SOHN: Gut, vielleicht basteln sie dann auch noch an Raketen, um von den Inseln weg zu kommen. Aber ja, wie sehen Sie das? Da gibt es ja durchaus auch problematische Szenarien.

HANS ESSELBORN: Bei jeder technischen Neuerung gibt es das Problem, dass einige davon profitieren und andere wiederum nicht. Und die, die nicht profitieren, werden dann irgendwie ausgegrenzt. Und es wird ja auch diskutiert, wie die Verteilung vorgenommen wird, wenn die Maschinen und die künstliche Intelligenz weiter zunehmen und die eigentliche Wertschöpfung betreiben. Da ist natürlich immer ein Problem vorhanden. In Science-Fiction Romanen sind es die Siedler in den fernen Welten, wie dem Mars, weil sie fortgeschrittener sind, weil sie technisch höher gerüstet sind. Und die Erde ist dann meistens irgendein verkommener Ort. Nur bei Perry Rhodan ist es jedenfalls am Anfang noch anders (lacht).

GUNNAR SOHN: Lesen Sie den noch?

HANS ESSELBORN: Ab und zu lese ich ein neues Heft, um auf dem Laufenden zu bleiben. Ich soll auch mal einen Vortrag über die Serie halten, aber eigentlich bin ich an der Fülle des Materials gescheitert.

LUTZ BECKER: Es gibt ja auch viele Autoren, wir haben ja schon über Andreas Eschbach gesprochen...

HANS ESSELBORN: Herr Anton schreibt immer wieder etwas dazu. Man muss sehr viel lesen und ich hatte einmal eine Augen-Operation und durfte im Anschluss nicht lesen. Daher habe ich mir das als Hörbuch besorgt. Das ging. Da konnte man sich einhören.

LUTZ BECKER: Ich falle bei Hörbüchern immer in einen komatösen Tiefschlaf.

HANS ESSELBORN: Ich mache dann handwerklich meistens andere Sachen.

LUTZ BECKER: Also ein Auto fahren darf ich dabei nicht (lacht).

GUNNAR SOHN: Ich glaube diese Hörbücher sind berühmte Kreislaufgeschenke. Die bekommst du und schenkst sie weiter.

HANS ESSELBORN: Also im Auto habe ich auch schon Hörbücher gehört. Da schlafe ich zum Glück nicht ein.

GUNNAR SOHN: Aber welche Möglichkeit einer Weltregierung könnte man dann schaffen oder ist es vielleicht ein Weg, um neue Mitbestimmungsregeln zu schaffen? Es gibt ja den Vorschlag von Professor Kleinwächter, dass man mehr Zugang schafft oder anschlussfähiger wird bei bestimmten Abstimmungsfragen. Dass man transparenter wird, wie zum Beispiel bei der Internetregulierung. Es existiert ja dieses Gremium Ican, wo quasi jeder daran teilnehmen kann. Zumindest hat jeder Einsicht in die Protokolle, in die Tagesordnung, die Sitzungen werden live übertragen, man kann mitdiskutieren. Damit man zumindest mehr Transparenz schafft.

HANS ESSELBORN: Ja, das ist die eine Seite. Demokratisierung über Transparenz. Das müsste man auf jeden Fall machen. Und die andere Seite ist, dass die UNO nicht die realen Machtverhältnisse abbildet. Das müsste sie tun. Ob nun Moral, Berechtigung oder nicht. Da gab es ja den Versuch, das zu reparieren. Einen größeren Sicherheitsrat zu schaffen oder das Veto abzuschaffen. Auf dem Weg müsste man, glaube ich, weitergehen, um tatsächlich auch die Machtverhältnisse abzubilden und dem zu entsprechen. Diese Versuche, die es gibt, die G7, die G8, die G20 und so weiter. Es gibt immer wieder solche Versuche. Und es geht nur nicht weiter bis ins Politische, weil es natürlich immer jemanden gibt, der sozusagen ausgegrenzt wird. Aber ich frage mich auch wie eine Gleichberechtigung mit Staaten, wie Palau – das ist glaube ich ein eigener Staat mit ca. 10.000 Leuten – überhaupt funktionieren kann. Das kann politisch nicht funktionieren, mit einer Stimme – das ist sozusagen die Gleichberechtigung. Aber das ist politisch gesehen kontraproduktiv, weil diese kleinen

Staaten sehr leicht erpresst, beeinflusst oder gekauft werden können. Das verfälscht das Ganze.

GUNNAR SOHN: Sehen Sie bei irgendeinem der Science-Fiction Autoren ein Lösungskonzept? Hat der Franke oder andere Autoren mal darüber geschrieben, wie künftig die Welt politisch geregelt werden sollte? Nach Checks and Balances oder irgendeiner anderen Idee, die darin steckt?

HANS ESSELBORN: Also da fällt mir eigentlich keiner ein. Außer, wie ich es skizziert habe, dass man einen Zustand hat, wie es vor allem die DDR-Autoren und die russischen Autoren als diese brüderliche eine Welt, in der die Amerikaner endlich gedämpft worden sind, und jetzt Gleichberechtigung herrscht, beschrieben haben.

LUTZ BECKER: Quasi ein biblischer transzendentaler Zustand. Wir haben eben über George Lucas gesprochen, der ja sehr stark von der Ritualtheorie beeinflusst wurde. Wenn man in ein Benediktinerkloster zu einem Hochfest kommt, dann erinnert das ganz merkwürdig an Star Wars. Das heißt, da wird durchaus mit Archetypen gearbeitet, die reinterpretiert werden. Aber ich finde, es hat immer etwas biblisch Transzendentes.

HANS ESSELBORN: Ja, wie die Schwerter zu Pflugscharen und der Ort wo Löwe und Schaf nebeneinander leben, das sind die biblischen Bilder, die da immer bei der Friedenssicherung aufgegriffen werden. Ein Moment in so einer globalen Weltregierung oder ein Anreiz ist tatsächlich der Weltraum. Deshalb ist meine Theorie, dass der Blick der Erde von außen nicht nur die Umweltbewegung richtig in Gang gebracht hat, sondern auch ein globales Bewusstsein geweckt hat. Und das sollte man sich klar machen, dass wir da auf einer Insel im weitgehend leeren All sitzen und zusammenhalten müssen und unser Überleben in diesem Kosmos organisieren müssen. Sie wissen ja, dass es bei der ISS noch die ganz frühe Kooperation gibt, die noch funktioniert. Obwohl jetzt Amerika wieder den Kalten Krieg ausruft. Ich denke, dass das auch eine Chance ist, wo gemeinsame Interessen gefunden werden und dann vielleicht politisch weiter realisiert werden.

LUTZ BECKER: Da sind wir ja wieder bei Alexander Gerst, der diese Rolle auch wirklich einnimmt. Der zu einem Welterklärer aus dieser extraterrestrischen Perspektive ist. Und diese Nachricht an seine Enkel, die er vor Weihnachten Ende 2018 in die Welt geschickt hat – das war schon sehr beeindruckend. Das war ein Gänsehaut-Moment, den er da geschaffen hat.

GUNNAR SOHN: Aber braucht man nicht ein Wiederaufleben? Man merkt ja in den letzten Jahren eher eine gegenteilige Entwicklung in Richtung Nationalismus und Kleinteiligkeit. Es gibt viele kleine Initiativen, die sich wieder aufmachen um sich separatistisch zu orientieren. Dieser Blick von außen, à la Gerst, der würde uns schon ganz guttun. Weil man dann merkt, wie kleinteilig man eigentlich denkt.

HANS ESSELBORN: Also dieser extraterrestrische Blick ist ganz wichtig, um die Probleme der Erde zu sehen und diese auch historisch einzuordnen. Also wir haben jetzt eine Klimakatastrophe, aber man kann es auch in der Erdgeschichte relativieren, um nicht in Panik zu verfallen.

LUTZ BECKER: Es geht aber darum, dass wir ganz andere Zustände haben und wir müssen uns ja eigentlich die letzten 10.000 Jahre seit der neolithischen Revolution anschauen. Das ist ja das Fenster, in dem wir wirklich leben konnten.

HANS ESSELBORN: Ich wollte noch einmal zurück zu dieser Bedrohung, zu dieser globalen Perspektive. Ich sehe das mit Unbehagen, dass die privaten amerikanischen Firmen Weltraumraketen bauen und den Mond bewohnen wollen. Und den Mars besiedeln wollen. Das konterkariert diese politische Gemeinsamkeit. Das ist vielleicht billiger und die stecken da Geld rein, aber das konterkariert das, so wie der Herr Trump es natürlich auch macht. Aber ich glaube, Amerika First wird sich als Fehlschlag erweisen.

GUNNAR SOHN: Aber es ist interessant, dass Sie es sagen. Wir haben vorhin über die exterritorialen Inseln gesprochen. Wo man quasi Staaten unterlaufen will. Wo man auch anti-staatlich agiert. Insofern macht man das ja bei der Eroberung des Weltraums jetzt auch. Also das, was bei Elon

Musk so positiv zur Erkenntnis genommen wird, ist eigentlich ein bisschen auch Peter Thiel-Politik.

LUTZ BECKER: Kolonialisierung.

GUNNAR SOHN: Ja, aber auf privater Basis.

HANS ESSELBORN: Ich sehe das als eine gefährliche Entwicklung. Weil die Kontrolle fehlt und es irgendwann dann die Piratenkriege im Weltraum gibt. Dazu gibt es glaube ich auch schon vieles in der Literatur.

LUTZ BECKER: Ich finde man soll nicht nur in die Zukunft, sondern auch in die Vergangenheit schauen. Und wenn man sich die Entwicklung der Ostindischen Kompanie in Holland anschaut, die mit wirklich brutalsten Mitteln, rein durch wirtschaftliche Interessen gesteuert, vorgingen. Und als sie dann letztlich zugrunde gingen, wurden die Verluste sozialisiert.

HANS ESSELBORN: Genau, dann haben die Staaten das übernommen.

GUNNAR SOHN: Der Rückgriff auf diese Entwicklungen um sie mit aktuellen Projekten und Konsequenzen zu vergleichen ist ganz wichtig.

HANS ESSELBORN: Das scheint nur so im Vordergrund positiv, denke ich. Und je mehr Mitspieler es gibt, desto mehr Probleme gibt es, zum Beispiel bei dem Weltraumschrott. Das ist ja zurzeit ein Thema, das uns ja auch zunehmend bedrohen wird und um das sich nur wenige Gedanken machen.

GUNNAR SOHN: Damit würden wir jetzt auch wirklich ein neues Fass in der öffentlichen Debatte aufmachen. Alles was Elon Musk mit seinen Weltraumprojekten tut, wird abgejubelt. Ich habe noch keinen kritischen Bericht darüber mitbekommen oder gelesen, der da einen anderen Akzent setzt. Also wir werden das jetzt ändern.

HANS ESSELBORN: Ich meine auch, dass die NASA gar nicht mehr selber Raketen bauen will. Sie versucht es schon gar nicht. Das ist natürlich eine Privatisierung des Staates, die in Amerika ja sowieso sehr weit betrieben wird.

GUNNAR SOHN: Also der kosmische Neoliberalismus.

HANS ESSELBORN: Ja, das ist ein gutes Schlagwort.

LUTZ BECKER: Ist so etwas in der Science-Fiction Literatur eigentlich schon vorhergesagt worden? Diese Privatisierung des Kosmos?

HANS ESSELBORN: Das gibt es bei ganz alten Romanen, The Space Merchants, aus den 60er oder 70er Jahren, die so etwas angedacht haben. Aber ich finde die Science-Fiction hat sich dem Thema, dem Problem mit den großen Firmen, bisher zu wenig gestellt. Das kommt für mein Gefühl zu wenig vor. Es handelt sich ja nicht nur um Amazon und Google, sondern auch um die Banken, die eine sehr große Macht und Einfluss haben. Das wird selten und nur am Rande beschrieben.

GUNNAR SOHN: Dann kommen wir zum dritten Fragekomplex: Was würden Sie machen, wenn Sie König von Deutschland wären?

HANS ESSELBORN: Da denke ich natürlich an Andreas Eschbachs Roman – das ist kein echter König und er heißt nur so und durch Wahlmanipulation wird schließlich seine Partei die Größte. Also jetzt vom König abgesehen, was wäre wünschenswert in Deutschland? Wenn ich mir so die aktuellen Debatten betrachte, würde ich sagen, dass eine Geschwindigkeitsbegrenzung auf der Autobahn wichtig ist. Ich fahre öfters in die Pfalz auf der A61. Da ist die ganze Strecke lang eine Geschwindigkeitsbegrenzung von 130 km/h, die wegen der holländischen Laster eingeführt wurde, die da eine Rennstrecke haben. Es handelt sich um so ein entspanntes Fahren als normaler Teilnehmer, man muss nicht dauernd überholen und ich denke, es gibt auch weniger Unfälle und es wird weniger Sprit verbraucht.

LUTZ BECKER: Ich hatte ein Meeting, da habe ich gelernt, dass auch autonomes Fahren eine Geschwindigkeitsbegrenzung voraussetzt. Die Wahrscheinlichkeit, dass eben aufgrund des autonomen Fahrens – wenn von hinten ein Auto mit einer extrem hohen Geschwindigkeit angefahren kommt – der Spurwechsel-Automat das Auto dann elektronisch nicht erkennen kann. Deswegen hätte die Industrie inzwischen ein Interesse daran, die Geschwindigkeiten zu begrenzen.

GUNNAR SOHN: Müsste sie haben.

LUTZ BECKER: Also das Szenario sagte in zwei Jahren, allerdings nicht mit der Option 130 km/h, sondern 150 km/h.

HANS ESSELBORN: Ja gut, ich meine es war einer von VW, der sich da gar nicht so ablehnend geäußert hat. Es ist schon ein bisschen länger her und ich weiß nicht mehr, wer es war. Das wäre ja dann ein positiver Effekt des automatischen Fahrens.

GUNNAR SOHN: Was schlägt der König denn noch vor?

HANS ESSELBORN: Sie sehen auch die Schlagzeilen: Digitalisierung in den Schulen. Da bin ich eigentlich skeptisch. Weil es auf der anderen Seite große Studien gibt, dass die Abhängigkeit der Schüler und der Kinder, die Sucht nach Smartphones und die Ablenkung oder die Augenkrankheiten der Personen, die im Büro immer am Bildschirm sitzen, zunehmen. Ich glaube, da sollte man vorsichtiger sein, oder man sollte es zumindest mit Studien begleiten. Und es gibt auch viele Pädagogen, die da warnen. Es gilt immer: Dinge die jetzt neu sind, sind erst einmal prima. Digitalisierung! Das ist jetzt prima. Das müssen wir jetzt machen! Das stört mich ein wenig. Es wird gar nicht mehr gefragt: Was haben wir davon? Müssen wir das wirklich machen?

Auf der anderen Seite gibt es zudem immer genau diese Probleme: Arbeitslosigkeit dann aufgrund dessen. Es gibt einen automatischen Trend, dass etwas gemacht werden muss, weil es neu ist. Da würde ich bremsen. Und wie Science-Fiction erst einmal überlegen, ob wir das wirklich mit den ganzen Konsequenzen wollen und wie es dann aussehen könnte.

LUTZ BECKER: Das ist ja wirklich ganz interessant. Ich meine, Sie sind Hochschullehrer. Ich bin Hochschullehrer. Gunnar ist Hochschullehrer. Und wir erkennen, dass es eine negative Entwicklung bei den Kompetenzen der Studierenden gegeben hat. Gestern war ein langer Artikel in der Zeit darüber, dass immer mehr junge Menschen durch den Führerschein durchfallen. Und dann muss man sich natürlich überlegen, woran das liegt. Ist denn da irgendetwas passiert, was zu einem Kompetenzzug geführt hat oder sind die Kompetenzen in eine andere Richtung gegangen? Man muss es ja nicht negativ sehen. Aber irgendetwas hat sich im Kompetenzprofil der Menschen dramatisch verändert und da müssen wir

erst einmal nach den Ursachen suchen. Was ist denn vielleicht in den letzten Jahren auch auf der Strecke geblieben? Da muss man sich fragen, was wir in der Schule vermittelt haben. Das ist vielleicht nicht schön, aber notwendig.

HANS ESSELBORN: Ja, da muss man überlegen: Was sind die Verluste und was sind die Gewinne?

LUTZ BECKER: Ich habe Auswendiglernen und Mathe gehasst. Aber es hat auch nicht geschadet.

GUNNAR SOHN: Professor Franke sieht das übrigens sehr positiv. Aber es kommt dann immer darauf an, wie man Digitalisierung definiert. Häufig habe ich das Gefühl, dass es nur um Gadgets geht. Also wir arbeiten dann an irgendwelchen Laptops, Smartphones oder Tablets, und wenden dann irgendetwas an. Aber es kann ja auch beispielsweise um Programmierkenntnisse gehen oder um Sets, die ich zum Beispiel in verschiedenen Unterrichtsfächern einsetzen kann, von Musik bis Sport. Also zum Beispiel Geschwindigkeitsmessungen oder Komponieren. Man könnte das als Querschnittsthema realisieren. Man braucht gar keinen Informatikunterricht, sondern macht es eben als Querschnittsthema. Aber man führt die Digitalisierung eigentlich in ihrem Ursprung ein, da, wo es um Programmierkenntnisse geht.

HANS ESSELBORN: Das gab es einen Bericht gestern im Fernsehen. Da wurde eine Schulklasse gezeigt, in der die Lehrerin keine grüne Tafel, sondern einen großen Bildschirm hatte, auf dem sie gearbeitet hat.

LUTZ BECKER: Die Szene habe ich auch gesehen. Das war völlig skurril, fand ich.

HANS ESSELBORN: Ja. Was hat man denn davon? Abgesehen davon, dass man den Computer hochfahren muss und möglicherweise technische Störungen auftreten. Ich erlebe das immer bei Kollegen auf Tagungen, die nur mit dem Computer arbeiten, wie viele technische Störungen da immer auftauchen. Ich habe nur mein Manuskript und verteilte Papier. Da gibt es keine Störungen. Man muss also überlegen, macht es Sinn? Wo ist der Gewinn davon? Damit es nicht nur genutzt wird, weil es modern ist.

LUTZ BECKER: Wir haben uns auch mit Pädagogen unterhalten und die haben untersucht, dass Schüler zum Beispiel Instagram und WhatsApp mit links bedienen können. Wenn es dann aber in eine strukturierte, logische Suche mit Google geht, dann sind teilweise die Digital Immigrants die leistungsfähigeren, weil sie sozusagen noch dieses Grundprinzip der Logik kennengelernt haben. Und da muss man dann genau hinschauen: Was muss ich vermitteln? Was kann weggelassen werden? Wir vermitteln auch viel Ballast. Wir müssen schauen, wie wir uns da neu positionieren.

HANS ESSELBORN: Ja, also bei den Grundkenntnissen des Programmierens tritt auch das Problem des Verlustes auf. Ich habe das gemerkt vom Übergang von den alten Computern zu Windows. Ich muss mich sozusagen bemühen zu sehen, was dahinter passiert. Und es gibt da eine wunderschöne Oberfläche, da passieren alle möglichen Dinge, die ich nicht mehr steuern kann, die aber Google steuert, jedoch bin ich auch nicht mehr souverän in der Bedienung des Computers. Und neben der Bedienung der Schreibfläche müssen die Kinder auch verstehen können, wie es funktioniert.

GUNNAR SOHN: Du hast die Logik angesprochen, also da entsprechende Kenntnisse zu haben. Dass man zum Beispiel bestimmte Dinge in der Suche ausschließt, mit entsprechenden Zeichen und dass man das Ergebnis auf sich zuschneiden kann, um das Ergebnis zu bekommen das man will und nicht mit unwichtigen generischen Ergebnissen geflutet wird, die man nicht gebrauchen kann. Da fehlen sicherlich auch bestimmte Kenntnisse. Ich sage auch Kenntnisse, um wirklich unter die Motorhaube schauen zu können. Also gerade bei Datenanalysen, wenn es um Scoring oder die Schufa geht, wäre es ja gut, wenn man zumindest versteht, was unter der Motorhaube passiert.

HANS ESSELBORN: Man sollte wissen, wie das funktioniert – der Computer hat auch ein eigenes Denken. Und natürlich sollte man auch wissen, wie Suchmaschinen funktionieren. Auch die haben ihr eigenes Denken. Und dass man die Möglichkeit hat, darunter zu schauen und zu kommen. Es gab früher noch die Möglichkeit bei Windows zu DOS zu kommen. Das

habe ich auch einmal gemacht. Es war sehr schwierig Windows zu knacken, aber es ist mir einmal gelungen.

GUNNAR SOHN: Und was plant der König von Deutschland in puncto Weltraum? Mehr Investitionen bei der ESA?

HANS ESSELBORN: Ja, ich würde sagen, die Investitionen sind alle sehr gut begründbar. Nicht wie es jetzt heißt, dass man mal Materialeexperimente im Weltraum macht. Das ist auch schön. Aber es ist einfach unser Sonnensystem und das sollten wir kennen und nutzen.

LUTZ BECKER: Wann fliegen denn die ersten Kulturwissenschaftler in den Weltraum?

HANS ESSELBORN: Das weiß ich nicht. Aber man sollte das tatsächlich auch als eine kulturelle Aufgabe betrachten. Nicht nur als eine technische Aufgabe. Sich vertraut zu machen. Da kann zum Beispiel die Science-Fiction, die im Weltraum spielt und sich mit diesen Dingen vertraut macht, helfen. Nicht nur reine Informationen, wie die Größe des Jupiters. Sondern auch wie es sich anfühlt, wenn man da startet. In den ersten Raketen-Romanen aus den zwanziger Jahren, als man die ersten Kontexte der Raketenkonstruktion beschrieben hat, wie Otto Gail zum Beispiel, wurde das Gefühl der Leere des Weltraums und der Schwerelosigkeit beschrieben. Oder das Gefühl, plötzlich ganz alleine zu sein. Oder der Erde ganz fern. Das wäre eine literarische Aufgabe – und ich denke wir müssen uns damit vertraut machen. Wir sind davon abhängig – die Firmen planen schon nicht nur den Mond auszubeuten, Bodenschätze auszubeuten, sondern auch die Asteroidengürtel. Das sind irgendwann mal reale Möglichkeiten. Aber da muss man sich langfristig überlegen und planen, wie man das wirklich machen will.

GUNNAR SOHN: Das war der Utopiepodcast.

LUTZ BECKER: Mit Gunnar Sohn...

GUNNAR SOHN: ...und Lutz Becker...

LUTZ BECKER: ...und Professor Hans Esselborn. Vielen Dank!

# Liebeserklärung an die Stadt voller Utopien

*mit Ute Atzpodien und Christian Hampe*

Wuppertal habe eine Menge zu bieten. Die Stadt im bergischen Land sei wirtschaftliches und kulturelles Zentrum, eine Universitätsstadt mit dem Tanztheater Pina Bausch. Sie beheimate den Zoologischen Garten in landschaftlich reizvoller Umgebung. Eine Großstadt im Grünen sei sie eben und man dürfe nicht vergessen, dass hier die Schwebebahn stünde. So oder so ähnlich wirbt die Stadt Wuppertal auf ihrer eigenen Homepage für sich.<sup>34</sup> Doch wer eine wirkliche Liebeserklärung an die Stadt Wuppertal hören möchte, der sollte sich mit Dr. Uta Atzpodien, freiberufliche Dramaturgin und Liebhaberin der Stadt, und Christian Hampe, CEO von Utopiastadt, unterhalten. Im Gespräch mit diesen über die Nordbahntrasse, das Pilotprojekt Utopiastadt und die starke städtische Bürgerbewegung wird deutlich, was die Stadt Wuppertal so liebenswert macht.

„Ich habe diese Stadt erstmal auch als etwas sperrig, eigentümlich und seltsam empfunden“, gesteht Uta Atzpodien. Doch schon in kurzer Zeit als Wahl-Wuppertalerin hat die Dramaturgin erkannt, was Wuppertal so besonders macht. „Dieses Engagement der Menschen, dieser Wille und vielleicht auch fast eine schreiende Notwendigkeit etwas zu verändern“ schaffen es später, sie in ihren Bann zu ziehen. Uta Atzpodien beschreibt etwas, was in keiner deutschen Stadt so ausgeprägt ist – nämlich ein schier unbändiges Engagement der Bürger. Und dadurch ist in der Stadt unheimlich viel entstanden. Die Rede ist beispielsweise von der Nordbahntrasse, ein 22 Kilometer langer Fuß- und Fahrradweg, der sich durch das gesamte Stadtbild zieht und somit eine ganz elementare Veränderung in der Infrastruktur des täglichen Lebens in der Stadt schafft. Die Struktur in der Stadt verändert sich, nicht zuletzt aufgrund des Zusammenwirkens engagierter Mitarbeiter in der Verwaltung und einer starken selbstbestimmten Zivilgesellschaft, erklärt Christian Hampe fast schon stolz. Ihm

---

<sup>34</sup> Vgl. Stadt Wuppertal, o.V., [https://www.wuppertal.de/tourismus-freizeit/wuppertal\\_erleben/wuppertal-erleben.php](https://www.wuppertal.de/tourismus-freizeit/wuppertal_erleben/wuppertal-erleben.php). [17.02.2020]

geht es hier darum, nicht außer Acht zu lassen, dass es vor der Wuppertalbewegung vor allem auch einzelne städtische Mitarbeiter waren, die das Thema trotz müden Belächelns aus politischen Reihen nicht aufgegeben haben. So seien Quartiere und Stadtteile, die vorher meilenweit entfernt wirkten, auf einmal näher zusammengedrückt. Und auch die Einstellung der Bewohner zum Thema Mobilität habe sich gewandelt. So mache man sich heute stärker Gedanken darüber, wie sich die Infrastruktur des täglichen Lebens in der Stadt zukünftig ändern könne. Die Entstehung der Nordbahntrasse steht heute fast symbolisch für eine besondere kreative Kraft in Wuppertal, erklärt Uta Atzpodien weiter.

Schon in der Vergangenheit machte Wuppertal regelmäßig auf sich aufmerksam. So wurde dort beispielsweise das Heroin von Bayer erfunden, aber auch die ersten Jacquard Webstühle standen dort und machten die Stadt so zum Zentrum der Textilindustrie. Mit der Erfindung der Schwebbahn gelang es Wuppertal dann eine echte Innovation zu schaffen, die jetzt das Stadtbild schmückt. Und heute? Mit Utopiastadt erhält ein einzigartiges Pilotprojekt Einzug in die Stadt. Es dient als kreatives Cluster, welches um das Bahnhofsgelände verläuft. Sozusagen ein lokales Labor, in dem verschiedene Utopien, visionäre Ideen und gesellschaftliche Grundüberlegungen konkretisiert und realisiert werden.

Anfangen habe alles vor etwa zehn Jahren, „wo wir für eineinhalb Jahre in leerstehenden Lagerhallen Programm zum Thema Schöpfung gemacht haben“, erinnert sich Mitbegründer Christian Hampe. Wuppertal wird im Zusammenspiel verschiedener Akteure, wie Verwaltung, Universität, Kulturschaffenden, Unternehmern, der Hochschule und des Wuppertal Instituts zu einem regelrechten Zentrum heutiger Transformation. Entstanden nicht aus einer starren Ideologie heraus, sondern „es ist etwas, was aus dem Kleinen und vor allem über das persönliche Engagement und die Haltung der Menschen entsteht“, beschreibt der 45-Jährige die Anfänge seiner Utopia Stadt.

Eben dieses gesellschaftliche Experiment zeigt deutlich, dass Dinge sich ändern können und dass man sie noch aktiv verändern kann, wenn man nur will. Doch ganz frei von Gegenwind sei man auch hier nicht, gestehen die Initiatoren. Wie viele Städte in Nordrhein-Westfalen steht Wuppertal

wirtschaftlich mit dem Rücken zur Wand. Es gibt viel Leerstand, zudem ist die Stadt über einen längeren Zeitraum stark geschrumpft. Doch solche vermeintliche Notstände schafft man in einer Stadt wie Wuppertal positiv zu nutzen und als Räume zu sehen, in denen man etwas machen kann, abseits vom hohen Flächendruck auf Immobilien und auf Gebäude, den man eben aus anderen Städten kennt. Aus vermeintlich schlechten Rahmenbedingungen entstehen hier kurzerhand neue spannende und innovative Projekte. Für Hampe mache dies die Faszination der Stadt aus. Wenn es um die Kultur in Wuppertal geht, kommt Dramaturgin Uta Atzpodien regelrecht ins Schwärmen. Denn die Stadt im bergischen Land beherbergt zahlreiche unterschiedliche Kulturen, die friedlich miteinander leben. Mit einem Grunde für diese vorbildliche Inklusion sei auch das Kulturprojekt „Swane Café“, das sich zum Ziel gesetzt hat, Menschen auf unkonventionelle Weise zusammenzuführen. Ein Thema, das dort auch immer wieder zum konstruktiven Austausch führt, ist die Mobilität. Denn auch hier haben immer mehr Menschen in Wuppertal das Gefühl bekommen, dass sie etwas verändern können und auch dürfen. Denn auch von der Verwaltung der Stadt aus versucht man die Ideen der Wuppertaler möglichst zu machen. Ein Austausch auf Augenhöhe zwischen Stadt und Bürgerschaft sei auch ein erfolgreiches Zukunftsmodell für andere Gemeinden, erklärt die Dramaturgin. Es klingt fast nach Utopie, dass sich eine Stadt im bergischen Land auch in schweren Zeiten nicht scheut, Innovationen und Verwandlung zuzulassen. Abseits von großen Zukunftsplänen und kapitalmaximierten getriebenen Entwicklungen, die im Silicon Valley propagiert werden, schafft es Uta Atzpodien zum 25-jährigen Jubiläum des Wuppertal Instituts die ganz eigenen Utopien für eine lebenswertere Zukunft der Bürger der Stadt einzufangen und diese im Film „Mensch: Utopia“ mit viel Gefühl zu veröffentlichen.<sup>35</sup> „Menschlichkeit“ war dabei eines der zentralen Themen, aber auch Gewaltfreiheit, Respekt, Würde und einander sehen und wahrnehmen wünschen sich die Einwohner Wuppertals für die Zukunft. Der Film zeigte Menschen dabei, wie sie träumen. Träumen von einem guten Leben, beschreibt die Filmemacherin.

---

<sup>35</sup> Treibsand Film, o.V.: <https://treibsand-film.de/taten/menschutopia/>. [17.02.2020]

Ziel der Dokumentation war es aber auch, zu zeigen, dass Transformation bei einem selbst beginne, so Uta Atzpodien. Und weiter, „nur wer sich fragt, wo stehe ich eigentlich und wo möchte ich hin?“ kann schlussendlich auch für eine Veränderung sorgen. Dass man sich in Wuppertal damit aktiv befasse, zeigt vor allem, dass es dort viele Leute gebe, die ähnliche Ideen haben und sich aktiv zusammenfinden und Gedanken darüber machen, wie man dieser Welt noch irgendwie ein bisschen etwas abringen kann. Aus dieser Bewegung entstand auch die Critical Mass, die einmal im Jahr in Wuppertal stattfindet. Dabei fahren knapp 1000 Menschen gemeinsam mit dem Fahrrad durch die Stadt und setzen so ein deutliches Zeichen hin zu einer wenn nicht autofreien Zukunft, so doch in Richtung zukunftsgewandter und nachhaltiger Mobilitätsstrategien und Verkehrskonzepte gehen muss, zu denen vor allem auch der Radverkehr gehört. Eine Stadt ohne Verkehr, davon träumt auch Christian Hampe, wenn er danach gefragt wird, was er als #KönigVonDeutschland in die Tat umsetzen würde. Die Menschen, quasi abgeschottet von der Außenwelt, würden sich wieder stärker darauf konzentrieren, innerhalb ihrer Stadt zu funktionieren, wie zum Beispiel vor Ort eine Anstellung finden, statt in andere Städte zu pendeln. So entstünden zudem neue Räume, in denen sich die Menschen wahrhaftig begegnen, erklärt Hampe. Ute Atzpodien dagegen träumt als #KöniginVonDeutschland davon, dass das Thema Gemeinwohl stärker von den betreffenden Akteursgruppen angepackt werde. Ökonomen, die sich dazu Gedanken machen, Unternehmen regelrecht zu reformieren, sodass diese einen gemeinwohlorientierten Auftrag hätten und ihre Überschüsse, die erwirtschaftet werden, wieder dem Gemeinwesen zu Gute kommen. Wenn eine Stadt dafür in Frage käme, so ein Vorhaben zu pilotieren, dann wäre es sicher Wuppertal. Denn nur hier wird noch aktiv zum Träumen eingeladen.

GUNNAR SOHN: Es ist wieder soweit. Wir produzieren eine neue Podcast-Folge #KönigVonDeutschland mit Lutz Becker...

LUTZ BECKER: ...und Gunnar Sohn.

GUNNAR SOHN: Und unsere Gäste heute sind...

UTA ATZPODIEN: Uta Atpodien...

CHRISTIAN HAMPE: ... und Christian Hampe.

GUNNAR SOHN: In jeder Folge bearbeiten wir drei Fragen: (1) Was bewegt euch? (2) Welche Zukunft seht ihr? (3) Was würdet ihr tun, wenn ihr Königin und König von Deutschland wärt?

Fangen wir damit an: Was bewegt euch?

UTA ATZPODIEN: Mich bewegen ganz besonders einzelne und besondere Momente im Hier und Jetzt. Das heißt, Momente in denen eine Verbindung entsteht. Auf der einen Seite, Momente in denen mich etwas besonders berührt, sei es Schönheit oder Sinnlichkeit oder eben auch Momente, in den ich merke, dass etwas hadert, dass etwas nicht passt, dass etwas nicht richtig funktioniert. Denn das sind Momente, entweder der Schönheit oder des Schreckens, die mich weiterbringen und die mich dazu anregen, auch in Richtung Zukunft zu blicken. Also, was möchte ich bewahren, was möchte ich ausweiten oder wo sind irgendwie Notwendigkeiten, dass sich etwas verändert.

GUNNAR SOHN: Kannst du das an konkreten Beispielen festmachen?

UTA ATZPODIEN: Wir leben ja in einer Stadt, in der auch die Nachhaltigkeit eine große Rolle spielt.

GUNNAR SOHN: In Wuppertal.

UTA ATZPODIEN: In Wuppertal! Und es gibt natürlich viele Momente hier in Wuppertal, die noch ausbaufähig sind, um das einmal so galant zu formulieren. Momente, in denen wir uns weiterentwickeln können, sei es zum Beispiel der Verkehr in Wuppertal – das ist ein ganz aktuelles Thema, da engagieren wir uns. Zudem interessiert es mich, als freie Dramaturgin, wie Kunst und Kultur in gesellschaftliche Prozesse eingreifen können und sie unterstützen können. Und da haben wir jetzt zum Beispiel ein Freies Netzwerk Kultur gegründet und überlegen uns, wie wir die Situation von Künstlern auch verbessern können.

CHRISTIAN HAMPE: Was mich bewegt.... Also was mich schon immer bewegt hat, ist eigentlich wie die Situation von Gesellschaft gerade ist. Ich

fand es immer gut und wichtig auch zu erkennen, dass man die Möglichkeit hat, da auch einzugreifen. Dinge zu ändern. Also nicht einfach hilflos zu sein und sich zu denken „Oh jetzt muss ich damit klarkommen, dass die Welt so ist, wie sie ist“, sondern zu erkennen, dass Dinge sich ändern können. Dass man sie noch aktiv verändern kann. Und in dem Zusammenhang war es für mich unglaublich beeindruckend, wie wir vor ungefähr zehn Jahren für eineinhalb Jahre in leerstehenden Lagerhallen ein Programm zum Thema Schöpfung gemacht haben. Da sind viele verschiedene Menschen mit der Grundstimmung gekommen, dass sie eigentlich etwas Produktives, etwas Aktives, etwas auch positiv Veränderndes schöpfen wollen. Da ist keiner mit dem Gedanken gekommen, Stadtentwicklung oder so betreiben zu wollen. Dahin ist jetzt auch keiner mit einem unheimlich hohen philosophischen Anspruch gekommen. Sondern alle sind von sich heraus mit Ideen und Projekten gekommen, mit denen sie gerne Stadt und Gesellschaft nach vorne bringen wollen. Aber es waren halt ganz viele einzelne Akteure. Es war ganz spannend, sie alle zusammenzubringen und sie zusammen zu sehen und zu schauen, wie sie sich auch miteinander verhalten und was daraus – mehr als nur die Summe der Teile – entstehen kann. Und das versuchen wir zu tradieren und hier in Utopiastadt auch ein Stück weit zu institutionalisieren. Es ist immer ein bisschen schwierig, aber wir wollen dafür eine Plattform schaffen, dass eben dort die Menschen, die wirklich etwas schaffen wollen und auch schaffen können, eine kritische Masse erzeugen, um somit auch eine Stadt zu verändern. Und dann vielleicht auch ein Stück weit das Schöne in der Stadt auszuweiten.

LUTZ BECKER: Vielleicht erzähle ich noch ein paar Sätze dazu. Wir sind ja heute hier in der Utopiastadt. Da ist der historische Mirker Bahnhof hier in Wuppertal an der Nordbahntrasse, einer ehemaligen Bahnstrecke, die als Fahrrad-, Wander- und Skaterweg reaktiviert worden ist. Heute ist es so etwas wie eine Art Freizeit-Zentrum der Stadt ist, die wie ein roter Faden durch diese Stadt geht und die natürlich auch die anderen Städte der Region verbindet. Ich bin in gut einer halben Stunde mit dem Fahrrad hier. Von Solingen aus ist das auch nicht viel länger, als mit dem Auto. Ich finde, dass diese Trassen, in Solingen die Korkenziehertrasse, hier die

Nordbahntrasse, das Stadtleben verändert haben. Und ihr seid ja jetzt sozusagen in einer neuen Lebensader. Mittendrin.

CHRISTIAN HAMPE: Also ich glaube, dass vor allem die Nordbahntrasse in Wuppertal, aber auch andere Trassen, eben nicht nur ein Freizeit-, Wander- und Radweg sind. Da gibt es nun eine Möglichkeit sich sportlich oder freizeitleich zu beschäftigen, aber darüber hinaus bildet es eine ganz elementare Veränderung in der Infrastruktur des täglichen Lebens in der Stadt. Und das haben wir schon sehr stark gemerkt. Natürlich sind an einem Sonntag, an dem die Sonne scheint, viele Leute unterwegs und auch gemütlich unterwegs – sie trinken Kaffee und so – aber viel spannender ist, wie sich die Struktur in der Stadt verändert. Auf einmal sind Quartiere und Stadtteile, die vorher meilenweit entfernt wirkten, näher zusammengerückt. Und hier tauchen dann Menschen aus anderen Stadtteilen auf und sagen „Wir sind ja schon in Elberfeld – so das müssen wir jetzt aber mal öfters machen“. Und das fand ich eben unheimlich spannend. Und ich habe schon auch das Gefühl, dass man sich zumindest gefühlt und von der Einstellung her in dieser Stadt anders über Mobilität Gedanken macht. Also ich würde jetzt nicht sagen, dass die drei Prozent Fahrradverkehrsbeteiligung inzwischen exorbitant gestiegen ist – ich meine wir liegen im Moment bei fünf Prozent – mit Münster immer noch nicht zu vergleichen, aber das Gespräch darum hat zugenommen.

LUTZ BECKER: Wir drehen uns etwas im Kreis, sage ich mal. Der Kreis schließt sich immer in Wuppertal. Ich weiß nicht warum... wir haben zum Beispiel mit Uwe Schneidewind gesprochen. Es ging eben um Wuppertal, wir haben mit anderen Akteuren gesprochen...

GUNNAR SOHN: ...Jörg Heynkes.

LUTZ BECKER: Und wir haben immer das Gefühl – das hat jetzt nichts damit zu tun, dass wir unbedingt nach Wuppertal wollen – aber immer wieder in Wuppertal zu landen. Ich habe vor einiger Zeit mal ein Interview mit Harald Krasnitzer, diesem Wiener Tatort-Kommissar gelesen, der ja seit 15 Jahren in Wuppertal lebt. Er sagte, dass Wuppertal eine unheimlich interessante Stadt sei. Und das ist für jemanden, der aus Österreich kommt – aus Salzburg – und der in Wien gelebt hat, schon überraschend.

Das sind ja nun mal auch nicht gerade die Städte, wo keiner hinwill. Und warum ist Wuppertal dann so interessant?

UTA ATZPODIEN: Es ist ganz spannend, weil ich so eine Innen- und Außenperspektive habe. Ich bin selbst erst vor zwölf Jahren nach Wuppertal gezogen und habe anfangs auch sehr gehadert mit dieser Stadt. Also ich bin von Hamburg nach Wuppertal über meinen Ex-Mann gezogen der angefangen hat, beim Tanztheater zu arbeiten. Ich habe diese Stadt erstmal auch als etwas sperrig, eigentümlich und seltsam empfunden. Auch als nicht unbedingt ganz offen. Und aus dieser Starre heraus hat sich aber etwas ganz anderes entwickelt. Ich habe durch das Hier-Leben diese Stadt lieben gelernt. Und was Wuppertal ganz besonders auszeichnet – der Christian hat das ja auch schon schön beschrieben – ist das Engagement der Menschen, dieser Wille und vielleicht auch fast eine schreiende Notwendigkeit, etwas zu verändern. Dadurch ist unheimlich viel entstanden – die Nordbahntrasse ist auch über eine Bürgerbewegung entstanden. Utopiastadt, in der ja auch sehr viel Engagement spürbar ist – das ganz vielseitig ist und ganz unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche betrifft – also ob es das Urban Gardening ist oder all das andere. Ich habe insofern auch eine Außenperspektive, weil ich freie Dramaturgin bin. Ich engagiere mich vor allem für Kunst und Kultur und in diesem Projekt, das wir vor anderthalb Jahren gemacht haben – Mensch Utopia – haben sich unsere Kunstaktionen eben auch mit diesem Utopiegedanken, den Utopiastadt ja auch ganz stark in der Stadt implantiert hat, verbunden.

LUTZ BECKER: Ich habe da ein ganz persönliches Erlebnis. Ich bin Ende der 70er Jahre nach Wuppertal gekommen, um zu studieren. Das war eine Zeit, wo beispielsweise mein altes Gymnasium – ein Jugendstil Gymnasium – abgerissen wurde und durch einen Waschbeton-Plattenbau ersetzt wurde. Und ich habe das mehr oder weniger als normal empfunden. Und ich kam hier nach Wuppertal und dann ging es auf einmal los, dass die Leute forderten, die Nordstadt, einem alten Arbeiterviertel hier in Wuppertal, das damals flächensaniert werden sollte, in ihrem Charakter zu erhalten. Und da kam von unten und das war für mich völlig überraschend, weil das bei uns in Solingen, 20 Kilometer weiter, eigentlich überhaupt kein Thema war. Bei uns sind die 68er fast spurlos vorbeigegangen. Solche Themen wurden über viele Jahre überhaupt nicht angegangen. Wenn

was passiert ist, wie zum Beispiel die Korkenziehertrasse, dann war das in Solingen die Verwaltung, wie damals der Oberbürgermeister Franz Haug. Im Moment haben wir eine Phase, in der sich sehr viel bewegt mit Tim Kurzbach – wieder ein Oberbürgermeister – dazwischen hatten wir auch einen Oberbürgermeister, durch den gar nichts passiert ist. Und das heißt in Solingen – darüber haben wir auch gerade einen Artikel in der „Ökologisch Wirtschaften“ geschrieben – passiert sehr viel top down und da ist die Bewegung in Wuppertal, man denke an den Arrenberg und die Utopiastadt, genau andersherum. Wie kommt das zustande?

CHRISTIAN HAMPE: Wenn eine Verwaltung oder eine Politik – sozusagen eine Struktur, die dafür da ist, das öffentliche Leben sozusagen zu regeln und auch ein Korrektiv zu sein gegenüber einer freien Wirtschaft, gegenüber Umwelteinflüssen etc. – wenn die relativ stark ist und eine sehr klare Linie hat – ob man die dann gut findet oder nicht, das ist vielleicht noch einmal eine andere Sache – dann passiert auf jeden Fall auch was. Dann ist da eine gewisse Bewegung drin. Ich habe jetzt auch vor kurzem mit Tim Kurzbach (dem Solinger Oberbürgermeister) gesprochen, der eben auch schon gesagt hat, ich habe so den Geyer, aber ich mache das eben trotzdem. Der da auch ein bisschen stur hineingeht. In Wuppertal gibt es sehr viele verschiedene Akteure, die es sich selber vielleicht auch ein bisschen schwer machen. Wuppertal ist glaube ich auch noch einmal geprägt davon, dass es vor einigen Jahren auch einige Korruptionsthemen gab. Weswegen man auch vorsichtig ist, zu sagen „Wir machen das hier jetzt so und das da jetzt so“ – also eine Art top-down Geschichte. Dann gibt es in Wuppertal historisch bedingt eine sehr starke Bürgerschaft, aufgrund auch bestimmter Themen, die hier stattgefunden haben, der bestimmten breiten Arbeiterbevölkerung, die es hier gegeben hat. Immer wieder aber auch sehr viele Innovationen, bis hin zu Sozialsystemen, die es hier schon sehr früh gab.

LUTZ BECKER: Die Genossenschaftsbewegung war sehr stark in Wuppertal.

CHRISTIAN HAMPE: Elberfelder Modell.

LUTZ BECKER: Und die Schwebebahn als Innovation. Das Heroin ist in Wuppertal erfunden worden, von Bayer damals. Also Wuppertal war

natürlich auch immer – die ersten Jacquard Webstühle in Deutschland haben hier gestanden – hochinnovativ. Aber gleichzeitig auch wieder extrem konservativ, wenn man die Anzahl der Kirchtürme sieht.

UTA ATZPODIEN: Also die Geschichte der Künstler ist auch ganz interessant. Es gibt ja diesen bekannten Satz von der Lyrikerin Else Lasker-Schüler: „An den dunklen Wassern der Wupper erkennt man die Menschen, die wahrhaft leuchten.“ Und ich finde das steht ganz schön symbolisch für diese kreative Kraft in Wuppertal. Also wenn wir auch einmal in die Geschichte zurückblicken. Wir haben solche Persönlichkeiten, die aus der Stadt oder der Gegend geboren worden sind. Pina Bausch ist natürlich das Beispiel par excellence, die mit folgendem Satz sehr bekannt ist: „Mich interessiert nicht, wie die Menschen sich bewegen, sondern was sie bewegt.“ Das heißt die Bewegung der Menschen, die ja auch zu diesem Engagement führt, ist spürbar. Zudem gibt es viele andere Persönlichkeiten, wie Peter Kowald oder jetzt auch die pulsierende Szene mit Peter Brötzmann und vielen anderen. Wir haben so viele Choreographen, Künstler, auch bildende Künstler hier, die neben vielen anderen Akteuren dazu beitragen, dass diese Szene eben sehr lebendig, spritzig und erfrischend ist.

GUNNAR SOHN: Aber dennoch – ich bin hier ein bisschen spazieren gegangen – gibt es auch ein Rassismus-Problem – mit Rechtspopulismus. Also Vorfälle in Wuppertal oder im Bergischen Land.

CHRISTIAN HAMPE: Da kann ich gerne etwas zu sagen. Eine Sache noch kurz vorweg: Was sozusagen die Rahmenbedingungen in Wuppertal angeht, stimme ich dir auch völlig zu. Ich bin immer gerne dabei, die Helden auch in Wuppertal hochzuhalten. Man muss aber auch sagen, dass die Rahmenbedingungen an manchen Stellen in Wuppertal natürlich auch anders sind, als in anderen Großstädten. Die Stadt ist pleite, es gibt viel Leerstand, die Stadt ist stark geschrumpft. Es gibt Räume, in denen man etwas machen kann. Es gibt nicht so einen hohen Flächendruck auf Immobilien und auf Gebäude. Und aufgrund von starken Kürzungen in der Verwaltung, ist die Verwaltung an manchen Stellen auch nicht so agil, wie sie sich das vielleicht selber wünschen würde. Das bedeutet, da entsteht

ein Möglichkeitsraum – manchmal auch unfreiwillig- den man dann natürlich als Künstler, als Kulturschaffender oder auch als Gesellschaftsaktivist in irgendeiner Form auch füllen kann oder auch füllen muss. Insofern sind es an manchen Stellen auch die schlechten Rahmenbedingungen, die dann dazu führen, dass Sachen entstehen können, Innovationen entstehen können, die vielleicht in einer Stadt, in der mehr oder weniger alles funktioniert, eben nicht entstehen könnten. Da funktionieren die Sachen dann eben auch alle, sozusagen nach vorgezeichnetem Prinzip, aber die Ausbrecher, die dann in irgendeine Richtung ausbrechen, die gibt es da dann eben nicht.

LUTZ BECKER: Das deckt sich genau mit dem, was Sebastian Thrun über Kalifornien sagt. Also Sebastian Thrun, Erfinder des selbstfahrenden Autos bei Google, heute der Gründer von Udacity, kommt ursprünglich aus Solingen, hat gesagt, dass es in Kalifornien in den USA so gut funktioniert, weil die Regierung so extrem schlecht ist. Vielleicht ist etwas dran.

GUNNAR SOHN: Dann müsste es in Bonn ja auch gut funktionieren. Tut es aber nicht.

CHRISTIAN HAMPE: Ich würde jetzt auch nicht sagen, dass die Verwaltung und die Politik in Wuppertal grundsätzlich schlecht sind.

LUTZ BECKER: Das will ich auch nicht sagen.

CHRISTIAN HAMPE: Aber es gibt an manchen Stellen schon auch ein Vakuum in Führungsstrichen, weil an bestimmten Stellen Dinge nicht möglich sind. Weil die Ressourcen fehlen: finanzielle Ressourcen, personelle Ressourcen und so weiter. Ganz kurz zu dem Rassismus-Thema: Es gibt jetzt gerade zwei Veranstaltungsreihen. Einmal natürlich zu dem Anschlag in Solingen, der sich dieses Jahr jährt, und auch zu dem potentiellen Ausgang dieses NSU-Prozesses. Deswegen gibt es gerade eine ganze Reihe von Veranstaltungen. Gerade in den letzten Tagen ist das Thema sehr präsent. Ich erlebe Wuppertal eher als Rassismus-feindliche Stadt muss ich sagen. Das kenne ich aus anderen Städten im Ruhrgebiet anders. Aber gerade das ist an manchen Stellen auch immer wieder ein Anlass. Also wenn da ein autonomes Zentrum immer noch in der Stadt existiert

und halt natürlich auch immer bestimmte antifaschistische Parolen propagiert, ist das natürlich immer wieder ein Anreiz für sehr rechte Kräfte, genau da in die Kerbe reinzuschlagen. Da gibt es natürlich so einen kleinen Kessel, an dem sich das natürlich reibt.

GUNNAR SOHN: Fast eine Symbiose, oder?

CHRISTIAN HAMPE: So weit würde ich jetzt nicht gehen. Das klingt jetzt sehr positiv. Aber natürlich befruchtet es sich gegenseitig ein Stückweit.

GUNNAR SOHN: Das meine ich, das ist so ein kleiner Magnet.

LUTZ BECKER: Das war ja vor 33 genauso. Also da gab es ja auch diese extremen Pole. Also ein Eichmann zum Beispiel auf der einen Seite. Auf der anderen Seite aber auch eine sehr starke, hochsolidarische Linke. Das rote Solingen – linke Szene – die sich wirklich immer weiter auseinander bewegt und polarisiert haben. Und im Grunde genommen am Ende des Tages auch in die gleiche Kerbe geschlagen haben.

UTA ATZPODIEN: Also Wuppertal ist auf jeden Fall eine sehr vielseitige Stadt. Hier gibt es so viele Kulturen, die miteinander leben, wie in kaum einer anderen Stadt. Und es gibt vielseitige Versuche, diese Kulturen und auch die Perspektiven zusammenzuführen. Ich erinnere mich gerade nochmal an das Swane Café von der Sally Wane. Sie hat verschiedene Preise mit ihren Ansätzen gewonnen – sie versucht auch immer Gespräche zu ermöglichen. Also Menschen auf unkonventionelle Weise zusammenzuführen, was auch nicht immer ganz kritikfrei ist. Es gab ja die Idee verschiedene Parteien zusammenzuführen, wo sie auch zum Beispiel die AfD mit eingeladen hatte – und da hat sich Die Linke dann wiederum ganz radikal gegen die AfD gewendet und Sally Wane hat sich dann davor gestellt, weil ihre Strategie einfach die ist, Gespräche zu führen. Und ich glaube, das ist sehr interessant in Wuppertal, dass es da verschiedene Ansätze gibt. Obwohl vieles noch ausbaufähig ist. Du hast gerade die Verwaltung angesprochen. Ich denke auch, dass es da noch an Dialogen und an Kommunikation fehlt, aber auch, aus der eigenen Blase her auszutreten. Aber da ist glaube ich viel Bewegung in Wuppertal. Es gibt verschiedene Ansätze. Utopiastadt ist natürlich ganz zentral, aber es gibt jetzt beispielsweise auch das Loch für Kunst und Kultur, für Jazz und für andere

Formate oder eben das Swane Café von Sally Wane im Luisenviertel und auch andere Orte. Und was mir dabei gefällt ist, dass das so dezentralisiert ist, also dass es einfach verschiedene Orte gibt, die jetzt auch über diese andere Art von Verbindung, nämlich die Trasse miteinander in Kontakt sind. Und das Schöne ist – ich meine wie in anderen Städten ist es in Wuppertal auch so, dass Verkehr ein großes Problem ist – es ist über die Trasse möglich, dass die Menschen sich über eine andere Art fortbewegen.

GUNNAR SOHN: Aber wie weit geht es in den radikalen Gegenentwürfen? Ich will jetzt mal den Kritiker von außen spielen. Mir wirkt Wuppertal ein bisschen zu überhöht, sage ich jetzt mal als Berlin-Bonner. Wie weit gehen denn die radikalen Gegenentwürfe? Wenn ich hier aus dem Fenster schaue oder auch spazieren laufe sehe ich nur: Man findet kaum einen Parkplatz. Es ist alles zugeparkt. Die Autobahn ist voll. Ist es wirklich so, dass es klare Gegenentwürfe gibt, die Mobilität anders zu organisieren? Der Prozentsatz hier mit den Fahrradfahrern hat mich jetzt auch nicht vom Hocker gehauen. Wo sind die echten neuen Akzente, die vielleicht über Wuppertal hinausgehen?

CHRISTIAN HAMPE: Der reale Prozentsatz der Fahrradfahrer auf den Straßen in der Stadt ist im deutschlandweiten Vergleich wahrscheinlich nicht der Rede wert. Was ich aber eben spannend finde ist, dass es einen relativ intensiven Diskurs darüber gibt. Oder vielleicht gar nicht Diskurs: Es ist in der Öffentlichkeit. An manchen Stellen gibt es dann vielleicht auch mal einen Diskurs, dass zum Beispiel die Innenstadt autofrei sein muss, dann beschweren sich natürlich Einzelhändler und so weiter, bis man dann mal eine Ebene gefunden hat, auf der man miteinander reden kann. Radikale Gegenentwürfe? Soweit würde ich auch nicht gehen. Ich würde jetzt nicht sagen, dass es hier jetzt irgendwo ganz radikale Gegenentwürfe gibt. Solche hat es auch, glaube ich, noch nie gegeben. Selbst Engels hat ja keinen radikalen Gegenentwurf gemacht. Er war selber sehr erfolgreicher Unternehmer.

GUNNAR SOHN: Unternehmer-Söhnchen.

CHRISTIAN HAMPE: Auch das! Der hat sich aber damit beschäftigt. Und er hat damit auch eine bestimmte Grundlage gelegt, um danach – eigentlich erst in der nächsten Generation oder in der übernächsten Generation – diese Themen noch einmal anders zu reflektieren. Das finde ich relativ spannend. Was ich aber schon bemerkenswert finde ist, dass es in den letzten Jahren – zumindest aus meiner Perspektive – immer mehr Menschen in Wuppertal oder Akteurskreise das Gefühl bekommen, dass sie etwas verändern können. Hier gibt es eine Kirche, die der Diakonie gehört. Die Diakonie sagt, wir können sie nicht mehr halten, es ist alles viel zu teuer und egal wer sie haben möchte, wir machen sie jetzt dicht. Und da gibt es auch einige Akteure, die machen da einen Mittagstisch. Da gibt es Urban Gardening und ein Kulturprogramm und so. Und dann stehen da Leute auf und sagen: Das kann doch nicht sein, wir können doch nicht einfach einen öffentlichen Ort, der zum Kulturleben, zum gesellschaftlichen Leben im Quartier beiträgt, jetzt einfach dicht machen. Und da habe ich das Gefühl, dass das vorher nicht so stark war und dass es da im Moment nicht nur ein Projekt gibt, sondern einen ganzen Blumenstrauß. Da gibt es dann eine Unternehmerfamilie, die hat ein riesiges Gelände und stellt das zur Verfügung. Das ist nun via Erbpacht an eine Stiftung gegangen und damit ist für die nächsten 100 Jahre für eine gemeinwohlorientierte Entwicklung gesorgt. Da, wo sich verschiedene Akteure aus dem Sportbereich, aus dem Kulturbereich oder sozialen Bereich diese Stadt aneignen. Und zwar auch mit einer Selbstverständlichkeit. Natürlich, wenn da Freiraum ist dann gehen wir da rein. Und es ist nicht so wie in manchen anderen Städten, wo dageengehalten wird und eine Hundertschaft davorsteht und sagt: „Ihr könnt hier nicht rein.“ Sondern auch von der Stadt, und vor allen Dingen von der Verwaltung aus, versucht das möglich zu machen. Und da begegnet man sich schon anders auf Augenhöhe, als ich das aus anderen Städten kenne. Da ist es vielleicht kein radikaler Gegenentwurf, aber man hat so langsam angefangen auf Augenhöhe zu kommunizieren und das ist schon etwas Neues.

UTA ATZPODIEN: Da entstehen Freiräume – du hast eben das Bob KULTURWERK erwähnt – das sind halt auch Persönlichkeiten, wie die Familie Büniger, die sich einfach auch für solche Möglichkeiten öffnet. Interessant ist natürlich der Gedanke der Transformation. Und natürlich spielt da das

Wuppertal Institut auch eine Rolle und vor allem auch der Präsident vom Wuppertal Institut, Uwe Schneidewind, der auch mit seiner Begeisterungsfähigkeit, mit der er diesen Gedanken und vor allem auch diese Orientierung in das Positive, in das Machen, in das Umsetzen, in das Handeln und Verwandeln lenkt. Das ist wie ein Feuerwerk, das auch Funken sprüht. Ich glaube, da sind schon einige infiziert, wie auch eben von vielen anderen Aktivisten. Ich finde, da ist so etwas zusammengekommen. Ich sehe da ganz zentral auch neben dem Wuppertal Institut, der Utopia Stadt, wo ja schon seit Jahren die Idee der Utopie einfach gehandelt und verhandelt und auch weitergegeben wird. Ich glaube, darin liegt die Radikalität, nämlich nicht ein Riesenkonstrukt zu haben, eine starre Ideologie oder sonst etwas. Sondern es ist etwas, was aus dem Kleinen entsteht – und vor allem über das persönliche Engagement und die Haltung der Menschen. Denn die ist ja ganz wichtig. Auch den Mut zu haben, sich für so etwas zu öffnen – und sich vor allem auch für die Offenheit zu öffnen. Verwandlung trägt ja auch etwas in sich, wie die Zukunft, die uns nicht genau wissen lässt, worauf es hinausläuft. Im Gegenteil ist es wichtig, die Menschen – einzelne Menschen – dafür zu gewinnen.

Also heißt es wieder: nicht von oben nach unten. Sondern wirklich von unten heraus, wie Pflanzen und Blumen, es wachsen zu lassen und auch den Mut zu haben, wenn die Entwicklung dann nochmal in eine andere Richtung geht, dies auch aufzunehmen. Das ist ganz interessant, weil ich das jetzt auch aus Kunstprojekten kenne. Da ist nicht immer alles vorplanbar. Denn es hängt dann oft von dem Engagement, von der Aufstellung, der Disposition der verschiedenen Akteure ab. Wir haben auch ein kleines Projekt in der Diakonie-Kirche, der Kreuzkirche, mal gemacht. Das war eine Kooperation mit der Alten Feuerwache, die in der Nachbarschaft ist, in dem wir vor allem auch mit den Kindern und Jugendlichen gearbeitet haben. Dann haben wir auch wieder versucht andere Jugendliche – zum großen Teil islamischer Herkunft – in die Diakonie-Kirche zu holen. Und gerade dann auch, wenn so verschiedene religiöse Traditionen in einer unkonventionellen Weise und in einer verbindenden Weise – das Projekt hieß „Hier sein“, einfach ich bin hier im Stadtviertel – die Mög-

lichkeit haben zusammenzukommen und möglichst auch über ganz einfache, sinnliche Praktiken einander kennenzulernen und zu begegnen – ob das dann Kunst oder das gemeinsame Essen ist.

LUTZ BECKER: An der Stelle noch eine Frage: Ich möchte mich jetzt auf euren Film beziehen, den ihr gemeinsam mit dem Wuppertal Institut gemacht habt. Es handelt von Utopien des kleinen Mannes, der kleinen Frau. Welche sind denn die Utopien, die ihr da erfahren habt? Was sagen die Leute? Was wollen sie? Wie wünschen sie sich die Zukunft? Was ist so euer Eindruck und was ist dabei für euch herumgekommen?

UTA ATZPODIEN: Vielleicht erstmal kurz zur Entstehungsgeschichte. Wie oft bei Kunstprojekten ist es eine kurze Idee, ein Funke, der auch im Gespräch mit Uwe Schneidewind entstanden ist. Da war ja auch die Jubiläumsfeier in Vorbereitung. Und danach ist über ein Gespräch mit Christian Hampe der Kontakt zu Achim Konrad entstanden, der eh schon das Projekt hatte, akustisch und auditiv der Frage nachzugehen, was die Utopien eigentlich für die Menschen bedeuten. Wir haben uns dann mit der Filmmacherin Kim Münster zusammengetan. So ist dann im weitesten Sinne, stark von den Geschehnissen in Utopiastadt inspiriert, dieser Film entstanden. Und wir haben uns dann wiederum mit Kollegen von der Mobilien Oase Oberbarmen zusammengetan. Sie haben schon seit einigen Jahren einen Bauwagen vor der Färberei in Oberbarmen stehen haben. Und dort befragen Roland Brus und seine Kollegen eben die Menschen dazu, was ihr Leben ausmacht und welche Wünsche sie für die Zukunft haben. Welche Ängste sie haben. Also ganz fleißige Alltagsgeschichtensammler die Statements der Menschen formieren. Hier ist eben auch eine Kooperation entstanden und das hat sich auch wirklich erst im Laufe des Prozesses entwickelt, dass wir in einem repräsentativen Stadtteil im Osten und im Westen waren – also in Oberbarmen Wichlinghausen und am Arrenberg – die Menschen dazu befragt haben, wie ihre Utopie und wie ihr Wunsch für die Zukunft aussieht. Wir haben eine Mischung von Menschen, die schon aktiv sind. Aber auch von Menschen, die wir einfach auf der Straße zusammengesammelt und befragt haben. Das Spektrum ist ganz breit. Es geht von Wünschen für das Zusammenleben der Menschen – also Menschlichkeit fiel sehr oft – auch Themen wie Gewaltfreiheit, Respekt, Würde, einander sehen und wahrnehmen.

LUTZ BECKER: Interessanterweise sind das zum großen Teil Themen, die in den Techno-Utopien des Silicon Valley ganz untergehen.

UTA ATZPODIEN: Vielleicht ist es deswegen umso vielsagender. Mobilität spielt auch eine Rolle – autofreie Innenstädte. Dann das Thema Kunst und Kultur. Ich hätte am liebsten Musik in allen Ecken und Enden. Schönheit, Ästhetik, Inklusion auch. Weil Menschen, die selbst auch davon betroffen sind, dazu befragt worden sind. Oder eben auch Geldfreiheit. Plätze in denen die Menschen sich treffen können. Wohngemeinschaften. Also Begegnungen miteinander und Gemeinschaft spielen eine ganz große Rolle. Was mich persönlich jetzt auch sehr berührt hat: Die Leiterin einer Kulturinstitution, die auch davon sprach, wie wichtig es ist, die innere Ruhe zwischen den Begegnungen von den Menschen zu erschaffen und zu ermöglichen. Und letzten Endes davon auszugehen, dass die Utopie auch jetzt immer schon da ist und dass es wichtig ist, gleichzeitig zu träumen – also das Hier und Jetzt mit dem Blick in die Zukunft zu verbinden.

GUNNAR SOHN: Also doch sehr humane Utopien. Was Du gesagt hast Lutz, im Gegensatz, zum krassen Gegensatz, zum Silicon Valley. Dort ist die Utopie wie Singularität, also die Symbiose zwischen Mensch und Maschine oder bei Kurzweil sogar die Steuerung der Menschheit durch die Maschine – der radikale Gegenentwurf.

LUTZ BECKER: So empfinde ich das auch.

CHRISTIAN HAMPE: Ich fand es bei dem Film immer wieder bemerkenswert und schön – insofern geht das wieder ein wenig auf deine erste Aussage zurück – die Menschen dabei zu sehen, wie sie träumen. Also den Menschen anzusehen, dass sie gerade einen zufriedenen Augenblick haben, wie sie sich etwas Schönes vorstellen und sich das wünschen. Ich finde, das hat den Film unheimlich stark gemacht. Und ja, „Gegenentwurf“? Da wäre ich auch etwas vorsichtig, weil es an der Stelle eigentlich nicht wirklich ein Entwurf ist...

GUNNAR SOHN: ...eher eine Haltung.

CHRISTIAN HAMPE: Genau. Es ist eher eine Haltung und es sind vielleicht auch die Bedürfnisse der Menschen. Also wahrscheinlich sehr ursprüngliche, seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden bestehende Bedürfnisse nach Frieden, nach Ruhe, nach Gemeinschaft, nach Unabhängigkeit, auch von materiellen Zwängen. Also ob das jetzt Geld ist oder was auch immer.

LUTZ BECKER: Ein gutes Leben!

CHRISTIAN HAMPE: Und der Zukunftsentwurf aus dem Silicon Valley und aus ganz vielen anderen Firmen ist...

GUNNAR SOHN: ...das ewige Leben.

CHRISTIAN HAMPE: Es ist ja eigentlich eine eher durch den Willen nach Kapitalmaximierung sozusagen getriebene Entwicklung. Es ist halt an der Stelle keine Utopie. Vielleicht ein Zukunftsentwurf, aber eben als Mittel zum Zweck.

LUTZ BECKER: Eher getrieben...

Ja, genau, es ist eher getrieben und es spielt schon auf unterschiedlichen Ebenen. Wahrscheinlich haben die Mitarbeiter im Silicon Valley die gleichen Wünsche und würden wahrscheinlich ähnlich auf die Fragen reagieren, die ihr gestellt habt. Aber eben die Firmen nicht! Deswegen braucht es wahrscheinlich eher eine Reformation – und vielleicht ist es auch eher eine Reformation und keine Weiterentwicklung – eine Reformation von dem, was eigentlich Unternehmen sind. Also was ist eigentlich eine Unternehmung? Und da müsste man es sich wahrscheinlich noch einmal anschauen, weil an der Stelle sehr viele Konflikte zwischen dem entstehen, was wir vielleicht als gutes Leben bezeichnen, dem was die Menschen vielleicht auch einfach gerne hätten und dem was durch die Struktur und die Art wie Unternehmen sozusagen funktionieren verhindert wird oder sogar gegenläufig ist. Es widerspricht sich ja an manchen Stellen. Und da muss man reformieren. Entweder wir müssen unsere Gedanken und Wünsche reformieren oder weiterentwickeln. Oder wir müssen unser wirtschaftliches Konzept weiterentwickeln oder reformieren. Doch dann sind wir ganz schnell wieder bei Engels.

GUNNAR SOHN: Oder neu erzählen.

UTA ATZPODIEN: Was uns sehr wichtig war in dem Film – wir haben das ja konventionell in dem Sinne gemacht, dass wir die Menschen sich selbst zuhören haben lassen. Das heißt sie haben sich selbst gehört, indem was sie gesagt haben und dabei haben wir sie gefilmt. Berührt haben mich da die ganz kleinen Regungen der Menschen, wie sie auf sich selbst, auf ihre eigene Stimme reagiert haben, was da passiert. Und das Besondere ist, dass sich dann ein neuer Raum öffnet. Also wir kommen da auf eine andere Ebene. Und das ist das, was mir persönlich auch sehr am Herzen liegt – das Innehalten. Auch einmal in die Stille kommen. Das Zuhören, weil ich das für wahre Verwandlungsprozesse ganz wichtig finde. Ich glaube, dass wir nur von Verwandlung, Transformation und von Veränderung der Gesellschaft sprechen können, wenn wir wirklich bei uns selbst beginnen. Da gibt es ja auch den bekannten Spruch von Mahatma Gandhi: „Wenn du die Welt verändern willst, verändere dich selbst.“ Und ich finde der erste Schritt dafür ist, auch einmal innezuhalten und auch zu entschleunigen. Ich bin mir sicher, dass das im Zuge der ganzen technologischen Entwicklung, der Digitalisierung, ein ganz großes Thema ist. Ich glaube, das bekommen wir alle mit, an unserem ganz eigenen Verhalten mit den Medien oder auch bei Kindern, dass sich das wirklich sehr beschleunigt und dass immer weniger Raum dafür da ist, auch einmal Stopp zu sagen, innezuhalten und zu überlegen, wo stehe ich eigentlich und wo möchte ich hin?

LUTZ BECKER: Vielleicht können wir noch einmal auf die Paradoxie, die da drinnen steckt, eingehen. Du sprachst eben von dem Thema Mobilität. Die Menschen wünschen sich autofreie Bereiche. Auf der anderen Seite, wenn mal etwas im Verkehr hapert – bei uns in Solingen gibt es dieses elende Thema schon seit 30 oder 40 Jahren, die grüne Welle, die aus gutem Grund nicht funktioniert, es kann nicht funktionieren, rein technisch nicht. Dann auf der anderen Seite „Freie Fahrt für freie Bürger“ und gleichzeitig aber bitte kein Auto in meinem Vorgarten. Also diese Paradoxien, die da drinstecken. Wie lösen die Menschen diese Paradoxien auf?

UTA ATZPODIEN: Ja, das ist natürlich nicht einfach und vor allem ist es schmerzhaft, bei sich selbst anzufangen. Das heißt auf etwas verzichten, oder wirklich mal auch die Mühe auf sich zu nehmen andere Wege zu gehen – neuere Wege zu gehen. Und da ist – du hattest vorher die drei

Prozent Fahrradfahrer erwähnt – auf der anderen Seite haben wir in Wuppertal die drittgrößte Critical Mass. Einmal im Monat sind da 500 bis 800 Leute unterwegs. Mich interessiert das natürlich schon allein als Künstlerin und Dramaturgin, weil das ja schon etwas Performatives hat; da die Fahrradfahrer, die alle durch das Tal radeln, ja ein Vehikel und ein Schwarm werden. Und das ist auch noch einmal ein schönes Beispiel und ein Symbol dafür, was Gemeinschaft erzeugen kann. Und ich glaube, dass bei der Überwindung dieser Paradoxien die Gemeinschaft eine Rolle spielen kann. Also dieses sich gegenseitig anregen, inspirieren und auch – das haben wir alle schon erlebt, wenn wir bei der Critical Mass mitfahren – das ist auch eine Euphorie, die dann entsteht – und auch Zuversicht und Vertrauen, dass man gemeinsam etwas erreichen und verändern kann.

CHRISTIAN HAMPE: Ich würde da gerne an dieser Stelle eine Lanze für die Kritiker, vor allen Dingen die in Wuppertal sitzenden Wuppertal-Kritiker, brechen. Natürlich ist das in Wuppertal irgendwo genauso wie in allen anderen Städten: Die meisten Menschen in Wuppertal, würde ich jetzt mal behaupten, interessiert die autofreie Innenstadt nicht. Das ist nach wie vor ein deutlich kleinerer Teil der Menschen in Wuppertal, die sich so intensiv mit einer anderen Form von Mobilität beschäftigen und das kann man mit Sicherheit auf ganz viele andere Bereiche auch übertragen. Insofern ist noch nicht alles super in Wuppertal.

GUNNAR SOHN: Wie viele Autos hat Wuppertal? 300.000?

CHRISTIAN HAMPE: Das weiß ich nicht, das kann ich nicht sagen. Ich glaube, das hat Jörg Heynkes mal gesagt. Ungefähr.

LUTZ BECKER: Ja, ja...

CHRISTIAN HAMPE: Dann wird das bestimmt stimmen.

GUNNAR SOHN: Mehr Autos als Einwohner oder?<sup>36</sup>

CHRISTIAN HAMPE: Was ich halt eben spannend daran schon finde, ist auch die Entwicklung, die es in den letzten Jahren gemacht hat. Es hätte

---

<sup>36</sup> Auf 362.174 Einwohner kommen 202.687 zugelassene Fahrzeuge. Zum Vergleich: 198.805 Wohnungen. Quelle: Stadt Wuppertal. Stand 31.03.2020

auch genauso gut sein können, dass es bei den drei Prozent bleibt und dass so eine Geschichte, wie die Critical Mass, wo am Anfang diese zwanzig Aktivisten gefahren sind, fünf Jahre später eben auch nur diese zwanzig Aktivisten fahren. Aber jetzt fahren knapp tausend Leute gemeinsam mit dem Fahrrad durch die Stadt. Das macht schon irgendwie wumms! Auch wenn tausend Leute bei 360.000 Einwohnern noch relativ wenig sind. Um der Kritik ein wenig Raum zu geben: Natürlich gibt es noch an ganz vielen anderen Stellen elementare Fragestellungen, die meiner Meinung nach noch nicht gelöst sind und wo noch ein bisschen mehr Power auf die Straße muss. Von allen Seiten der Gesellschaft. Wuppertal ist historisch gesehen eine der wichtigsten Textilstätten gewesen, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Und man hat jetzt 100 Jahre gebraucht, um die sehr schlechten Produktionsbedingungen in der Textilbranche aus dieser Stadt rauszukriegen und den Fluss wieder soweit hinzukriegen, dass er nicht in allen Regenbogenfarben leuchtet und auch nicht schwarz ist, sondern so renaturiert wird, dass da wieder Lachse schwimmen können.

LUTZ BECKER: Was völlig faszinierend ist. Also ich weiß noch, dass die Schüler in Leichlingen im Gymnasium stinkefrei bekamen. Dann waren wir immer sauer, weil die frei hatten und wir nicht. Wenn ich überlege, wie dreckig die Wupper war oder bei uns in Solingen der Lochbach, der wirklich alle Farben des Regenbogens hatte. Wenn ich mit dem Hund spazieren ging: einen Morgen grün, einen Morgen lila und was auch immer. Und dass wir das schon einmal geschafft haben, das ist heute auch ein Biotop. Früher eine Steinrinne – heute ein Biotop. Da haben wir auch total viel geschafft, in den letzten Jahren.

CHRISTIAN HAMPE: Genau. Und da ist das dann auf der einen Seite auch schön zu sehen. Ähnlich schön, wie so eine Critical Mass ein Gewicht bekommt. Weil es da auch um die kritische Masse geht. Auf der anderen Seite ist es uns dann fast unverständlich, wie man dann in so einer Stadt mit so einer Historie, mit dem was man eigentlich schon geschafft hat, dann sozusagen einen der Hauptzugänge der Stadt säumt mit den Sinnbildern dessen, wo heute und wie heute ein Großteil der Textilindustrie halt funktioniert: Mit großen Discountern, die weltweit dafür bekannt sind...

GUNNAR SOHN: Primark?

CHRISTIAN HAMPE: ...die weltweit dafür bekannt sind, dass sie Textilwaren zum Billigpreis veräußern, und dass da extrem schlechte Arbeitsbedingungen hinter stecken. Und dass man da als Stadtgemeinschaft, als Politik, als Verwaltung, als Stadtgesellschaft nicht geschafft hat, das aufzuhalten. Das macht einen an der Stelle doch ein bisschen traurig. Auch wenn es dann einen dazu anregt – um jetzt doch wieder eine kleine Utopie am Ende noch offen zu lassen, zumindest was den Hauptbahnhof in Wuppertal angeht – das Hauptgebäude, des Hauptbahnhofs soll ja verkauft werden und steht im Moment leer. Da hat man jetzt sozusagen als Politik, als Gesellschaft, als Verwaltung die Möglichkeit da doch noch einmal Pflöcke einzuschlagen, um da irgendetwas anderes zu machen.

GUNNAR SOHN: An dieser Stelle machen wir mal den ersten Fragekomplex dicht und kommen zum nächsten: Welche Zukunft seht ihr? Und ich will anfangen mit der Frage – Ihr, Utopia Stadt, seid ja frisch gekürte Creative Space Preisträger in diesem Jahr – welche Projekte plant ihr?

CHRISTIAN HAMPE: Es gibt eine ganze Menge an konkreten Sachen, die gerade in Planung sind. Eine Sache, an der wir schon seit sehr langer Zeit arbeiten, ist diese Renovierung des alten Mirker Bahnhofs. Da soll es Städtebau-Fördermittel geben. Die sind inzwischen auch bewilligt. Da hapert es im Moment, wie bei vielen solcher Projekte, vielleicht auch an ganz kleinen bürokratischen Feinheiten. Wir sind aber auch mit der Verwaltung in Wuppertal auf einem ganz guten Weg, dieses Jahr auch wirklich die Sanierung zu beginnen. So dass dieser alte Bahnhof langfristig für den Gemeinbedarf zur Verfügung steht. Das ist irgendwie eins dieser Dinge, die auch am Bekanntesten sind – und irgendwie jetzt auch endlich von statten gehen können.

UTA ATZPODIEN: Ich spreche ja als freie Dramaturgin, also als Verbundene von Utopiastadt, aber auch im Vorstand von Freies Netzwerk Kultur. Ich möchte trotzdem an dieses Jetzt anknüpfen, wenn ich von der Zukunft spreche. Wie vorhin auch kurz erwähnt aus unserem Film, die Utopie ist eigentlich jetzt schon da. Wenn wir jetzt zum Beispiel von unserem Kraftzentrum in der Stadt sprechen: Wir haben Primark gegenüber vom Wuppertal Institut. Wir haben ganz in der Nähe auch dieses Schauspielhaus.

Und die Frage ist ja, was genau mit solchen Orten passiert. Und ich glaube es hat vor einem Jahr eine Veranstaltung stattgefunden: Das Pina-Bausch-Zentrum als Motor für die Stadtentwicklung. Und das finde ich als Grundidee auch perspektivisch – das ist ja auch das was hier passiert im Mirker Bahnhof – ein leerstehendes Gebäude, das gefüllt wird mit Leben und Aktivitäten. Das hat, finde ich, auch eine ganz zentrale Bedeutung für Wuppertal. Gerade in so einem Kraftzentrum auch historisch gesehen. Weil die Textilindustrie ja auch genau in diesem Gebiet war. Für das was sich jetzt in Zukunft entwickeln kann. Und da ist es eben auch gefragt, da ist die Offenheit gefragt, vielleicht auch eine klarere Haltung von der Stadt, sich für solche Prozesse und auch Beteiligungsprozesse zu öffnen.

GUNNAR SOHN: Mal unabhängig von Wuppertal... Welche Zukunft seht ihr persönlich?

UTA ATZPODIEN: Ich kann mich im Grunde genommen auch den Stimmen aus dem Film „Mensch Utopia“ anschließen. Also wirklich eine Zukunft, in der eine Gesellschaft funktioniert, die mehr auf Gemeinschaft basiert, mit einer viel besseren Kommunikation. Ich glaube da hapert es oft noch, wo wir viel zu viele Schleifen drehen und in Sackgassen geraten, weil eben diese Kommunikation nicht funktioniert und die Menschen sich nicht für einander öffnen – und zwar wirklich transdisziplinär. Dass mehr Dialoge entstehen zwischen Kunst und Kultur, Politik, Wirtschaft und vielen anderen Bereichen. Ich glaube, dass das der Schlüssel dafür ist. Und wir sprechen hier viel über das „gute Leben“. Es ist wichtig, das bewusster mit aufzunehmen: Was wollen die Menschen? Können wir das gute Leben wirklich so beschleunigt erleben, wahrnehmen und erfahren? Da sehe ich eben immer wieder einen guten Einstieg über Kunst und Kunstprojekte, die Menschen einfach nochmal zurückzuholen zu sich selbst. Genau diese Räume zu öffnen, wo dieses gute Leben – ob es jetzt in Wuppertal, in anderen Städten oder international ist.

LUTZ BECKER: Also wir sind hier ja auch im Co-Working Space. Und ich frage mich: Müssen wir dafür nicht überhaupt unser Arbeitsregime ändern? Wenn ich die Pendlerströme sehe, wo tausende von Menschen aus den Städten von Wuppertal über die A46 nach Düsseldorf, von Solingen

nach Köln immer wieder in Bewegung sind und überhaupt nicht die Möglichkeit haben, hier an dem Ort anzukommen. Ich kenne es von mir und das geht vielen anderen so, wenn ich abends aus Köln nach Hause komme bin ich erst einmal platt. Da habe ich überhaupt nicht mehr die Energie, Gemeinschaft zu erleben. Da bin ich froh, wenn ich zuhause bin und mal ein paar Sätze mit meiner Frau reden kann. Seht ihr da Chancen, dass man die Gesellschaft ein bisschen animiert an dieser Stelle?

CHRISTIAN HAMPE: Also ganz konkret in Utopiastadt ist es schon so, dass hier unheimlich viel über das Thema Gemeinschaft funktioniert. Viele Menschen hier haben einen Anspruch die Stadt, die Gesellschaft und unsere Welt zu verbessern. Aber auch weil man so ein bisschen einer Crew ist. Hier sind viele Leute, die ähnliche Ideen haben. Egal zu welcher Tages- oder Nachtzeit man hier aufkreuzt, da sind immer welche von den Utopisten und machen sich gerade Gedanken darüber, wie man dieser Welt etwas einbringen kann, um sie ein bisschen besser zu machen. Und das stärkt, glaube ich, an ganz vielen Stellen ein Gemeinschaftsgefühl und vielleicht auch das Bedürfnis von sozialem Zusammenhalt. Wir haben allerdings auch da immer das Thema, wie wir es hinkriegen, dass die Gemeinschaft offen ist, aber trotzdem geschützt – dass jeder das Gefühl hat, dass man hier auch vorbeikommen kann und daran auch teilhaben und mitmachen. Um noch einmal auf die Frage der Zukunft zurückzukommen. Ich finde es unheimlich schwer zu sagen. Man sieht eben an vielen Stellen sehr positive Entwicklungen. Ich freue mich total, wenn hier ein Großteil der Critical Mass am Bahnhof vorbei zum eigentlichen Startplatz fährt und dann ein paar hundert Leute klingelnd an diesem Bahnhof vorbeifahren. Mich freut es, dass es inzwischen eine europaweite Initiative zum Thema Gemeinwohl gibt, wo sich wirklich auch viele Menschen und Ökonomen Gedanken machen, wie wir unsere Unternehmen und unser Verständnis von Unternehmen soweit sensibilisiert und reformiert bekommen, dass das mit unseren Wünschen, wie wir uns Leben und Lebensqualität vorstellen, in Einklang zu bringen ist. Man muss so etwas auch sehen – die Wenigsten der breiten Bevölkerung das interessiert das. Die Wenigsten der Unternehmen und Unternehmensführungen interessiert das. Und ich will das nicht schwarzmalen, aber wir haben noch so viel zu tun. Und da geht es uns in unserem beschaulichen Wuppertal und

in unserem beschaulichen Deutschland eigentlich echt super. Selbst wenn der Fluss dreckig wäre, würde es uns immer noch richtig gut gehen.

GUNNAR SOHN: Aber ich brauche ja noch nicht einmal eine Utopie, um das Arbeitsleben neu zu organisieren. Du, Lutz, könntest viel mehr in Online-Formaten als Professor weg von der Präsenzmanie abbilden. Genauso hat das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung berechnet, dass die Hälfte der Arbeitsplätze dezentral organisiert werden könnten. Unabhängig vom Busfahrer und dem Piloten, die immer als Gegenbeispiel genannt werden. DIW hat das klar berechnet und die Hälfte der Arbeitsplätze könnten dezentral organisiert werden, in Co-Working Spaces. Wir liegen aber unter zehn Prozent in Deutschland und teilweise mit sinkender Tendenz. Also die Zahl der Berufspendler steigt von Jahr zu Jahr und die fahren alle mit dem PKW.

LUTZ BECKER: Ein schönes Beispiel – das Kraftfahrt Bundesamt hat gesagt, dass der Bestand an Fahrzeugen zwischen Anfang 2017 bis Anfang 2018 um 1,1 Millionen gestiegen ist. Ich habe das mal ausgerechnet. Ich nehme mal den Golf 7 und stelle die alle Stoßstange an Stoßstange auf, dann bin ich von hier bis Hamburg in zehn Reihen. Das muss man sich echt mal vorstellen. Das sind nur die Fahrzeuge, die dazu gekommen sind. Welche Absurdität. Deswegen kann eine grüne Welle nicht mehr funktionieren. Wir müssen andere Konzepte haben.

UTA ATZPODIEN: Also im Grunde geht es hier auch darum, diese Idee der Arbeit noch einmal stark zu überdenken und zu überlegen, wie können zukünftige Arbeitsformen und -strukturen auch aussehen. Die just eben an dem Lokalen mehr ansiedeln, dass die Menschen im Grunde genommen auch nicht mehr pendeln müssen und in Bewegung sein müssen. Und da sehe ich Wuppertal auch ein bisschen als Pilotprojekt. Also hier ist ja auch ganz viel in Stadtvierteln los. Also dass man einfach nochmal auf allen Ebenen – ob das jetzt Fragen sind, die den eigenen Alltag betreffen, wie Mobilität, Ernährung, Foodsharing und so weiter, dass man nochmal schaut, die Menschen näher an dieses Lokale anzubinden. Da sehe ich auch wieder einmal Möglichkeiten und Perspektiven über Kunst- und Kulturaktionen. Wenn Gemeinschaft entsteht und wenn eine Identifikation da ist – ob das jetzt hier in Utopiastadt oder an verschiedenen

anderen Orten ist – entsteht auch ein Impuls daraus, sich selbst zu engagieren. Ich war gestern auf einer kleinen Veranstaltung von einem Kleinunternehmen, das zu einem Nachhaltigkeitsforum eingeladen hat. 25 Angestellte, die sich einfach mal gefragt haben, wie können wir überhaupt Nachhaltigkeit vermitteln? Wirklich ganz engagierte Leute, die im ganz kleinen Umfeld – und das Berührende fand ich, es war einfach ein Kleinunternehmen – Leute dazu einladen darüber zu reflektieren und nachzudenken, wie kann diese Kommunikation aussehen. Wie können wir die Menschen ansprechen? Wie können wir die Menschen gewinnen? Das kann über solche Foren und Begegnungsforen entstehen oder eben auch über Kunstprojekte, ob das ein Film ist oder anderes. Ich finde Joseph Beuys ist immer ein ganz guter Begleiter: „Jeder Mensch ist ein Künstler“ – dass die Menschen noch einmal so ein Gefühl und Bewusstsein dafür entwickeln, dass da viel mehr Raum ist und dass da viel mehr Möglichkeiten bestehen auch kreativ zu gestalten. Das muss ja nicht nur mit dem Pinsel in der Hand sein. Allein die Gedanken und die Ideen sind ja schon eine Kreation, um mit dem erweiterten Kunstbegriff von Beuys zu sprechen.

LUTZ BECKER: Man lernt, man muss nicht funktionieren. Das finde ich eigentlich ganz spannend.

UTA ATZPODIEN: Was auch ein spannendes Thema ist: das bedingungslose Grundeinkommen. Also mit Blick in die Zukunft, in der sich die Arbeitsstrukturen verändern. Was könnte das verändern und das könnte nämlich auch – das ist natürlich ein langer Prozess, das kann man wahrscheinlich nicht mit einem Hebel umstellen – aber die Frage, wenn solche Freiräume entstehen, die die Menschen dann auch frei und kreativ nutzen könnten, inwiefern sich das auch positiv auf die Gesellschaft auswirken könnte.

GUNNAR SOHN: Wir sind schon gut eine Stunde am Philosophieren. Insofern kommen wir zum dritten Fragekomplex: Was würdet ihr tun, wenn ihr Königin oder König von Deutschland wärt?

UTA ATZPODIEN: Also als Erstes würde ich jedem eine Krone aufsetzen (lacht).

CHRISTIAN HAMPE: Dann sind wir schon einmal zu viert.

UTA ATZPODIEN: Und im Grunde als Symbol auch den Menschen. Jeder trägt seine eigene Krone und das steht dafür, selbst Verantwortung zu übernehmen und eben diesen kreativen Raum auch zu nutzen.

GUNNAR SOHN: Gut, dann würdest du wahrscheinlich das bedingungslose Grundeinkommen einführen.

UTA ATZPODIEN: Ich würde das bedingungslose Grundeinkommen einführen.

GUNNAR SOHN: Wie würdest du das finanzieren?

UTA ATZPODIEN: Wie ich das finanzieren würde?

GUNNAR SOHN: Das war jetzt eine gemeine Frage. Der Götz Werner würde das über die Erhöhung der Mehrwertsteuer finanzieren, was schlecht ist.

LUTZ BECKER: Ja, Transaktionssteuer.

UTA ATZPODIEN: Das heißt ich würde Experten zusammenrufen, um dann gemeinsam eine Lösung zu finden, um das finanzieren zu können. Ich habe das Ziel jetzt vor allem vor Augen, aber ich denke, dass das ganz wichtig ist. Ich denke, wir können dann einen Weg finden und da gehört natürlich die wirtschaftliche Expertise, die ich jetzt persönlich nur begrenzt habe, dazu und auch der Weitblick.

GUNNAR SOHN: Ja, was sagt der König?

CHRISTIAN HAMPE: Also ich würde auf jeden Fall den Hauptbahnhof in Wuppertal sichern. Dann wäre zwischendurch die Überlegung – das sind so Kleinigkeiten – die aber unheimlich schön sind. Ich habe überlegt, es wäre eigentlich total schön, den alten Mirker Bach, der halt eben hier so inzwischen unterirdisch verläuft, wieder nach oben zu verlegen über die Gathe. Die Gathe machen wir einfach dicht, das ist ja Fußgängerzone. Also Autos sollen die Leute außerhalb abstellen, wenn es noch welche gibt. Und die Gathe ist so eine Flaniermeile und darüber fließt der Mirker Bach bis in die Wupper. Das fände ich richtig schön. Die Menschen sollen zur

Mitte am besten zu Fuß gehen. Dann freuen sich auch die Krankenkassen, wenn die Leute sich mehr bewegen. Es gab auch die Idee einer Grünbrücke über die Autobahn. Da haben wir uns gedacht, dass es schön wäre, wenn man in Wuppertal diese Autobahn, die immer so eine krasse Barriere ist, überqueren könnte und man würde so eine riesige breite Grünbrücke bauen. Dann haben wir mit Skribbels angefangen und festgestellt, dass das total bescheuert ist und wir einfach die Autobahn dicht machen müssen, um sie zu bepflanzen.

LUTZ BECKER: Rollrasen auf der Autobahn.

CHRISTIAN HAMPE: Das ist dann die Trasse 2.0. Also wir machen jetzt nicht nur die alten Bahntrassen dicht, sondern wir machen auch die Autobahnen dicht. Wir müssen sowieso Autos abschaffen. 1,1 Millionen Autos zusätzlich sind – viel zu viel – das ist inzwischen auch allen klar. Also wenn man die Autobahnen abschafft, dann kommt man auch nicht mehr so schnell von A nach B und man muss sich zuhause einen Job suchen. Man hat viel mehr Grünflächen. Die Autobahnen sind dann auch relativ ebenerdig und man kann super mit dem Fahrrad entlangfahren. Man kann ja eine Spur als Fahrradstrecke einfach frei lassen und den Rest bepflanzt man dann. Das finde ich ist doch eine ganz coole Perspektive. Worüber wir uns dann wahrscheinlich intensiv Gedanken machen müssen ist, wie wir dann den internationalen Kontext hinkriegen. Da ist es wahrscheinlich nicht getan, wenn wir alle Autobahnen dieser Welt einfach dicht machen und grün machen. Das wäre aber ein cooles Zeichen. Dann würde man vom Mond aus ein grünes Spinnennetz über der Erde sehen, weil alle Autobahnen grün wären.

UTA ATZPODIEN: Und dazu noch ganz viel Musik, Kultur, Malerei, Essen und lange Tafeln.

LUTZ BECKER: Das ist erschreckend, wir sprachen noch eben darüber, wie laut die Autobahn hier ist.

CHRISTIAN HAMPE: Lauter als wir sein dürfen.

GUNNAR SOHN: Ist das so?

LUTZ BECKER: Das ist absurd.

UTA ATZPODIEN: Und dadurch wird alles auch ruhiger, bisschen stiller in dem Sinne werden, dass die Menschen sich auch wieder wirklich begegnen können. Sie rasen nicht aneinander vorbei, sondern sie fahren vielleicht mit dem Fahrrad oder laufen und dadurch entstehen eben auch diese Räume, in denen sich die Menschen wahrhaftig begegnen.

CHRISTIAN HAMPE: Was auch noch eine ganz schöne Idee wäre, wir haben immer wieder darüber nachgedacht: Wie man eigentlich den Drang eines kapitalistisch funktionierenden Unternehmens ein wenig aufgelöst bekommt, damit es nicht nur Kapital anhäuft und immer nur weiter wächst. Es wäre total interessant, wenn die Unternehmen – die können alle gerne privat sein – aber gleichzeitig alle gemeinnützig wären. Also wenn jedes Unternehmen damit einen gemeinwohlorientierten Auftrag hätte, auch im Sinne des Grundgesetzes und damit dann eben Überschüsse, die erwirtschaftet werden, eigentlich wieder ins Gemeinwesen zurückspülen müsste. Das ist auch kein Kommunismus. Die Grundidee wäre das Gemeinwesen zu fördern. Die Grundidee des Grundgesetzes wird an manchen Stellen noch etwas wenig in der Praxis umgesetzt.

LUTZ BECKER: Ich bin ja oft in Norwegen. In mittelständischen norwegischen Unternehmen ist es immer so: Eigentümer ist „Familie soundso und Mitarbeiter“. Und alleine schon, da die Mitarbeiter an diesem Unternehmen beteiligt sind, funktionieren diese Unternehmen meiner Meinung nach besser. Sie sind einfach kreativer, und das in vielen Bereichen. Das Arbeitsklima ist wesentlich besser. Sie bekommen ihre Arbeit schneller geschafft. Die arbeiten weniger als wir und sie haben eigentlich ganz schlechte Startbedingungen – alles ist teurer, es ist lange dunkel, das Geld ist teuer.

GUNNAR SOHN: Und egal, ob das jetzt Genossenschaften oder anders organisierte Unternehmen sind, die Gemeinschaft bietet die Grundlagen dafür, dass diese Unternehmen überhaupt existieren können. Also das, was wir an Steuern zahlen und was an Infrastruktur investiert wird, partizipieren die Unternehmen daran. Es ist nicht so, dass sie auf der Insel der Glückseligen leben, zum Beispiel bei der Bodennutzung. Gerade auch bei Bodenspekulationen müsste viel regulativer eingegriffen werden, vielleicht auch mit Steuern, wie der Grundsteuer.

LUTZ BECKER: Was der Uwe Lübbermann<sup>37</sup> so schön sagt, diese Anti-Mengenrabatte, wenn einer eine Wohnung kauft zahlt er weniger, wenn er zwei kauft mehr, wenn er drei kauft noch mehr und wenn er dreißig kauft, eben noch viel mehr.

GUNNAR SOHN: Absolut. Also das man den kleinen Häuslebauer vielleicht rausnimmt. Aber einer, der in Menge geht, wird extrem versteuert.

LUTZ BECKER: Und diesen Anti-Mengenrabatt kann man steuerlich in ganz vielen Punkten ansetzen und ich denke, dass das durchaus ein Modell ist, über das man mal nachdenken sollte. Und auch für die Unternehmen ist das besser. Wenn ich als Unternehmen immer einen großen Kunden bevorzuge, habe ich irgendwann nur noch einen großen Kunden, von dem ich extrem abhängig bin. Und das passiert heute bei vielen Unternehmen und man sieht hier im Bergischen Land gibt es viele Unternehmen, die in brutaler Abhängigkeit sind. Und wenn man solche Modelle einführen würde, würden diese Abhängigkeiten nicht so groß werden. Wir hätten vielmehr kleine Unternehmen.

UTA ATZPODIEN: Und was dahinter steht ist auch die Idee der Freiheit, als Gegensatz von Abhängigkeit. Also wirkliche eine Gesellschaft, in der Freiheit eine zentrale Rolle spielt.

GUNNAR SOHN: Genau. Und wir dürfen den semantischen Tricks der Spekulationskapitalisten nicht verfallen, zum Beispiel bei Steuererleichterungen. Die Steuererleichterung ist im Prinzip schon ein fauler semantischer Trick. Man sagt, Steuer ist per se eine Last, das was wir an Steuern aufbringen, da partizipieren alle, also die Gemeinschaft und die Unternehmen auch. Also insofern ist Steuererleichterung ein erster Weg, um die Leute auszutricksen, alleine schon mit dem Begriff.

UTA ATZPODIEN: Und was zu dem Ganzen natürlich auch immer wieder dazu gehört, ist dieses Haltung zeigen, wofür die Kunst ja auch traditionell steht. Ich habe vorhin die Idee vom Schauspielhaus im Zentrum eingebracht und den Menschen, die auch eingeladen sind. Denn die Frage ist:

---

<sup>37</sup> Uwe Lübbermann ist Initiator und Moderator des Getränkeunternehmens <http://premium-cola.de>

„Wie kommen wir dahin?“ Und da fände ich es wichtig, immer wieder ein Kontra oder eine neue Perspektive mit einzubringen, damit das Ganze auch fruchtbar dahin wachsen kann.

GUNNAR SOHN: Dann können wir uns doch auf eure Regentschaft freuen und ich würde sagen, dass wir an dieser Stelle einfach Schluss machen.

LUTZ BECKER: Ja, vielen Dank Gunnar.

GUNNAR SOHN: Vielen Dank Lutz.

LUTZ BECKER: Vielen Dank, Uta. Vielen Dank, Christian.

GUNNAR SOHN: Das war's mit der Königin und dem König.

# Wir haben in Deutschland ein Mentalitätsproblem

## – Teil 2

*mit Jörg Heynkes*

Mit Jörg Heynkes führten wir unser erstes Gespräch im Jahr 2017. Rückblickend hatten wir alle das Gefühl, das dieses Gespräch im Jahr 2020 noch einmal neu geführt werden musste. Jörg hatte inzwischen mit einem beachtlichen Erfolg an der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen teilgenommen. Aber auch ihm sollte nicht das vergönnt sein, was in der Geschichte des Landes noch niemanden gelungen ist, nämlich als unabhängiger Kandidat in den Landtag am Rhein einzuziehen. Zudem hat die Corona-Krise den Event-Unternehmer Jörg Heynkes tief ins Mark getroffen. Mit Masken-, Hygiene- und Abstandsregelungen ist es für einen Großbetrieb, wie der Villa Media, unmöglich wirtschaftlich zu arbeiten. Auch das hat Jörg Heynkes rechtzeitig erkannt und schon kurz nach dem Lockdown die Reisleine ziehen müssen.

GUNNAR SOHN: Und unser erster Gast – unser erster König von Deutschland – war vor drei Jahren Jörg Heynkes. Und mit Jörg machen wir den Abschluss. Da schließt sich sozusagen der Kreis?

LUTZ BECKER: Ja ganz genau. Wir produzieren ja das Buch. Seit 2017 hat sich viel geändert und wir haben festgestellt, dass wir beim ersten Mal so viel über tagesaktuelle Themen gesprochen hatten, die heute nicht relevant sind, und dass es eigentlich keinen Sinn macht, es jetzt in Buchform zu bringen. Deswegen haben wir gesagt: Wir führen das Gespräch nochmals neu.

GUNNAR SOHN: Also wir bleiben natürlich beim Schema mit drei Fragen: Was bewegt dich? Welche Zukunft siehst du und was würdest du tun, wenn du König von Deutschland wärst? Prima, Jörg, dass du dabei bist. Was bewegt dich?

JÖRG HEYNKES: Mein Gott, mich bewegen so viele verschiedene Dinge aktuell oder seit Jahren, das wisst ihr. Ich bin in vielen Themen oder Fragestellungen unterwegs: Wie wird sich unsere Welt in den nächsten zehn, 15 oder 20 Jahren entwickeln – und zwar durch das was jetzt gerade geschieht. Durch Digitalisierung, durch neue Technologien, durch die damit verbundenen gesellschaftlichen Entwicklungen. Ob das jetzt die Mobilität der Zukunft betrifft, die Energieversorgung, die Frage, wie wir uns in Zukunft ernähren werden, wie wir es schaffen den Klimawandel so zu begrenzen, dass auch unsere Kinder und Enkel überleben können und noch ein einigermaßen vernünftiges Leben auf diesem Planeten haben. Das sind eine Vielzahl an Fragen, die mich heute genauso noch bewegen, wie vor drei Jahren als wir das letzte Mal gesprochen haben.

LUTZ BECKER: Wie siehst du denn die Zukunft unserer Enkel?

JÖRG HEYNKES: Ich bin ja, wie du weißt, Lutz, grenzenloser Optimist. Deswegen sehe ich die Zukunft natürlich positiv. Weil ich der festen Überzeugung bin und auch bleibe, dass wir alle Chancen dieser Welt haben, es gut zu machen. Weil wir nämlich über das gesamte Wissen, über das gesamte Know-how, über sämtliche Technologien verfügen, um alles schlichtweg besser zu machen als gestern. Oder besser zu machen, als in den letzten 20, 30, 40, 50 Jahren, wo wir eher ziemlich vieles falsch gemacht haben. Aber wir wissen, wie es besser geht. Ich bin der festen Überzeugung, dass, wenn wir es jetzt in den nächsten Jahren schaffen vom Denken zum Handeln zu kommen, dass wir dann auch letztendlich die richtigen Strategien, die richtigen Konzepte und die richtigen Maßnahmen einleiten werden, damit es besser wird auf diesem Planeten. Und dass wir diese gigantischen Chancen, die da vor uns liegen auch nutzen und – damit verbunden – auch die Risiken, die da sind, lernen in den Griff zu bekommen.

LUTZ BECKER: Dazu habe ich direkt eine Frage: Wir haben sehr viel über technologische Utopien gesprochen. Wir haben damals schon über autonomes Fahren gesprochen, und ich glaube wir sind jetzt ist so langsam der Punkt, wo wir sehr ernsthaft darüber nachdenken sollten, dass bald die ersten autonomen Flugzeuge kommen werden. Die Entwicklung hat einen enormen Schub gemacht in den drei Jahren seit unserem letzten

Gespräch. Aber was ich immer noch nicht wirklich sehe sind die sozialen Utopien. Also das heißt: Ja, wir haben diese Themen, wir machen eine solidarische Landwirtschaft, wir machen Mehrgenerationenhäuser, aber... Diese sozialen Utopien hängen immer hinter der Technik hinterher oder täusche ich mich da?

JÖRG HEYNKES: Überhaupt nicht. Aber das war doch immer so, oder? Wir wissen doch aus der Geschichte, dass technologische Entwicklungen immer viel schneller gehen, als die gesellschaftlichen Entwicklungen, die dann hinterherhinken. So war das eigentlich immer. Ich denke, das ist natürlich auch ein Dilemma unserer Zeit, dass wie wir ja alle wissen und spüren wie die technologische Entwicklung in den letzten zehn, 20 Jahren mit einer ungeheuren Geschwindigkeit immer weiter zunimmt. Jeden Tag schneller. Wir als Gesellschaft, als Menschen, als soziale Wesen in diesen Gemeinwesen, wir haben bei weitem nicht mehr so viel Zeit, wie früher, um uns an diese technologischen Veränderungsprozesse zu gewöhnen. Wir können als Beispiel nehmen, wie sich nach dem zweiten Weltkrieg das Telefon in wahnsinniger Geschwindigkeit anfang zu verbreiten. Da waren es trotzdem noch 20-30 Jahre, die es gedauert hat, wenn nicht sogar mehr, bis tatsächlich in jedem Haushalt so ein Telefon gestanden hat. Das Fernsehen hat Jahrzehnte gebraucht, bis es dann ein gesellschaftlicher Faktor in unserem Leben wurde. Begleitet von all den Ängsten die natürlich damals da waren. Beim Telefon genauso wie beim Fernsehen – oder beim ersten Zug der auf die Schienen gesetzt wurde. Es gab immer große Ängste, aber die Gesellschaften hatten immer Jahrzehnte Zeit, sich damit auseinanderzusetzen und daran zu gewöhnen. Und heute, das wissen wir, kommt eine neue Technologie, die poppt so auf, und ist innerhalb von zwei, drei vier Jahren um den Globus, in unser aller Tasche, in unser aller Lebenswirklichkeit. Wir als Gesellschaft haben das Dilemma, dass wir viel schneller werden müssen im Antizipieren und im Verstehen und im Auseinandersetzen. Damit tun wir uns tatsächlich etwas schwer.

GUNNAR SOHN: Aber ist es denn wirklich so? Entwickeln sich die Technologien denn so schnell, oder ist es eher das Blabla, das sich schnell verändert? Welche KI-Technologie hast du gestern genutzt?

JÖRG HEYNKES: Dutzende wahrscheinlich. Weil jedes Mal, wenn ich mein Smartphone benutze und irgendwelche Apps öffne oder meinen Computer benutze, nutze ich irgendwelche KI-Systeme, die im Hintergrund laufen.

GUNNAR SOHN: Nö, im Hintergrund läuft Mainframe, also Großrechner-Technologie.

Ich habe schon den Eindruck, dass zu viel über KI geschwafelt wird, aber KI-Anwendungen sich mehr auf der Metaebene bewegen. Dass zwar große Datenmengen verarbeitet werden, aber dass in der granularen Analyse KI-Systeme eher schwach sind. Also, nenne mir eine konkrete Anwendung, ich weiß es nicht.

JÖRG HEYNKES: An der Stelle würde ich dir ja sogar recht geben, dass KI-Systeme noch absolut in den Kinderschuhen stecken. Wir stehen ja noch ganz am Anfang einer Entwicklung. Letztendlich haben wir vielleicht von dem was KI eines Tages mal in unserer Gesellschaft möglich machen wird, heute vielleicht ein Millionstel erreicht. Wir stehen am Anfang dieser technologischen Entwicklung, das ist gar keine Frage.

GUNNAR SOHN: Ist es wirklich so, dass die Technologien sich so schnell entwickeln, oder hinken wir in unseren politischen Konzepten so weit hinterher? Beispielsweise beim Thema Verkehrswende. Oder beim Thema intelligente Bepreisung von CO<sub>2</sub>-Emissionen. Da brauchen wir doch auf Technologie nicht warten, sondern da brauchen wir eigentlich eine vernünftige Ordnungspolitik!

JÖRG HEYNKES: Da bin ich bei dir. Ich würde dabeibleiben, dass Technologie sich rasend schnell entwickelt, das erlebe ich jedenfalls für mich so. Wenn wir uns anschauen, wie dieses blöde Smartphone unser aller Leben verändert hat. Das ist ja eine technologische Entwicklung. Das ist deutlich schneller gegangen als beim Fernsehen oder beim Radio oder beim Telefon oder bei vielen anderen Technologien aus der Vergangenheit. Das kann man nicht bestreiten. Nichtsdestotrotz hast du ja Recht, dass die gesellschaftliche Entwicklung zurückbleibt, und dass ist vor allem in Deutschland gerade besonders schlimm. Wir sind halt eine Gesellschaft, die sich schwertut mit Veränderungsprozessen. Wir haben viel zu viel

Angst vor Veränderung. Und haben ungeheure Beharrungskräfte gerade in Deutschland, in dieser Gesellschaft, was vielleicht damit zu tun hat, dass es uns ziemlich gut geht. Viel besser als vielen anderen Völkern. Die Menschen haben vielleicht die Sorge, dass wenn sich was verändert, es schlechter werden könnte. Und das ist bedauerlich, aber das ist auch ein Fakt an dem wir als Gesellschaft schleunigst arbeiten müssen. Wie kommen wir schneller zu Veränderung? Zu Lust zur Veränderung? Begeisterung? Zu mehr Mut, den wir einfach brauchen um uns auf solche Veränderungen einzulassen? Beispiel: die Mobilitätswende. Das hat ja auch viel mit Ausprobieren und Experimentieren zu tun. Aber auch, wie du schon sagst, mit der Entschlossenheit von Politikern, jetzt auch mal in die Putschen zu kommen und zu machen. Die guten Beispiele, die es überall gibt, dann einfach auch mal umzusetzen im eigenen Plan.

GUNNAR SOHN: Müssten wir dann vielleicht auch weniger ins Silicon Valley schauen, sondern auf unsere eigenen Stärken? Was die Remotefähigkeit der Arbeitsplätze anbelangt, liegt ja Deutschland deutlich vor den USA und Großbritannien. Also wir sind Tabellenspitze zusammen mit der Schweiz.

JÖRG HEYNKES: Grundsätzlich lohnt es sich eigentlich immer, sich nicht nur einen Ort anzuschauen. Das Silicon Valley ist ein guter Ort für bestimmte Dinge, die man sich anschauen sollte, wenn man was lernen möchte, sich entwickeln will. Ich glaube, es gibt ganz viele Themen, für die es sich deutlich mehr lohnt nach Israel, Tel Aviv, oder so zu gehen. Und es gibt wieder andere Themen, bei denen es sich lohnt, sich die Niederlande anzugucken. Und es gibt nochmal andere Themen, bei denen es sich vielleicht lohnt, nach China, nach Shenzhen oder anderen Städten zu blicken. Und natürlich gibt's auch den Blick nach Deutschland, nach Europa. Gerade, wenn es um soziale Entwicklung geht, oder um das Thema Mobilität, was du eben schon angesprochen hast. Dann geht der Blick nach Kopenhagen oder nach Wien, um sich schlichtweg mal damit zu befassen, wie man es richtig machen kann.

LUTZ BECKER: In den letzten drei Jahren ist in Deutschland in Bezug auf Mobilität ja nicht viel passiert. Ich habe ein bisschen den Eindruck, was mich extrem stört, dass politische Entscheidungen nicht evidenzbasiert

getroffen werden. Es werden zum Beispiel verkehrspolitische Entscheidungen getroffen – hier kommt ein Kreisverkehr hin, dort eine Ampel, oder was auch immer. Die Daten sind da, die liegen bei Google, die liegen bei Apple, oder ich weiß nicht wo. Aber diese Entscheidungen werden lokal situativ getroffen. Es geht um diesen einen Kreisverkehr und keiner macht sich Gedanken, und keiner schaut mal in die Daten, was denn passiert, wenn dieser neue Kreisverkehr dann wirklich kommt. Wie sich der dann auf den Gesamtverkehr in der Stadt auswirkt. Ist das nur eine Problemverlagerung oder ist es wirklich eine Problemlösung? Das ist etwas, was mich im Moment wirklich teilweise entsetzt, weil: Wir haben die Daten. Natürlich gibt es das Primat der Politik. Dazwischen haben wir aber irgendwo eine Riesenlücke.

JÖRG HEYNKES: Ich kann dir abschließend auch leider nicht erklären, woran das liegt. Außer was ich eben schon gesagt habe, dass ich schon die Einschätzung habe, dass es in unserem Land einen breiten Widerstand gegen Veränderungsprozesse gibt. Es gibt eben nicht diese Lust auf das Neue. Diese Lust auf die Veränderung. Es gibt keine Kultur des Experimentierens und des Ausprobierens und des damit verbundenen wohl möglichen Scheiterns. Das ist eben alles nicht mehr in unserer Gesellschaft vorhanden oder nicht in ausreichendem Maße vorhanden. Und ich glaube, das hat viel damit zu tun, warum wir da eben nicht weiterkommen. Uns fehlt in dieser Gesellschaft schlichtweg der Mut, uns auf Neues einzulassen.

LUTZ BECKER: Wir erleben ja gerade jetzt mit diesem Covid-Thema, dass wir nach meinem Eindruck eine Welle des Antiutopischen haben. Eben genau das Gegenteil, „Marsch, Marsch, zurück“. Alles was neue Technologie ist, ist böse. Bill Gates ist böse, egal, was er macht. Ich bin nicht unbedingt ein großer Freund von Bill Gates, und was er da mit den Klärkraftwerken macht finde ich auch nicht ganz geschickt, freundlich ausgedrückt. Aber diese Antihaltung finde ich schon extrem spannend, beziehungsweise auch etwas besorgniserregend.

JÖRG HEYNKES: Das ist ja das, was man jetzt schon immer öfter hört. Dieser Begriff, dass dieser Virus und diese Pandemie wie ein Brenngas wirkt und viele Dinge, die in unserer Gesellschaft immer schon da waren, aber

vielleicht doch nicht so ausgeprägt und nicht sichtbar waren, die werden dadurch sichtbarer und transparenter. Das, was du jetzt gerade beschrieben hast, was natürlich viele Menschen besorgt, mich genauso. Aber das ist nichts Neues, das hat es in dieser Gesellschaft immer gegeben. Die Leute sind nicht gestern plötzlich so geworden. Aber sie verbünden sich jetzt miteinander. Sie werden mutiger, sich damit in die Öffentlichkeit zu begeben. Mit den krudesten Ideen und Gedanken, die man sich vor wenigen Monaten gar nicht getraut hätte, irgendwo öffentlich zu äußern. Und jetzt finden sie Raum, sie finden Platz und sie finden Aufmerksamkeit. Auch bei uns, denn wir sprechen gerade hier über sie. Und das zeigt, dass auch da eine ziemlich merkwürdige Entwicklung ist, die bestimmt nicht positiv ist und uns mit Sicherheit kein einziges Stück weiterbringen wird, in dieser Gesellschaft.

LUTZ BECKER: Willst du die positiven Utopien dagegenhalten?

JÖRG HEYNKES: Jetzt aktuell gerade meinst du?

LUTZ BECKER: Ja! Haben wir jetzt positive Utopien?

JÖRG HEYNKES: Nicht in der Auseinandersetzung. Nicht in der politischen Auseinandersetzung, nicht in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung. Also ganz im Gegenteil. Ich bin da ziemlich betrübt, muss ich zugeben. Mein Eindruck ist, dass da nicht mit positiven Utopien dagegengehalten wird, sondern eigentlich mit dem Verteidigen von Maßnahmen und man ebenso versucht, sich zu rechtfertigen, um nicht noch tiefer in den Schlamm zu geraten. Aber ich sehe nicht wirklich, dass da jemand etwas Positives dagegenstellt.

GUNNAR SOHN: Liegt das vielleicht auch daran, dass wir manchmal einer Leimspur folgen, die am Ende dann vielleicht doch falsch gedacht ist? Wenn wir ständig von Mobilität reden, warum reden wir dann nicht von Immobilität? Es gibt ein nettes Buch von Jürgen Dahl „Einrede gegen die Mobilität“. Wir reden immer nur von Mobilitätskonzepten, vielleicht reden wir auch mal von Immobilitätskonzepten.

JÖRG HEYNKES: Tolle Idee. Habe ich noch nie drüber nachgedacht, muss ich zugeben. Wäre eine Anregung wert.

GUNNAR SOHN: Wenn man sich die Zahlen der PKW-Zulassungen anschaut, wenn man sich den Berufsverkehr anschaut: Die Zahl der PKW, in denen nur eine Person pro Auto drinsitzt geht nach oben, in diesem Jahr, und auch im vergangenen Jahr war das schon so. Und wenn dann von Verkehrswende geschwafelt wird muss man sich doch nur den Berufsverkehr anschauen, um zu sehen, dass das eine Fata Morgana ist. Aber wir haben auf der anderen Seite wiederum gesehen, dass durch die „Zwangsremotisierung“ der Arbeitsplätze mit einem Schlag auf einmal acht bis neun Millionen PKW pro Tag weniger auf der Straße waren.

JÖRG HEYNKES: Ich bin ehrlich gesagt nicht so naiv zu glauben, dass das lange von Bestand bleiben wird. Ich gehöre nicht zu denen, die sagen, jetzt nach Corona – wenn es dann irgendwann mal nach Corona sein wird, warten wir mal ab, wann das sein wird, ob in einem Jahr oder in zwei Jahren oder vielleicht ja auch nie. Wird das dann so bleiben? Ich glaube nicht. Ich glaube das sehr vieles in unserer Gesellschaft einfach wieder zurück schwappt, leider ist das das alte Doing. Ich glaube schon, dass es Veränderungen gibt, das will ich damit nicht sagen. Nach allen Studien oder Interviews, die ich gelesen habe, zum Beispiel mit führenden Leuten aus DAX-Konzernen zum Thema Homeoffice, hört man, dass keiner mehr alles wieder zurückdrehen will. Sondern alle sagen nein, wir werden diese Technologie in Zukunft viel stärker nutzen. Ich bin auch überzeugt davon, dass ein nicht unerheblicher Teil von betrieblichen Reisen in Zukunft wegfallen wird. Weil die Leute gemerkt haben, dass es keinen Sinn macht, für ein zweistündiges Meeting von München nach Hamburg zu jetten. Nur um sich da zwei Stunden auszutauschen. Das macht in Zukunft hoffentlich kein Mensch mehr. Oder das wird man vielleicht nur noch sehr selten machen, wenn es gar nicht anders geht. Von daher wird es da schon Veränderungsprozesse geben, die natürlich auch Einfluss auf Mobilität haben. Wir werden ein Stückweit weniger Verkehrsaufkommen haben. Aber ich sehe nicht unbedingt die strukturelle Veränderung, dass Politiker und Entscheider, dadurch dass wir jetzt gelernt haben, dass auch mal acht oder neun Millionen Autos weniger auf der Straße sein könnten, irgendwas verstanden haben. Das sehe ich noch nicht diese Bereitschaft, daraus eine neue Strategie, ein neues Konzept zu

machen. Soweit sind die noch nicht, in Berlin, oder in Düsseldorf, oder an anderen wichtigen Orten.

LUTZ BECKER: Was wäre eigentlich in manchen Sektoren gewesen, wenn man so weitergemacht hätte? Wir haben zum Beispiel seit fast zehn Jahren dieses Thema Overtourism in Venedig. Das vor den Kreuzfahrtschiffen kapituliert. Kreuzfahrtschiffe in den Mangrovenwäldern. Wir haben es ja in vielen Bereichen einfach in den letzten Jahren völlig überdreht. Was ich jetzt total spannend finde: Wir haben zurzeit Bürohäuser, die zu 90% leer stehen, weil die Leute im Home-Office sind. Da sehen wir eine Umnutzung, da könnte sicherlich Wohnraum geschaffen werden. Ich glaube manche Sachen -und es sind ganz schlimme Sachen passiert, das will ich auch gar nicht bestreiten – können durchaus heilsam sein, an der Stelle. Ich denke, es wäre so oder so früher oder später schief gegangen. Wenn nicht durch Corona, dann durch irgendwas anderes. Also, ich denke da war Corona eigentlich nur eine Art Katalysator oder Verstärker oder wie man das auch nennen mag.

JÖRG HEYNKES: Ich glaube, wir wussten auch vor fünf Jahren alle schon mehr oder weniger, dass es eine schlechte Idee ist, 5000 Menschen auf ein Schiff zu bringen und in die Lagune von Venedig zu fahren. Das war schon immer eine verrückte Idee. Trotzdem wette ich mit dir: In spätestens zwei Jahren fahren die da wieder rein und die Schiffe werden voll sein. Das ist das Verrückte. Es wird wieder so kommen. Das ist das Betrübliche. Also ich würde mir wünschen, dass ich mich an dieser Stelle irre und es nicht so kommen wird, aber da bin ich ziemlich sicher.

GUNNAR SOHN: Da hängen ja auch eine Menge Arbeitsplätze dran. Generell in der Tourismusbranche und nicht nur bei den Kreuzfahrtschiffen. Sondern generell, wenn man sich Prag, Rom, Paris anschaut, oder Berlin. Die leben ja vom Tourismus.

JÖRG HEYNKES: In Asien, auf den Philippinen, leben Millionen von Menschen nur von diesen Kreuzfahrtschiffen. Und die Menschen arbeiten dort für relativ kleines Geld und müssen mit diesem Kleingeld trotzdem ihre ganzen Familien ernähren. Das muss einem bewusst sein. Bleiben wir vielleicht auch an dieser Stelle ganz kurz bei dem Beispiel mit den Kreuzfahrtschiffen. Ich glaube es kommt wieder und vielleicht sollten wir dann

auch einfach sagen: Ja gut, dann akzeptieren wir auch, dass es wiederkommt, damit die Menschen wieder Arbeit haben. Aber wie wäre es denn, wenn wir jetzt einfach das Schlimmste beseitigen und zwar durch das Handeln, das Gunnar eben eingefordert hat: Nämlich, dass die Politik jetzt endlich mal vorschreibt, dass Kreuzfahrtschiffe nicht mit diesem dreckigen Zeug, mit diesem Dreck fahren dürfen, den sie heute in ihren Tanks haben. Wie wäre es, wenn wir sagen, spätestens in fünf Jahren müssen die alle mit Gas oder mit Wasserstoff fahren? Technisch geht das, das muss die Politik nur entscheiden. Das würde dazu führen, dass so ein Ticket dann vielleicht nicht die 5000 € kostet, sondern 5100 €. Ja, dann ist das halt so! Das ist doch nicht schlimm, wenn das dann für alle gleich gilt. Dann kostet eine Kreuzfahrt eben 100 € mehr. Das ist doch nicht dramatisch. Und wenn dafür dann kein Schweröl mehr verbrannt wird, ist das doch prima! Und wir könnten auch dafür sorgen, dass sie wieder fahren dürfen, aber eben nicht in die Lagune. Nicht in die Mangrovenwälder. Nicht in die Fjorde hinein. Es gibt doch andere schöne Möglichkeiten, mit dem Schiff zu reisen. Man muss damit aber nicht an die seltensten und schützenswertesten Orte dieser Welt fahren. Das kann Politik doch regeln. Das kann man doch einfach aufschreiben und ein Gesetz draus machen, oder eine Verordnung. Das geht! Das ist nur eine Frage des politischen Handelns und des Wollens. Der entsprechenden Haltung dazu.

LUTZ BECKER: Ein Beispiel dazu: In Uganda werden Schutzgebiete für die Gorillas durch Tourismus finanziert. Ohne Tourismus wären die Tiere nicht geschützt. Es gibt immer zwei Seiten der Medaille. Es gibt kein Schwarz und kein Weiß in unserer Welt.

JÖRG HEYNKES: Ich will nur kurz ergänzen, dass wir in dieser globalisierten Welt dazu gekommen sind, dass viele Millionen Menschen heute (nicht in Deutschland) aus ihrer bitteren Armut befreit wurden und heute ein einigermaßen vernünftiges Leben führen können, hat ganz viel mit Tourismus zu tun. Wir schaffen dadurch überall auf der Welt enorme Zahlen an Arbeitsplätzen und damit Wertschöpfung für Menschen in Ländern. Insofern ist es überhaupt nicht sinnvoll zu sagen, dass wir keinen Tourismus wollen. Nein, wir wollen Tourismus! Es ist auch sinnvoll und auch gut und macht auch Spaß. Aber es braucht eben einen anderen Tourismus. Einen, der eben nicht so viel zerstört, bei einem der die Schönheit

der Natur bewahrt und der anders strukturiert ist, und das geht! Das ist wieder nur eine Frage von politischen Entscheidungsprozessen. An der Stelle bin ich bei Robert Habeck, der immer sagt, wir dürfen es nicht den einzelnen Menschen überlassen, dass sie für sich versuchen ein besserer Mensch zu werden. Und ich kann als Tourist auf einem Kreuzfahrtschiff nicht dafür sorgen, dass das blöde Ding endlich mit Wasserstoff fährt. Aber die Politik kann das entscheiden! Und deswegen ist es eine politische Herausforderung, eine politische Aufgabe, diese Rahmenbedingungen zu setzen und da müssten wir letztendlich mal hinkommen.

GUNNAR SOHN: Kommen wir zum zweiten Fragenblock.

LUTZ BECKER: Genau: Welche Zukunft siehst du?

JÖRG HEYNKES: Ich bleibe mal bei meiner optimistischen Haltung. Wenn man zurückschaut in die Geschichte unseres Planeten, oder in die Geschichte der letzten paar hundert Jahre, dann sehen wir doch, dass die Welt, in der wir heute sind, die Beste ist, die es je gegeben hat. Und wir haben es über die Jahrzehnte, seit der ersten industriellen Revolution vor 250 Jahren, immer wieder geschafft, die Voraussetzungen für die Menschen immer besser zu machen. Es hat nie weniger Analphabeten gegeben. Es hat nie weniger Hunger gegeben. Es hat nie weniger Kriege gegeben, als jetzt. Obwohl viele Dinge auf diesem Planeten schrecklich sind. Aber es ist immer besser geworden. Ich habe gar keinen Grund anzunehmen, dass es uns nicht gelingen sollte das auch fortzusetzen und morgen eine noch bessere Welt zu schaffen. Das ändert nichts an dem ganzen Irrsinn der um uns herum stattfindet. Aber vieles war früher noch irrsinniger. Vielleicht schaffen wir es ja, jetzt die nächsten Schritte zu machen und dadurch eine gerechtere Welt für alle Menschen zu schaffen. Das ist ein langer Weg, ein hohes Ziel. Aber ich glaube, dass die Möglichkeiten dafür bestehen.

LUTZ BECKER: Welche Möglichkeiten siehst du denn konkret in Wuppertal? Welche Zukunft siehst du für Wuppertal? Was verändert sich da?

JÖRG HEYNKES: Ja bei uns hat sich schon ganz viel verändert, zum Beispiel politisch. Wir hatten hier zehn Jahre, länger als zehn Jahre, eine völlig verhärtete politische Situation in einer sogenannten GroKo aus CDU

und SPD, die die bestehende politische Kultur der Stadt mehr oder weniger zerstört hat. Die ist Gott sei Dank vor wenigen Jahren aufgebrochen worden. Wir haben jetzt eine neue politische Konstellation, in diesem Fall aus Grünen und Schwarzen, die nicht alles richtig machen und alles besser machen. Da kann keine Rede von sein. Sie haben aber eine Menge aufgebrochen. Es wird wieder viel mehr diskutiert. Die Menschen merken, dass man sich besser einbringen kann. Wir haben vor allem in Wuppertal in den letzten zehn Jahren ein ungeheures bürgerliches Engagement gesehen, das noch mal wieder stärker geworden ist. Weil sich die Menschen immer mehr einmischen, immer mehr einbringen. Wir merken, dass der Wille der Bürger wächst, Dinge anzustoßen und zu verändern – und das nicht einfach nur den Politikern im Rathaus zu überlassen. Und wenn wir es schaffen, nach der Kommunalwahl vielleicht, mit einer neuen Stadtregierung, mit einem neuen Oberbürgermeister. Uwe Schneidewind hat sich zur Kandidatur für das Amt durchgerungen, der aus meiner Sicht eine große Chance für die Stadt ist. Dann kommen wir vielleicht in ganz neue Prozesse des Miteinanders und der Gestaltung eines neuen Wuppertals.

LUTZ BECKER: Wie kann man das auf andere Städte übertragen? Was hat Wuppertal richtig gemacht?

JÖRG HEYNKES: Wuppertal hatte riesiges Glück. Diese Stadt war vor 15 Jahren nämlich völlig kaputt. Total zerstört! Hier lag der Mehltau über der Stadt, wir waren in allen Rankings mit die schlechtesten. Sind wir auch heute noch, was Sozialhilfe, Hartz IV oder Arbeitslosigkeit betrifft. Aber damals war die Stimmung, die Mentalität der Leute im Eimer. Wir waren ganz unten im Dreck angekommen. Und in dieser Phase, in der man das Gefühl hatte, jetzt geht nichts mehr, jetzt ist alles vorbei, in dieser Phase, in diesem Dreck entstand der Nährboden für Neues. Und da haben die Menschen in den Quartieren begriffen, dass es die Stadt nicht mehr richten wird. Die ist pleite. Die sind vielleicht auch unfähig, da im Rathaus. Da haben viele Menschen begriffen: Wenn ich will, dass sich hier etwas verändert, dann muss ich jetzt anfangen mich zu engagieren, um es besser zu machen. Und dann haben Menschen angefangen, sich für die Nordbahnstraße zu engagieren, für Projekte in Heckinghausen, am Mirker Bahnhof eine Utopia-Stadt zu bauen. Menschen haben angefangen das Klimaquartier Arrenberg zu organisieren. Überall in der Stadt sind so

kleine neue Zentren bürgerschaftlichen Engagements entstanden. Das hat in der Stadt einen großen Veränderungsprozess angestoßen. Was nicht bedeutet, dass heute alles gut wäre. Davon kann keine Rede sein. Aber das bedeutet, dass ganz viel gewachsen ist, dass Feuer in vielen verschiedenen Bereichen lodert. Das bedeutet, dass die Politik dadurch auch angetrieben wird, Haltung zu verändern. Wir haben zum Beispiel kürzlich im Bereich Mobilität – ich bin ja auch Vizepräsident der Bergischen Industrie- und Handelskammer – in der IHK ein verkehrspolitisches Papier verabschiedet. Das ist bei weitem noch nicht das, was ich mir wünschen würde. Aber trotzdem stehen da Sachen drin, die wären vor fünf Jahren völlig undenkbar gewesen. Da kämpft eine IHK für neue Radwege, für neue Radkonzepte, für neue Mobilitätskonzepte, für mehr Komfort für Fußgänger und Radfahrer. Das wäre vor fünf Jahren nicht vorstellbar gewesen. Es ist ein mühsamer Weg, aber es ist ein Weg, der möglich ist – und der auch in anderen Städten denkbar ist. Wenn ich dann allerdings mit Menschen aus Düsseldorf spreche, die sagen: „Ach Mensch, bei euch in Wuppertal ist das Engagement so stark, warum geht das nicht bei uns?“ Dann antworte ich: „Wahrscheinlich, weil es euch gut geht – und bei euch die Stadt zu stark ist.“ Denn dieses Engagement der Menschen hier in den Quartieren war natürlich auch deswegen möglich, weil sich die Stadt nicht wehren konnte. Sie ist damals zu schwach gewesen. Aber sie konnte den Menschen auch nicht sagen: „Stopp mal, Stadtentwicklung ist unsere Aufgabe. Kümmert euch da bitte nicht drum.“ Von daher glaube ich, an dieser Stelle aus Schwäche eine Stärke zu machen, ist vielleicht die Chance. Die Chance hatten die Wuppertaler – die haben aber vielleicht auch die Duisburger, die ähnliche Probleme haben – oder auch die Hagerener. Es gibt in Nordrhein-Westfalen ähnliche Städte, die ähnliche Schwierigkeiten haben und da sollte man vielleicht auf diese Karte setzen.

GUNNAR SOHN: Gilt das für die Hochschullandschaft auch? Das war ja mal so ein revolutionärer Geist, der da herrschte in Wuppertal, den sehe ich da nicht.

JÖRG HEYNKES: Das würde ich mir nicht anmaßen, beurteilen zu wollen. Denn ich habe da zu wenig Einblick. Da kriege ich zu wenig mit, was da passiert, das wäre vermessen, wenn ich mich dazu äußern würde.

LUTZ BECKER: Ich äußere mich auch nicht, ich bin befangen.

GUNNAR SOHN: Wieso bist du befangen?

LUTZ BECKER: Ich habe ja in Wuppertal studiert. Heute bin ich woanders, insofern ist das immer eine ganz schwierige Situation (lacht).

GUNNAR SOHN: Feigling (lacht).

LUTZ BECKER: Kommen wir zum dritten und letzten Punkt: Was würdest du denn tun, wenn du im Sinne von Rio Reiser König von Deutschland wärst? Anarchisch.

JÖRG HEYNKES: Ich würde versuchen, die richtigen Leute aus Zivilgesellschaft, Politik und Ökonomie zusammenzubringen – vor allem aus der Wirtschaft. Ich glaube, dass viele der Unternehmen in Deutschland viel weiter als die Politik sind. Wenn wir das Thema Klimaschutz nehmen: Wie oft haben jetzt schon große Unternehmen aus Deutschland – selbst Firmen wie RWE, Thyssen Krupp, also Giganten – viel stärkere Maßnahmen der Bundesregierung eingefordert. Klarere Regeln, höhere CO<sub>2</sub>-Bepreisung. Ich glaube man kann mit den Unternehmen eine Menge erreichen. Wenn man sich anschaut, was Aldi Süd zum Beispiel in den letzten Jahren im Bereich Photovoltaik auf fast allen Niederlassungen auf den Weg gebracht hat, eine Lade-Infrastruktur für Elektromobilität und so weiter. Man sieht, dass es viele Unternehmen gibt, die längst auf einem Weg sind, den die Politik bis heute nicht verstanden hat. Ich würde versuchen, da die Besten zusammenzubringen und mit denen gemeinsam einen wirklichen Schlachtplan auszuarbeiten. Also Prioritäten zu setzen: Was sind die wichtigsten Sachen, die man sofort angehen muss und was hat zwei oder drei Jahre Zeit? Dann gemeinsam Szenarien oder Roadmaps zu entwickeln, wie man die notwendigen Projekte für die drei entscheidenden Themengebiete Energie, Mobilität, Ernährung auf die Schiene bekommt. Das sind die drei Hauptthemen, die neben Bildung und Sozialem ganz oben stehen. Veränderung brauchen wir aber vor allem in den Bereichen Energie, Mobilität und Ernährung, wenn wir es schaffen wollen, die Herausforderung dieser Zeit zu bestehen. Und ich würde versuchen das mit den schlauesten Menschen gemeinsam auf den Weg zu bringen

und voranzutreiben. Und zwar, an der Stelle bin ich dann wieder bei Robert Habeck, mit der notwendigen Radikalität im Handeln. Ich glaube, es geht nicht um die radikalsten Lösungen. Aber es geht darum radikal zu handeln. Tatsächlich nicht rumzueiern, und es nicht mit „Reförmchen“ zu versuchen, sondern tatsächlich radikal unsere Systeme zu verändern. Nur dann haben wir die Chance, wirklich mit der Geschwindigkeit voranzukommen, die wir brauchen.

LUTZ BECKER: Dazu einen Hinweis: Ein Unternehmer, Christian Rauffus, Rügenwalder Mühle. Der hat vor einigen Jahr erkannt, dass sein Unternehmen ein problematisches Produkt hat. Es werden Tiere getötet und die Tierwirtschaft bedeutet ein gewaltiges Umweltproblem. Er hat frühzeitig die unkalkulierbaren Risiken für den Markt erkannt und begonnen Veggie-Produkte verkaufen. Ich habe jetzt gerade gelesen, dass das Unternehmen inzwischen mehr Umsatz mit Veggie als mit ihrem traditionellen Fleischgeschäft macht.

JÖRG HEYNKES: Eine tolle Entwicklung. Das hängt ja stark von handelnden Personen ab. Und an der Stelle, ich habe vor einem dreiviertel Jahr einen Podcast mit dem Inhaber und Geschäftsführer von Rügenwalder gehört und das war beeindruckend, mit welcher Überzeugungskraft dieser Mann diesen Weg geht und sein Unternehmen komplett neu aufstellt. Anfangs gegen alle Widerstände im eigenen Unternehmen und bei den Menschen dort, die nicht verstanden haben, warum man jetzt versucht Fleisch zu imitieren. Sehr schönes, beeindruckendes Beispiel. Gerade die Ernährungsthematik ist wirklich so spannend, weil wir gerade da so viele neue Entwicklungen sehen. Wir werden erleben, dass in zehn Jahren hinter jedem Supermarkt in Europa Container stehen werden mit Container-Farmen, wo Gemüse vor Ort produziert wird, wo die Menschen sich ihre eigene Ernährung organisieren können über Indoor Farm-Systeme in alten Kaufhäusern, in Schiffscontainern. Du kannst heute auf 25 qm in einem Schiffscontainer genau so viel Gemüse produzieren, wie auf einem Hektar Ackerfläche – und das bei fünf Prozent des Wasserverbrauchs und ohne Gifteinsatz, ohne dass man Chemie einsetzen muss, ohne dass man Nitrat auf die Felder bringt und damit das Grundwasser verschmutzt. Es gibt so viele Möglichkeiten. Und diese jetzt anschieben, das würde ich machen.

GUNNAR SOHN: Du hast den wirtschaftlichen Bereich angesprochen: Es gibt positive Beispiele von großen Unternehmen, von mittelständischen Unternehmen, es gibt aber auch bei vielen älteren Unternehmen so eine Art Hedgefonds-Mentalität. Eher von der Substanz zu leben oder in so Geschäfte zu gehen, wie die Familie Haniel beispielsweise, wo eigentlich eher Finanzspekulationen im Vordergrund stehen. Und dann haben wir allerdings auch bei den Unternehmensgründungen seit dem Jahr 2000 eine negative Tendenz. Also, ich glaube den letzten Schub hatten wir zur Zeit der New Economy, seitdem geht die Zahl der Unternehmensgründungen kontinuierlich zurück in den vergangenen 20 Jahren. Was würde denn der König von Deutschland in dem Bereich machen?

JÖRG HEYNKES: Das ist leider richtig, was du da sagst. Das hat etwas damit zu tun, dass wir in den 2010er Jahren einen Wirtschaftsaufschwung hatten und immer weniger Arbeitslose. Und das war immer so in der Geschichte. In solchen Phasen geht dann der Mut der Menschen oder der Druck, sich selbständig machen zu müssen zurück. Weil die Leute einfach einen Job finden. Das zeigt auch, was unser Problem ist. Ich finde, es sollte sich nie jemand aus der Not heraus selbständig machen, weil ihm nichts Besseres eingefallen ist. Sondern man sollte doch Unternehmer aus Leidenschaft sein. Weil man weiß, dass es nichts Schöneres gibt, als das eigene Schicksal in die Hand zu nehmen. Es selber zu machen und nicht darauf zu warten, dass sich andere was für einen überlegen, was man morgen macht. Das ist tatsächlich auch ein Thema, das wir in unsere Schulen bringen müssen. In die Schulen, in die Kindergärten. In die Universitäten. Wir müssen dort schon anfangen, junge Menschen fürs Unternehmertum zu begeistern. Ich kann nur sagen, ich bin jetzt 35 Jahre Unternehmer und es gäbe für mich nie einen alternativen Weg. Ich könnte mir niemals vorstellen, abhängig beschäftigt zu sein. Es gibt nichts Schöneres als selbständig zu sein, auch wenn man die ersten Jahre sicherlich deutlich mehr arbeiten muss als andere Menschen und manchmal auch für viel weniger Geld. Aber am Ende ist das für mich jedenfalls die einzige mögliche Art und Weise wie ich mich wirtschaftlich ernähren möchte. Aber wie gesagt, das ist auch eine Frage von Mentalität und Haltung, und da sind wir in Deutschland nicht gut drin, da könnten wir uns in den USA etwas abgucken.

LUTZ BECKER: Da muss ich widersprechen. Die Gründungsintensität geht seit 30 Jahren zurück. Die Investitionsintensität in USA geht ebenfalls zurück. Die USA ist da ein ganz schlechtes Beispiel! Ich glaube nicht, dass wir den USA folgen und uns als Beispiel nehmen sollten.

JÖRG HEYNKES: Das habe ich nicht gewusst, wenn man sich die Daten anguckt ist die Situation natürlich eine andere.

Ich würde gerne nochmal auf das eingehen, was Gunnar eben angesprochen hat. Wenn man sich den Mittelstand anschaut, ist das natürlich eine andere Situation. Die hast du eben gut beschrieben. Von den 37500 Mitgliedsbetrieben in meiner bergischen Kammer sind sehr viele kleine und mittlere Unternehmen. Da ist die Situation tatsächlich völlig anders als bei den großen Unternehmen. Da haben wir auch ein ernsthaftes Problem muss man sagen, weil viele von denen durchaus im Tiefschlaf liegen und keine Ahnung haben, was da draußen gerade an Transformation in der Gesellschaft und in Technologie abläuft. Von daher haben wir echte Schwierigkeiten, diese Leute zu erreichen und sie mit auf den Weg der Veränderung zu nehmen. Und ja, wenn das in den nächsten Jahren nicht besser gelingt, als bisher, dann werden wir viele von denen verlieren. Viele werden dann aus dem Markt ausgeschieden werden, weil sie diese großen Veränderungen die wir jetzt gerade haben, nicht begreifen. Wir haben auf einmal zwei große globale Megatrends. Das eine ist der Klimawandel und das andere ist die Digitalisierung. Und diese beiden gemeinsam miteinander in ein gemeinsames Wirken sorgen dafür, dass der neueste und wichtigste globale Megatrend lautet: Nachhaltiges Wirtschaften wird letztendlich zur Pflicht, und zwar für jedes Unternehmen. Jedes Unternehmen muss in den nächsten fünf, zehn, 15 Jahren anfangen, seinen gesamten Business Case nachhaltig, klimafreundlich, ressourcenschonend und optimalerweise in Form einer Kreislaufwirtschaft zu organisieren. Ich bin hundertprozentig sicher, dass der gesellschaftliche Druck auf jedes Unternehmen groß werden wird sodass jedes Unternehmen, was das nicht schafft, was das nicht hinkommt oder nicht hinkommen will, weil es halt von Ignoranten oder Schläfern geführt wird – diese Unternehmen werden vom Markt ausgeschieden, von der Gesellschaft ausgeschieden. Weil die Gesellschaft es nicht mehr akzeptieren wird, dass Unternehmen sich nur noch nach dem Shareholder-Value verhalten und

sich einen feuchten Kehricht darum scheren, wie ihre Produkte hergestellt werden, was da an Ressourcen verbraucht wird und was das für soziale oder ökologische Folgen für unsere Gesellschaft hat. All das wird nicht mehr gehen. Da sind wir bei den großen Unternehmen, denke ich, auf einem guten Weg, die haben das alle auf dem Schirm, die wissen, dass sie das schaffen müssen. Bei den kleinen und mittleren Unternehmen habe ich große Sorge, muss ich echt sagen. Da haben wir noch einen langen Weg vor uns. Einen langen Kampf.

GUNNAR SOHN: Ist das die berühmte Nachfolge-Problematik von der du da sprichst? Manchmal hat man den Eindruck, wenn man sich die Töchter und Söhne von großen Unternehmen oder von Prominenten mittelständischen Unternehmen anschaut, oder sogar hidden champions, dass da manchmal die Problematik besteht, so ein Unternehmen weiterzuentwickeln. Dann leben sie dann von den Milliönchen, die ihnen vermacht wurden oder vererbt wurden und teilweise auch ziemlich dekadent. Es gibt da ein berühmtes Beispiel, ich habe das gestern wieder erlebt, als ich in Rhöndorf unterwegs war. Da gibt es eine ziemlich bekannte Schuhfirma, in der der eine Sohn mehr der weniger alles an Militaria kauft, Flugzeuge, Panzer. Ein Riesen-Areal, wo irgendwelche Sachen rumstehen. Das ganze Areal ist außerdem auch unterkellert, und dann stehen da Pagoden in unterschiedlichen Farben. Da hat einer vielleicht einen ziemlichen Riss in der Birne, ne? Also gut, das ist jetzt vielleicht negatives Beispiel, aber....

JÖRG HEYNKES: ...natürlich gib es solche Fälle. Aber ich glaube, das ist bei den Unternehmern, wie bei allen anderen gesellschaftlichen Teilen: Es gibt es gute und schlechte Beispiele, aber ich würde das jetzt nicht verallgemeinern wollen. Das wäre nicht fair den anderen gegenüber. Aber klar, was du damit einleitend gesagt hast ist, dass die oft schwierige Nachfolgeregelung für Unternehmen dabei eine große Rolle spielt. Ganz viele der Mittelständler finden keine Nachfolger für Unternehmen. Viele Träume platzen da, weil viele gedacht haben, meine Tochter, mein Sohn wird das eines Tages übernehmen, und dann plötzlich kommt der Tag, an dem die Tochter oder der Sohn sagen, „Vater, ich habe eine ganz andere Idee, ich will gar kein Maschinenbauunternehmen leiten und was ganz anderes mit meinem Leben anfangen“. Dann fangen die fünf, sechs, sieben Jahre vor ihrem Ruhestand an und suchen nach einer Lösung. Das ist dann oft

schwierig und wenn die Nachfolge für ein solches Unternehmen nicht geregelt wird und es kann schnell so ein Prozess einsetzen, wie du ihn hier beschrieben hast, dass nämlich Menschen eigentlich nach dem Motto agieren: Komm, die nächsten fünf, sechs Jahre kriege ich auch noch rum. Danach ist es mir egal, weil dann bin ich ja nicht mehr dabei. Das wäre, wenn das einer so macht, natürlich töricht. Aber ich glaube, es gibt solche Fälle und auch da sind wir natürlich wieder als Gesellschaft, und jetzt spreche ich als IHK-Vizepräsident, genötigt und gefordert, die maximale Unterstützung zu leisten. Wir müssen diesen Leuten unbedingt helfen, bestmöglich zu einer Nachfolge zu kommen, damit die Motivation auch per se da ist, dieses Unternehmen in eine gute Zukunft zu führen und damit die Schritte zu gehen, die ich eben beschrieben habe.

LUTZ BECKER: Da muss ich mal einhaken. Und zwar es ist ein Thema, dass mich jetzt gerade umtreibt: Ich bin demnächst in Wuppertal mit dem Thema Genossenschaft unterwegs. Da werde ich eine entsprechende Veranstaltung moderieren zum Engelsjahr. Und jetzt sehe ich, dass in Solingen eine Entwicklungsgesellschaft gegründet wird, aber da sind keine Genossenschaften dabei, kein Spar- und Bauverein, keine Volksbank und so weiter und so fort. Und das war ja immer eine starke Tradition und auch solche genossenschaftlichen Konstruktionen kann man sich auch als Nachfolgekonstruktion für Unternehmen vorstellen. Ich habe das Gefühl, dass dieses Thema im Bergischen, was ja mal wirklich ein Zentrum der Genossenschaften war, auf einmal sowas von tot ist.

JÖRG HEYNKES: Das mag so sein. Ich muss gestehen, damit habe ich mich bisher nie so befasst. Wenn dem so ist, dann könnte es unter anderem auch daran liegen, dass es echt kompliziert ist, wie ich finde. Also ich war mal lange Jahre im Vorstand einer Bürgerenergiegenossenschaft und der Verwaltungskram, den man damit hat, so eine Genossenschaft aufzubauen, zu entwickeln und an den Start zu bringen und dann auch zu führen, selbst wenn es nur um ein ehrenamtliches Engagement, wie gesagt Bürgerenergiegenossenschaft handelt – man versucht ein paar Solardächer zu bauen. Was man da an Verwaltungskrams am Hals hat, das war schon abenteuerlich. Und vielleicht wäre es an der Stelle auch wichtig, dieses Genossenschaftsrecht an der Stelle mal ein bisschen zu modernisieren. Ich kenne mich da jetzt leider überhaupt nicht aus. Aber ich kann

mir vorstellen, dass das auch ein Grund ist, warum dieses Tool heutzutage so selten benutzt wird. Weil wenn ich Morgen was machen will, will ich nicht erstmal ein Jahr brauchen, bis ich so ein blödes Instrument geschaffen habe, also einen Rahmen wie jetzt zum Beispiel ein Verein oder eine GmbH oder AG oder irgendwas anderes. Eine Genossenschaft ist echt kompliziert, das ist so ungefähr, wie wenn du eine Stiftung gründen willst. Was ja auch eigentlich für viele Dinge ein ganz toller Rahmen ist. Auch das Stiftungsrecht ist extrem kompliziert, wie ich gelernt habe. Auch da denke ich, könnten wir manches modernisieren oder digitalisieren, so dass es digitale Prozesse werden und man das alles ein bisschen schlanker und schneller hinkommt.

LUTZ BECKER: Das wäre natürlich auch eine Aufgabe für den König von Deutschland!

GUNNAR SOHN: Genau!

JÖRG HEYNKES: Ja, da würde ich an der Stelle nach Estland fahren. Ich bin in den letzten Jahren zwei, drei Mal da gewesen. Wenn man sich angeguckt hat, wie in Estland, wie in Dänemark Verwaltungsprozesse organisiert werden, das ist so toll. Das ist so abgefahren: Alles, was der Staat mit dem Bürger zu regeln hat, kann man digital machen. Es ist so kundenfreundlich, es ist so bürgerfreundlich. Es ist so preiswert und so schnell. Unglaublich! Und das wäre eine meiner ersten Maßnahmen, wenn ich König von Deutschland wäre.

Und ich würde sofort anfangen, eine große Reform unseres Föderalismus auf den Weg zu bringen. Was wir in diesem Land machen ist der völlige Wahnsinn. Wir glauben ernsthaft in einem Industrieland wie Deutschland uns 16 verschiedene Bildungskonzepte erlauben zu können – in 16 Bundesländern 16 Mal unterschiedlich Bildung zu organisieren. Wir haben 16 Eichgesetze. Warum gibt es in Hessen andere Baugesetze, als in Nordrhein-Westfalen oder in Bayern? Das kann mir doch kein Mensch erklären, was dieser Unsinn soll! Daran müssen wir dringend arbeiten. Dass wir sagen, wir stutzen diesen Föderalismus mal wieder auf das zurück, was wirklich Sinn macht dezentral zu organisieren. Bildung muss zwingend und unbedingt zentral organisiert werden! Und natürlich zentral und lokal zusammen mit den Landesregierungen umgesetzt werden.

Aber die Konzeption, die Strategie, alles das muss doch einheitlich in einem Land sein. Wir bürokratisieren uns in unserem Land zu Tode und da hat der Föderalismus eine große, große Portion Schuld.

LUTZ BECKER: Ja das sehe ich auch so. Wenn man die Kosten, die wir für den Föderalismus haben, einsparen würde, dann wären wir sowas von digitalisiert in der Schule, das glaubt man nicht.

GUNNAR SOHN: Gut, was die Vereinheitlichung im Bildungsbereich angeht, stimme ich euch zu – aber ansonsten ist der Föderalismus eine sehr sinnvolle Erfindung in der politischen Verfassung der Bundesrepublik Deutschland. Weil es ja um Gegenkräfte geht – also, das halt nicht durchregiert werden kann. Wenn die Bundesregierung eine bestimmte parteipolitische Konstellation hat gibt es Gegengewichte in den Bundesländern. Das ist schon eine sinnvolle Errungenschaft, des Grundgesetzes, finde ich.

JÖRG HEYNKES: Nein, da bin ich absolut bei dir Gunnar. Aber ich glaube nicht, dass für diesen Punkt, den du richtigerweise ansprichst, darauf ankommt, ob Nordrhein-Westfalen ein anderes Eichgesetz einführt, als Hessen. Das ist alles Quatsch. Das braucht kein Mensch. So ein Quatsch wirkt sich aber aus. Es hat zum Beispiel dazu geführt, dass wir in Deutschland jahrelang mit dem Ausbau der Ladeinfrastruktur für Elektromobilität nicht vorangekommen sind, weil 16 Bundesländer und eine Bundesregierung sich über ihre Eichgesetze gestritten haben. Das hat immer ganz praktische Auswirkungen, wenn man etwas so kompliziert regelt, was eigentlich auch einheitlich für das ganze Land gelten könnte. Und es gibt keinen Grund das 16 Mal zu regeln. Das würde ich eben analysieren. Was davon macht Sinn, was macht keinen Sinn. Und am Ende hast du natürlich völlig Recht, für die politische Kultur unseres Landes ist es gut, dass wir eine Machtverteilung haben. Aber das hat nichts mit Bau – oder Bildungskonzepten zu tun.

LUTZ BECKER: Würdest du denn nochmal in die Politik gehen?

JÖRG HEYNKES: Ganz ehrlich: Ich kann mir das im Moment nicht vorstellen. Das war damals ein netter Ausflug mit meiner unabhängigen Kandidatur für den Landtag. Aber im Nachhinein bin ich ziemlich froh, dass ich

das mit meiner Kandidatur nicht geschafft habe. Danach haben sich so viele neue Dinge ergeben in meinem Leben. Ich habe so viele neue Chancen und Möglichkeiten bekommen, die ich alle nicht gekriegt hätte, wenn ich da im Parlament gelandet wäre. Und ich habe den Eindruck, dass sich da Neues ergeben hat auch durch meine Speaker-Tätigkeit, durch meine Autorentätigkeit, das hat so viel möglich gemacht für mich. Das war ein gutes Beispiel, dass durch eine Niederlage unheimlich viel Positives entstehen kann, und deswegen bin ich im Nachhinein auch glücklich, dass das damals nicht funktioniert hat.

GUNNAR SOHN: Ja, vielleicht kann noch gesagt werden, was jetzt mit unserem Projekt folgt, Lutz?

LUTZ BECKER: Wir sind gerade dabei, das Buch zusammenzustellen. Ich hoffe, dass wir das noch diesen Monat dem Verlag präsentieren können und dann in eine Zeitachse kommen. Also ich habe es jetzt schon ein paar Mal gelesen: Es macht echt Spaß. Ganz viele Perspektiven, ganz interessante Menschen, mit denen wir geredet haben. Das war ja für uns auch eine Reise, die wir gemacht haben Das ist wirklich sehr bereichernd und ich hoffe, dass das Buch auch regen Anklang dann finden wird. Aber davon bin ich überzeugt.

GUNNAR SOHN: Ja prima, also, dann können wir gespannt sein auf das was kommt. Und vielen Dank Jörg, dass du mitgemacht hast.

LUTZ BECKER: Aber wenn das Buch kommt, machen wir unsere Lesereise. Wir wollen doch unsere Bädertour machen!

GUNNAR SOHN: Dann machen wir die Bädertour, logisch.

JÖRG HEYNKES: Viel Erfolg mit dem Buch!

LUTZ BECKER: Dir auch alles Gute!

GUNNAR SOHN: Alles Gute, also tschüss.

# Die Zeit des Unperfektseins und Funktionierens

mit *Sabria David*

Sabria David befasst sich als Medienforscherin mit Fragen der digitalen Bildung. Sabria ist Gründerin der Slow Media Instituts, Mitautorin des Slow Media Manifests und Autorin des Buches „Die Sehnsucht nach dem nächsten Klick. Medienresilienz – wie wir glücklich werden in einer digitalen Welt“. Seit 2014 ist sie im Präsidium von Wikimedia, die Organisation hinter der deutschsprachigen Online-Enzyklopädie Wikipedia. In Zeiten von Corona sprechen wir über den #EthosGanzerSysteme, die Notwendigkeit, das, was wir tun aus dem Blickwinkel des Großen und des Ganzen zu betrachten. Die Expertin für Kulturtechniken plädiert dafür, digitale Bildung nicht in das Korsett von Curricula und Fächerstrukturen zu zwängen, sondern die Frage nach dem Bildungsauftrag gegenüber den jungen Menschen, die wir in eine digitale Welt entlassen, neu zu stellen. Welche Verantwortung trägt unser Bildungssystem eigentlich? Gerade die Corona-Krise zwingt uns alle, ganz grundsätzliche Fragen neu zu stellen: Was lernen wir für die Arbeitswelt und das Bildungssystem danach? Welche Lehren können wir für den Aufbau einer guten digitalen Gesellschaft ziehen? Als Königin von Deutschland würde Sabria David dafür sorgen, dass das Große und Ganze nicht dem Klein-Klein zu untertan gemacht wird.

GUNNAR SOHN: Hallo liebe Liebenden des Internets. Es ist mal wieder Zeit für den Utopie-Podcast #KönigVonDeutschland. Lutz ist ja kein Sympathisant der Monarchie.

LUTZ BECKER: Nein, wir haben da natürlich an Rio Reiser gedacht und weniger an die anarchistische Schmiede des Königreichs.

GUNNAR SOHN: Genau, unser heutiger Gast ist: Sabria David. Sie ist Medienforscherin und Gründerin des Slow Media Instituts. Sie ist im Präsidium von Wikimedia Deutschland. Ich sollte ja einen neuen Beruf für dich erfinden. Ich habe noch keinen gefunden, aber der fällt mir bestimmt

noch in den nächsten Tagen und Wochen ein. Aber erstmal herzlich Willkommen Sabria und vielen Dank, dass du mitmachst. Der #Königvon-Deutschland-Podcast besteht aus drei Fragen. Was bewegt dich? Welche Zukunft siehst du, und was würdest du tun, wenn du Königin von Deutschland wärst? Ich glaube Lutz, wir fangen direkt an – Sabria, was bewegt dich?

SABRIA DAVID: Lass mich mal überlegen... Ich bin tatsächlich sehr leicht zu berühren. Wenn tatsächlich das Gute aufkeimt und man das Gefühl hat, dass die Welt gut sein kann. Wenn beispielsweise Menschen, die unterschiedlicher Meinung sind, trotzdem wertschätzend und sachlich miteinander umgehen. Und ganz konkret bewegt mich die Frage, wie wir eine gute digitale Gesellschaft aufbauen können.

LUTZ BECKER: Das ist natürlich ein spannendes Thema. Wir haben ja gerade so ein Großexperiment durch die Corona-Krise gehabt. Sind wir jetzt zur digitalen Gesellschaft geworden?

SABRIA DAVID: Also ich sage gerne, dass wir einen Corona-Crash-Kurs gemacht haben. Einen Crash-Kurs in Digitalisierung, in der Bildung, in der Arbeitswelt und im Privatleben. Ich glaube, dass das sehr heilsam war. Dennoch denke ich, eine gute digitale Gesellschaft wird man nicht dadurch, dass irgendwas automatisch mit einem passiert. Es fehlt weiterhin noch der entscheidende Schritt zur Ermächtigung. Ich meine damit, dass man die digitale Gesellschaft zu seiner eigenen Sache macht. Man ist nicht nur automatisch digital, weil man im Homeoffice ist, sondern dass man sich auch gezielt überlegt, wie man es haben will. Und das ist dann der Moment, wenn man zum Gestalter wird. Und da finde ich, dass das eine gute Chance war, damit jetzt anzufangen.

LUTZ BECKER: Ich liefere aber mal die direkte Gegenposition. Denn ich war ja lange auch in der Datenschutz- und Data Security-Szene unterwegs und ich habe so das Gefühl mit der DSGVO passiert genau das Gegenteil. Uns werden da die Möglichkeiten genommen, statt Möglichkeiten zu geben oder sehe ich da etwas falsch?

SABRIA DAVID: Das hat man ja jetzt auch durch Corona gesehen, dass viele Dinge, von denen man vorher gedacht hat, die gehen nicht oder die

sind zu kompliziert, plötzlich doch gehen. Insgesamt sind wir viel pragmatischer geworden. Vieles, das eine Innovation behinderte, waren ja auch diese Fragen, wie man Perfektion hinkriegt. Heute haben wir die Zeit der Unperfektheit und sehen, dass es dennoch funktioniert. Das finde ich ganz erholsam.

GUNNAR SOHN: Aber was funktioniert und was funktioniert nicht? Was ist nur der Zuckerguss und was ist vielleicht sogar ein gegenteiliger Effekt? Wir haben zum Beispiel festgestellt, dass alle wichtigen Softwareprojekte, alle größeren Digitalisierungsprojekte von den großen Organisationen von den Firmen gecancelt werden, dass Software-Entwickler wie nie zuvor massiv Arbeitsmarkt-Probleme bekommen. Softwareentwickler waren ja eigentlich immer sehr begehrt und zurzeit werden sie wie warme Semmeln am Markt angeboten. Da passiert teilweise auch das genaue Gegenteil.

SABRIA DAVID: Ja, man hat natürlich immer das Nebeneinander von verschiedenen Gegenteilen. Für mich ist das aber kein Argument dagegen, dass es nicht auch einen Schub gegeben hat. Wenn ich jetzt sehe, wie die Entwicklung der Corona-App abgelaufen ist, dann hat es ja einen offenbar einmaligen Austausch zwischen Regierung, Konzernen und Zivilgesellschaft gegeben, der dazu geführt hat, dass es jetzt Open-Source, transparent und datensicher ist. Das hätte ich vorher, ehrlich gesagt, nicht für möglich gehalten. Insofern finde ich, gibt es schon viele Bereiche, wo sich sehr viel verändert hat und Dinge plötzlich möglich geworden sind.

GUNNAR SOHN: Als Volkswirt konnte ich das in den vergangenen Wochen auch so beurteilen, wenn ich mir jetzt allerdings die aktuellen Arbeitsmarktzahlen anschau, dann falle ich schon ein bisschen vom Stuhl. Es lassen sich viele negative Effekte in relevanten Branchen beobachten. Der Maschinenbau ist völlig am Ende, viele andere Sektoren sind völlig am Ende. Software-Entwickler müssen sich wieder am Arbeitsmarkt anbieten. Auf der Metaebene, wenn man genau hinschaut, ist Covid-19 eben doch nicht der Katalysator für Digitalisierung.

SABRIA DAVID: Ja wir haben nie etwas, das automatisch auch eine Lösung ist. Lass uns doch mal zurückschauen, was hat uns denn die ganze Zeit gebremst in puncto Digitalisierung? In Deutschland sind wir ja das reinste

Entwicklungsland, was Digitalisierung angeht – und wenn man sich überlegt, woran das liegt, dann sicher auch an unserer System- und Prozess-Trägheit, die gerade darin begründet ist, dass unsere Systeme seit Jahrzehnten und Jahrhunderten gewachsen sind. Eigentlich funktionieren sie ganz gut und deswegen sieht man hier auch keinen Handlungsbedarf. Die Systeme sind relativ stabil und genau diese relative Stabilität führt zu dieser sehr hohen Trägheit. Das hat uns in den letzten Jahren schon gebremst. Und jetzt ist Corona wie eine Sense quer durch diese stabilen Systeme gegangen. Jetzt muss dieses System neu aufgesetzt werden. Das führt vielleicht nicht automatisch zu einer guten Lösung, aber es ist auf jeden Fall eine Chance, dass man Dinge neu ansetzt.

LUTZ BECKER: Passiert das gerade oder haben wir einen „fall back“? Ich bin mir da im Moment ziemlich unsicher.

SABRIA DAVID: Mein Fachgebiet ist Kulturtechnik. Ich befasse mich eher weniger damit, was technisch möglich ist. Das ist wichtig und es gibt natürlich Leute, die sich damit befassen. Mein Fachgebiet ist vielmehr, sich zu fragen, was die technischen Möglichkeiten mit uns machen. Mit uns als Menschen. Mit uns als Arbeitnehmern. Mit uns als Bildungsbeteiligte. Mit uns als Gesellschaft. Und da sehe ich schon, dass wir eine große Chance haben, uns diesen Fragen anzunähern, zum Beispiel welche Kulturtechnik adäquat ist, um eine gute digitale Gesellschaft aufzubauen. In den vergangenen Jahren habe ich eher miterlebt, dass die Hemmschwelle sich damit zu befassen relativ hoch war, obwohl das über die Jahre ein total akutes Thema ist. Durch die aktuelle Situation sind die Leute allerdings genötigt, sich damit zu befassen. Schulen sind genötigt, sich zu überlegen, inwieweit das Thema Digitalisierung für uns als Bildungseinrichtung wichtig ist. Unternehmen und Organisationen können irgendwann klären, ob sie Home-Office wirklich wollen. Aber die Infrastrukturen müssen sie jetzt schaffen. Auch Kollegen, die Digitalisierung doof fanden, mussten es jetzt plötzlich machen. Zwar ist das aufgrund der Situation noch eine Art Zwangskontakt, den bestimmt auch viele gefürchtet haben. Aber nach dem Zwangskontakt können wir anfangen, sachlich darüber nachzudenken, was bringt es mir und was nicht.

GUNNAR SOHN: Welche Kulturtechniken sind denn heute gefragt?

SABRIA DAVID: Es sind Kulturtechniken gefragt, die mit sehr viel Verantwortung zu tun haben. Wir können uns eigentlich heutzutage nicht mehr auf der reinen Konsumentenrolle ausruhen. Wir leben in einer Welt, die von hoher Freiheit geprägt ist, von vielen Möglichkeiten. Aber das verlangt von uns sehr viel mehr Fähigkeit zur Verantwortungsübernahme, zu Entscheidung, zur Priorisierung, zur Trennung, zur Gewichtung.... Eigentlich alles, was Mündigkeit ausmacht.

LUTZ BECKER: Reinhard Pfriem, mit dem wir auch gesprochen haben, hat das mal schön formuliert: Unternehmensstrategien sind kulturelle Angebote an die Gesellschaft. Ich sehe irgendwie so im Moment gar nicht die Strategien. Im Moment ist das so eine „muddling through“- Geschichte, ohne dass ich die kulturelle Wirksamkeit sehe. Viele entziehen sich. Ich nehme das Beispiel der Schulen. Schulen haben auf einmal das Problem, dass sie keine Lehrer mehr haben, weil Lehrer das einfach nicht mitmachen wollen.

GUNNAR SOHN: Unsere Schulen sind ein Desaster!

SABRIA DAVID: Ja Schulen sind wirklich ein Problem, da muss man tief durchatmen. Aber das ist ein wichtiger Faktor! In einer idealen Welt kommen natürlich erst die Strategien und dann die Praxis. Jetzt erleben wir es andersherum. Jetzt haben wir die Praxis und nachgelagert müssen sich die Leute jetzt Strategien überlegen, aber mit der Erfahrung der Praktiken, die sie hatten. Aber das ist mir immer noch lieber, als gar keine Strategie zu entwickeln. Eine Strategie entwickeln heißt doch, aus dem Alltagsgeschäft auszutreten und sich im Kontext der eigenen Organisation zu überlegen, wo in meinem Ökosystem wir von der Digitalisierung betroffen sind. Haben wir digitale Akten? Geht es um interne Kommunikation oder um Automatisierung? Was ist mit Tracking? Wie können Meinungsbildungsprozesse aussehen? Bleiben wir am Beispiel der Schulen – in welchem Fachgebiet lehrt man Digitalisierung und muss es Handy-Policies geben? Das sind ja ganz viele verschiedene Ebenen. Zum Beispiel Richtlinien zum digitalen Arbeitsschutz. Dann muss ich dieses Alltagsgeschäft verlassen und mir das Ganze von außen ansehen. Dann muss ich überlegen: Wo will ich hin? Welche Rolle soll das in meiner Organisation spielen? Wer ist alles Stakeholder? Wen muss ich da alles mitnehmen und wie

kommen wir dahin? Und das ist doch bisher noch ziemlich unterpraktiziert. Kluge Strategien sind nicht sehr verbreitet. Das liegt sicherlich auch daran, dass viele Leute noch sehr stark in ihrem Alltagsdenken, im Kleinklein, verhaftet sind. Mit dem Corona-Zwang kommt jetzt nachgelagert auch die Chance, sich doch mit den Strategien zu befassen. Das ist vielleicht nicht die ideale Reihenfolge – erst Strategie dann Praxis, jetzt ist es halt erst Praxis dann Strategie und dann nachgelagert kommt vielleicht eine bessere Praxis. Das ist aber besser, als gar keine Strategie.

GUNNAR SOHN: Wenn, allerdings in einer Reihenfolge: erst die Praxis der Not gehorchend, weil einem gar nichts anderes übrig bleibt, als beispielsweise remote etwas aufzuziehen, sei es eine Vorlesung, sei es der Schulunterricht, der in vielen Bereichen gar nicht remote durchgeführt wurde. Stattdessen sind irgendwelche Briefe verschickt worden oder teilweise andere Absurditäten abgelaufen, gerade im Schulsektor, nicht in der Hochschule. Die Hochschulen waren da erfinderischer. In der Arbeitswelt ist auch das komplette Potential ausgeschöpft worden, was das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung mal abgeschätzt hat, dass eigentlich jeder zweite Arbeitsplatz remote organisierbar wäre. Mit neun Millionen PKW weniger pro Tag, die wir auf den Straßen haben oder hatten. Aber kann daraus nicht auch eine falsche Strategie abgeleitet werden, weil wir ja zurzeit einen Rebound-Effekt erleben? Eigentlich eine Renaissance des Autos. Eine Renaissance von allem, was irgendwie motorisiert unterwegs ist. Camping wie sonst was. Großer Verlierer ist der öffentliche Nahverkehr, weil die Leute keine Lust haben so eng zusammen in der Bahn oder im Bus zu fahren. Insofern ist der große Sieger dieser Geschichte das Auto!

SABRIA DAVID: Ich glaube das liegt daran, dass diese Infektionsgefahr im Auto tatsächlich geringer als im öffentlichen Nahverkehr ist. Ich glaube nicht, dass das jetzt eine systemische Frage ist mit einem Rebound zum Auto. Sondern lediglich eine situationsgegebene Entwicklung. Ich habe es schon so wahrgenommen, dass die Leute überrascht waren, wie klar die Luft sein kann und wie laut die Vögel zwitschern können. Wir haben ja schon Zustände von Stille und Naturklarheit erlebt, die viele überrascht haben. Wir haben quasi eine Nulllinie: Wir wissen, dass es sie gibt. Wir haben vorher immer gedacht, ob ich jetzt Auto fahre oder nicht, das macht

keinen Unterschied. Aber jetzt hat jeder gespürt, doch, es gibt schon Unterschiede. Und es ist ein spürbarer, sichtbarer und hörbarer Unterschied.

LUTZ BECKER: Der aber nicht überall angekommen ist. Ich habe heute noch gelesen, dass der CEO von Mercedes angekündigt hat, dass er die B-Klasse einstellen wird und sich wieder stärker auf das profitable SUV-Segment konzentrieren will. Das ist bitter.

GUNNAR SOHN: Ja und die SPD macht einen Parteitag im Autokino.

SABRIA DAVID: Ja, die perfekten Lösungen kommen nicht. Aber ich glaube schon, dass man jetzt gemerkt hat, dass menschliches Verhalten sichtbaren Einfluss auf die Umwelt hat.

GUNNAR SOHN: Ja, klar!

LUTZ BECKER: Auf jeden Fall!

SABRIA DAVID: Das wissen nun alle, das haben alle gespürt. Was für Konsequenzen man daraus zieht, das ist noch mal was anderes. Aber zumindest ist das Argument weg, dass es egal ist, was der Einzelne macht. Es ist eben nicht egal, das hat man ja gemerkt.

GUNNAR SOHN: Vor allem ohne großen Aufwand. Ohne dass viele Euros bewegt werden müssen. Mit einem Schlag, mit einem Schalterklick war auf einmal Homeoffice machbar. Dezentrale Arbeit und damit neun Millionen PKW weniger pro Tag. Ich weiß nicht, seit wie vielen Jahren wir über eine Verkehrswende reden. Meine These lautet, dass Arbeitsorganisation der Schlüssel ist. Und wie du sagtest, man hat im Prinzip bewiesen, dass es geht.

SABRIA DAVID: Ich glaube das auch, und dass man das gemerkt hat. Ich sehe das ganz pragmatisch. Man hat gelernt, dass es bestimmte Dinge gibt, die funktionieren und man hat auch gelernt, was nicht funktioniert. Und ich finde beides sind wichtige Informationen. Ich kenne sehr viele Leute, die sagen, mir wird jetzt erst klar, wie viel Lebenszeit ich pro Tag im Auto verbracht habe. Ich kenne sehr viele, die sagen, also, ich finde eigentlich ganz gut, dass ich nicht ständig rumreisen muss. Viele internationale Sachen gehen auch gut per Video. Aber auch die Dinge, die nicht

funktioniert haben, die sprechen ja auch dafür, dass man da eine kluge Strategie entwickelt, die nicht besinnungslos alles digital macht. Das ist ja auch Quatsch. Es geht vielmehr darum, die Mittel adäquat einzusetzen. Adäquat heißt, wo es sinnvoll ist, digital – und wo es nicht sinnvoll ist, macht man es eben nicht digital, sondern analog. Bei Wikimedia hatten wir eine digitale Präsidiumsklausur und die hat gezeigt, dass komplexe Meinungsbildungsprozesse per Video unter neun oder zehn Leuten nicht gut umsetzbar sind. Man kann digital vielleicht Jahreswirtschaftspläne besprechen, wenn der Vorstand die Fragen dazu beantwortet. Solche Dinge gehen gut. Aber wenn es bei einem sehr komplexen Wertethema um Meinungsbildung in der Gruppe geht, fehlt einfach, dass man den Raum „lesen“ kann. Man muss lesen können, wer bei welcher Aussage eine unruhige Körpersprache bekommt. Oder mit welchen Kollegen muss man einen Kaffee trinken oder um den Block gehen, um herauszufinden, wo die Vorbehalte sind und wie ein Kompromissvorschlag aussehen kann? Das geht natürlich nicht digital. Aber das sind wichtige Informationen.

LUTZ BECKER: Ich bin hier gerade in Friesland und die friesische Freiheit ist ein bekanntes historisches Phänomen. Die alten Friesen haben ja ihre Versammlungen, ihr Thing, damals so gemacht, dass sie am ersten Abend getroffen haben, sich volllaufen lassen und gestritten haben, um dann am nächsten Tag mit dickem Kopf die Entscheidung zu treffen. Aber das ist natürlich digital schwierig (lacht).

SABRIA DAVID: Ich kenne auch Historiker, die sagen, dass gerade in der alten Bundesrepublik eigentlich alle großen Entscheidungen unter erheblichem Alkoholeinfluss getroffen wurden. Alkohol ist jetzt vielleicht noch einmal eine andere Kulturtechnik. Tatsächlich glaube ich, die persönliche Begegnung im eins-zu-eins, gegenüber und im Hintergrundgespräch, aber auch Meinungsbildung in einer Gruppe, wo so verschiedene Sachinformationen und Hintergründe zusammenkommen, ist ein energetischer Prozess. Vielleicht nicht gerade körperlich, aber schon ein energetischer Prozess, der nicht eins zu eins ins Digitale übertragbar ist. Aber das lernt man dann in Zukunft. Wenn man die Wahl hat, dann macht man sowas eben nicht digital. Ich will die verschiedenen Medienformen gar nicht gegeneinander aufrechnen. Man braucht einfach einen guten praxisstarken

Blick dafür, welche Dinge in welchen Kontexten praktikabel und adäquat sind.

GUNNAR SOHN: Du hast ja Kulturtechniken angesprochen, die jetzt gefragt sind und die funktionieren oder eben nicht funktionieren. Ich würde dir Recht geben, bestimmte persönliche Interaktionen, die im Nahbereich stattfinden, die sind da nicht machbar. Ich selber weiß auch, dass die besten Besprechungen immer am Abend an der Bar endeten und man sich dann dort näher kennenlernte. Und dass dieses Kennenlernen auch ziemlich dauerhaft war. Die Corona-Zeit hat sichtbar gemacht, dass Politik durch die vielen remote Pressekonferenzen von RKI bis Kanzlerin Merkel und dem Sachverständigenrat besser erklärt wurde. Irgendwie hatte man das Gefühl, dass die Politik nahbarer und für jeden abrufbar war. Man konnte das alles auf Facebook, Twitter und Co. erleben. Der Sachverständigenrat hat seine Gutachten nie für eine breitere Öffentlichkeit vorgestellt. Diesmal haben sie es dann gemacht, weil es aber anders auch nicht ging. Hier hatte ich wirklich das Gefühl, und das ist für mich ein sehr positiver Punkt, dass sich Politik so eigentlich besser erklärt während der starken Restriktionen in der Corona-Pandemie.

SABRIA DAVID: Ja, das kann sein. Eine weitere These, die ich besonders spannend fand, ist das weniger Lobbyarbeit möglich war. Vielleicht war das sogar der Grund dafür, dass die Abwrackprämie nicht gekommen ist, weil weniger dieser informellen Hintergrundgespräche stattgefunden haben. Ich habe ja eben gesagt, dass man die informellen Hintergrundgespräche im Positiven braucht. Aber es ist eben auch ein Einflussfaktor, der jetzt weggefallen ist. Wenn ich Unternehmen im digitalen Arbeitsschutz berate, wird mir oft die Frage gestellt, wie und auf welchen Wegen interne Kommunikation funktioniert. Informelle Kommunikationsräume sind sehr wichtig, beispielsweise Flurfunk. Es gibt Unternehmen, die dann sagen, die Leute sollen arbeiten und sollen nicht gemeinsam Kaffeepausen machen. Aber man sieht es direkt proportional, dass dann die Anzahl der internen E-Mails steigt. Weil natürlich diese komplexen Meinungsbildungsprozesse und auch Abstimmungssachen, die man sonst eben zu fünft am Kaffeeautomaten gemacht hat, nun digital ablaufen. Das ist

natürlich interessant, wie sich das auf die Politik und im Hinblick auf Lobbyismus ausgewirkt hat und ob das vielleicht auch zu anderen Entscheidungen geführt hat.

GUNNAR SOHN: Ich würde sagen, Lutz, wir kommen zum zweiten Fragekomplex: Welche Zukunft siehst du, Sabria?

SABRIA DAVID: Ich bin ja Kulturoptimistin und pragmatische Idealistin und deswegen sehe ich natürlich eine wunderbare Zukunft. Ich sehe eine Zukunft, in der wir die Chance haben, uns der Frage zu stellen, welche digitale Gesellschaft wir haben wollen. Und zwar als Folge von allem, was wir gerade besprochen haben. Wir haben diesen Crashkurs in Digitalisierung gehabt. Wir haben gesehen, was funktioniert und was welche Vorteile mit sich bringt. Wir haben auch gesehen, was nicht funktioniert und was wir nicht wollen. Und das ist vielleicht mit diesem Praxisschub für viele Leute, die sonst eine Hürde haben, strategisch zu denken, vielleicht ein ganz guter Impuls, sich jetzt hinzusetzen und zu überlegen: So und jetzt sammeln wir mal die Erfahrung, die wir gemacht haben. Wo hat das funktioniert, wo hat das nicht funktioniert? Wie wollen wir es haben und wie werden wir das in Zukunft machen?

LUTZ BECKER: Ein Punkt dazu: Wir sehen ja sehr viel diese Techno-Utopien. Alles wird schneller, geht weiter, sogar bis zum Mars und wer weiß wohin. Und auf der anderen Seite vermisse ich die gesellschaftlichen Utopien. Also inzwischen spricht man viel von feministischen Utopien, die ich persönlich überhaupt nicht sehe. Man sieht viele gesellschaftliche Fragen, die sich dann sehr schnell wieder hinter technischen Fragestellungen verstecken. Haben wir da ein Problem, dass wir an dieser Stelle die Kultur nicht gestalten oder dass wir Kultur nicht vordenken?

SABRIA DAVID: Die Kernrichtung einer Utopie und auch einer Strategie ist ja, dass man den Blick hebt und guckt, wo man hinwill. Es ist ja immer leicht, gegen etwas zu sein und etwas doof zu finden. Das gelingt den Leuten ja total schnell. Aber man muss sich auch mal hinsetzen und sich die Mühe machen zu überlegen: Was will ich denn? Wie will ich es? Wie wollen wir das? Darüber müssen wir eine Einigkeit herstellen. Und dann kann man sich überlegen, wie kommen wir am besten dahin, von „da wo wir jetzt stehen“ zu „da wo wir hinwollen“. Aber man muss wirklich erstmal

den Blick heben und dann auch eine positive Vision herstellen. Eine Vision ist ja etwas, das in der Zukunft liegt. Das Wichtige ist aber, dass sie fürs jetzt eine Richtung angibt. Ohne Vision läuft man den Sachen hinterher. Das kann man machen, aber dann kommt man vielleicht nicht dahin, wo man hinwill.

LUTZ BECKER: Ja, also ich habe das Gefühl, dass alles nicht technische inhaltsleer ist.

SABRIA DAVID: Nein, ich glaube, dass Technik ohne Kulturtechnik nichts bringt. Ich glaube, dass nur die Kombination aus guter Technik und adäquater Kulturtechnik die besten Lösungen herausbringt. Also, wenn ihr in Unternehmen schaut: Die großen IT-Projekte, die scheitern, scheitern nicht an der Technik.

GUNNAR SOHN: Aber ich sehe das ähnlich in den Diskussionen über die Zukunft, beispielsweise Szenarien 2030 oder Nachhaltigkeit. Da gibt es die üblichen Vorschläge wie CO<sub>2</sub> Besteuerung. Das ist alles richtig, alles gut. Die Instrumente werden diskutiert. Aber ähnlich wie Lutz, fehlen mir da bisschen die gesellschaftlichen Utopien. Ich sehe nicht eine Utopie für eine neue Arbeitsgesellschaft. Ich sehe nicht eine klare Utopie für eine Frage der Partizipation oder Emanzipation. Ich finde, das ist manchmal ein bisschen blutleer, was da diskutiert wird. Bei der Arbeitsgesellschaft waren die Gewerkschaften dabei immer ein wichtiger Wegbereiter, die eine klare Utopie hatten. Die fehlt mir mittlerweile bei den Gewerkschaften auch. Wie sollte eine neue Mitbestimmung aussehen oder eine neue Unternehmensdemokratie oder was auch immer? Da gibt es hier und da zwar Ansätze, aber so das große Bild in der politischen Debatte fehlt mir.

SABRIA DAVID: Ja, Rückwärtsgewandtheit ist bei Utopien immer sehr schlecht. Man muss natürlich immer nach vorne gucken. Aber wir wissen nicht, was vorne ist. Jetzt nach Corona sowieso, jetzt wissen wir schon mal gar nicht wo vorne und hinten ist. Ich bin jemand, der immer gerne nach vorne guckt und Helmut Schmidt hätte mich wahrscheinlich schon längst zum Arzt geschickt mit meinen Visionen...

GUNNAR SOHN: Willy Brandt war ein Utopiker: „Mehr Demokratie wagen“!

SABRIA DAVID: Irgendwer von denen hätte mich auf jeden Fall zum Arzt geschickt. Ich glaube es muss beides geben. Es muss Leute geben, die nach vorne denken und Visionen entwickeln und es muss die pragmatischen Praktiker geben, die das Alltagsgeschäft regeln. Weder nur das eine noch das andere ist sinnvoll, sondern das muss schon zusammen sein. Wir wissen nicht, wo es hingeht, aber das ist auch ein Grund mehr, sich zu überlegen, wo wir hinwollen.

LUTZ BECKER: Ich würde sagen, kommen wir zum dritten Teil, oder?

GUNNAR SOHN: Was würdest du tun, wenn du Königin von Deutschland wärst im Sinne von Rio Reiser? Du kannst das natürlich auch im Sinne der Monarchie sehen.

SABRIA DAVID: Was für eine charmante Frage! Ich gebe ehrlich zu, dass meine erste Vision ist, dass ich auf einem Berg von seidenen Kissen throne und schöne Menschen um mich herum schweben um mich mit Palmzweigen zu bewedeln und mir auf einem Silbertablett Trauben reichen. Vogelgezwitscher und Wassergeplätscher. Das wäre so meine Vision. Aber das ist wahrscheinlich nicht das, was ihr hören wollt...

GUNNAR SOHN: Wir wollen das hören, was du als Königin von Deutschland machst.

SABRIA DAVID: Wenn ich eine demokratische Königin wäre, ohne das Monarchische. Wenn ich also eine demokratische Königin wäre, die an das Wohl der Gesellschaft denkt, dann würde ich einführen, dass für Entscheidungen auch die gesellschaftlichen Kollateralschäden jeweils mit einbezogen werden. Ich meine damit, dass gesellschaftliche und politische Entscheidungen nicht aufgrund einer reinen wirtschaftlichkeits- und einer Kosten-Nutzen-Analyse getroffen werden, sondern dass man immer auch die Wirkung auf das große Ganze eine Gesellschaft mitberücksichtigt. Ich glaube, das würde schon sehr viele Unwuchten, die wir gerade haben, lösen.

LUTZ BECKER: Das ist ein sehr schönes Thema. Mein akademischer Lehrer Peter Ulrich sprach so schön vom Ethos ganzer Systeme. Egal, was man tut, man sollte es immer von einer höheren Systemebene beurteilen.

SABRIA DAVID: Wenn man die Wirtschaftlichkeitslogik nur im Kleinklein denkt, dann führt das zu einer Entkopplung, die in der Summe nicht gut ist, weil wir die Kosten als Gesellschaft tragen. Wenn man beispielsweise an Stadtplanung denkt: Wenn man einen öffentlichen Raum verkauft, was passiert dann damit? Das hat ja auch Auswirkung auf den Umland. Das hat Auswirkungen darauf, wie viel öffentlichen Aufenthaltsraum die Bürger dann noch haben. Das hat Einfluss auf den Einzelhandel rundherum. Das hat Einfluss auf die Verkehrswege, auf die Schulen und auf alles Mögliche bis hin zum Klima. Das wäre keine Zauberei, man müsste nur mehr Mut haben, die Dinge auch in ihrer Komplexität zu sehen. Die gesellschaftlichen Kollateralschäden werden ja von der Gesellschaft als Ganzes getragen: Nach hinten heraus zahlen wir dann doch alle.

Ein aktuelles Beispiel, dass die Corona-Krise gezeigt hat, dass die Krankenhäuser sparen und nicht genug Schutzausrüstungen hatten. In einem Interview mit einem Krankenhausdirektor habe ich gehört, wie er sagte, sie hätten Schutzausrüstungen für zwei Jahre. Und da habe ich noch gedacht, zwei Jahre sind ausreichend. Allerdings reicht diese Schutzausrüstung nur dann für zwei Jahre, wenn nichts passiert. Dagegen, wenn man diese Schutzausrüstung doch brauchen würde, wären es nur noch zwei Monate. Wenn man das wirtschaftliche Ökosystem klein sieht, wie das Krankenhaus-Beispiel, ist es natürlich wirtschaftlicher, weniger Schutzausrüstung zu bevorraten. Wenn man das aber als Ganzes sieht, dann hat das natürlich Kollateralschäden, die wir als Gesellschaft tragen müssen. Ich würde mir wünschen, dass man Anreize schafft, das tatsächlich mit einzuberechnen. Man kann natürlich Kosten-Nutzen- und Wirtschaftlichkeitsanalysen machen, aber man muss halt das Richtige miteinberechnen.

GUNNAR SOHN: Als Königin von Deutschland kannst du bestimmen, wie das dann eingeführt wird. Wir haben ja schon jetzt bestimmte Vorgaben. Das siehst du dann, wenn ein Gesetz oder Rentenentwurf eingebracht wird. Dann wird auch eine Aussage über die Kosten getroffen. Kosten-Nutzen-Analysen sind also ein zentraler Bestandteil. Aber auch über die Bürokratie: Wie stark wird die öffentliche Hand in Anspruch genommen? Welche bürokratischen Auswirkungen hat das? Das muss die entspre-

chende Instanz dann genau erklären. Wie würdest du dir das denn vorstellen? Schon auf dieser Ebene, dass dann dazu eine Angabe gemacht wird, über die möglichen Nebenfolgen? Dass man diese dann durchspielt? Dass man die auch diskutiert und thematisiert?

SABRIA DAVID: Ja, das würde ich mir wünschen. Zum Beispiel, wenn ein großer Fleischkonzern für wenig Geld Schlachter aus Osteuropa importiert, ist mir das zu klein gedacht. Natürlich ist es deutlich günstiger die Leute mit wenig Lohn und zu hohen Mieten in engen Unterkünften unterzubringen. Aber der Kollateralschaden, der dabei entsteht, wie wir ihn ganz aktuell beobachten können, dass sich Covid-19 jetzt genau da ausgebreitet hat, ist natürlich schon ein großer Faktor. Das müsste man einberechnen. Das gilt auch für das Bildungssystem. Da redet man immer schnell von Digitalisierung. Ich frage aber: Was ist denn der Bildungsauftrag für die Schüler, wenn diese die Schule verlassen, hinein in eine digitale Gesellschaft? Da wird dann gesagt: Das ist im Curriculum nicht vorgesehen. Und in welchem Fachunterricht soll ich das dann einbringen? Was ist denn die Verantwortung eines Bildungssystems? Da muss ich doch auch überlegen, welchen gesamtgesellschaftlichen Schaden haben wir dadurch, dass die Leute ohne jede Form von Medienbildung, außer selbst praktizierter, in die Welt entlassen werden – in eine digitale Gesellschaft. Wo die Schule sagt: Entschuldigung, wir wissen nicht in welche Kategorie wir das einordnen sollen. Was hat das für Folgen für Bildungsungleichheiten?

GUNNAR SOHN: Das müsstest du ja dann auf allen Ebenen einführen. Also Bund, Länder, Kommunen. Überall da, wo Initiativen laufen, müsste man vielleicht dann auch über die gesellschaftlichen Nebenfolgen nachdenken. Gefragt wäre da schon ein Blick in die Zukunft. Da müsstest du vielleicht mit Szenario-Techniken arbeiten. Also, das ist gar nicht so einfach. Ich kenne das aus dem Umweltbereich, wenn da neue Gesetze kamen oder Verordnungen, dass man manchmal gar nicht abschätzen konnte, wie der Vollzug dann laufen wird und welche unbeabsichtigten Nebenfolgen dann entstehen, weil man dann halt irgendeine Lücke wiedererkennt. Man erkennt dann immer wieder eine neue Lücke und es ja gibt auch Spezialisten, ja sogar Analysten und Rechtsanwälte oder Rechtsexperten, die immer nach dieser berühmten Lücke suchen. Also überall

da, wo die Industrie dann wieder ausweichen kann, zum Beispiel in der Verpackungsoptimierung oder bei Mehrweg-Einweg. Das ist eine Thematik, die ich ganz gut beurteilen kann. Und das komische ist auch, die finden auch immer wieder eine Lücke.

SABRIA DAVID: Aber wenn ich Königin von Deutschland wäre, würde ich das einfach verordnen, wie das gemacht werden müsste. Das wäre ja das Schöne und wenn ich dann vielleicht sogar Königin der ganzen Welt wäre, dann würde ich das auch für die ganze Welt verordnen. Weil natürlich, wenn man genau hinschaut, die Globalisierung solche Dinge auch noch fördert. Wir haben eine Entkopplung von dem, was ich wirtschaftlich tue und den Folgen, die es am anderen Ende der Welt hat. Die Globalisierung fördert ja diese Form von Entfremdung dadurch, dass wir sagen: Was haben wir damit zu tun, was in Bangladesch passiert? Das ist ja in Bangladesch. Aber gleichzeitig ist das mit uns verknüpft. Wenn ich denn auch noch Königin der Welt wäre, würde ich sagen, man müsste bitteschön auch die Verantwortung mit übernehmen für die Dinge, die am anderen Ende der Welt durch unser Handeln passieren. Da sind wir mitverantwortlich!

GUNNAR SOHN: Also es geht dir dann schon so in die Richtung von Global Governance.

SABRIA DAVID: Ja, und zwar Good Governance. Das heißt, soweit wie möglich zu versuchen, Verantwortung für die Auswirkung des eigenen Handels auf das Gesamtsystem mitzudenken. Es ist eigentlich selbstverständlich, finde ich!

LUTZ BECKER: Da sehe ich übrigens etwas sehr Interessantes. Zum ersten Mal sehen wir wirklich evidenzbasierte Politik. Gerade was wir im Corona-Umfeld sehen: Hammer and Dance. Ich schaue mir immer genau die Zahlen an, was die Entwicklung gewesen ist um darauf aufsetzend zu entscheiden. Bislang ist mein Eindruck gewesen, dass Politik völlig evidenzfrei gelaufen ist. Man hat sozusagen versucht seinen Parteistiefel durchzuziehen. Ich habe jetzt gerade wieder so einen Stadtentwicklungsprozess gesehen. Da hat sich keiner mal über die Besucherströme Gedanken gemacht. Also wo kommen die Leute heute her, wo gehen sie hin? Wer kauft wie viel, der mit dem Auto fährt? Wer wie viel, der mit dem

Fahrrad fährt und so weiter? Das sind ja ganz wichtige Fragestellungen und sowas wird aber einfach ausgeblendet. Es wird eine politische Entscheidung getroffen, die dann lokal situativ ist und dann irgendwann mal, Gunnar hat das so schön gesagt, in Blumenkübelromantik endet.

SABRIA DAVID: Nur dass am Blumenkübel unsere Welt nicht aufhört. Das ist nun mal leider komplizierter. Entweder wir sind Gartenzwerge und bleiben in unserem Blumentopf oder bedenken stattdessen auch noch den Balkon, das Haus und den Garten und den Rest mit.

LUTZ BECKER: Deswegen würde ich zum Beispiel meine Untertanen dazu verpflichten, die Daten mitzudenken. Sie sich anzuschauen. Sie in die Entscheidungen miteinzubeziehen. Die Daten haben wir ja. Wir haben ganz viele Bewegungsdaten zum Beispiel über Google. Wir haben sehr viele Daten, die wir auswerten können. Da haben wir ganz viele Möglichkeiten. Gut, Gunnar, dann sind wir jetzt eigentlich schon bei #Königin-DerWelt.

SABRIA DAVID: Man muss ja auch Visionen haben! Auch eine Königin braucht Ziele (lacht).

GUNNAR SOHN: Was ist denn das Ziel der Königin, wenn dein neues Buch erschienen ist: „Die Sehnsucht nach dem nächsten Klick – Medienresilienz, wie wir glücklich werden in einer digitalen Welt“. Was wird die dann Königin machen?

SABRIA DAVID: Ich wünsche mir, dass ich die Schwelle senke für Leute, die sonst immer eine gewisse Scheu hatten, sich mit dem Thema Digitalisierung zu befassen. Und hoffe sie merken, dass das eigentlich ganz spannend ist, was da passiert. Wir müssen wirklich gar keine Angst davor haben, sondern mutig hereinspazieren. Wir sind die Autoren unserer eigenen Geschichte. Wir gestalten unsere Gesellschaft, denn das ist unsere. Wenn wir das nicht tun, wer soll es dann tun?

GUNNAR SOHN: Das ist doch ein gutes Schlusswort, oder Lutz?

LUTZ BECKER: Ja genau! Herzlichen Dank!

# Deutsche Politik und die Angst vor Veränderung

## mit Marina Weisband

Unser Gast ist Marina Weisband, bekannt wurde die Diplom-Psychologin als politische Geschäftsführerin der Piratenpartei. Mittlerweile ist sie Mitglied bei Bündnis 90/Die Grünen und engagiert sich sehr stark in der Bildungspolitik.

Marina wuchs in einer jüdischen Familie in Kiew auf und galt als Tschernobyl-Kind. Auf dringenden Rat der Ärzte verließ ihre Familie schließlich mit ihr die Ukraine um sich 1994 in Wuppertal niederzulassen, wo sie auch ihr Abitur machte, um anschließend Psychologie in Münster zu studieren, wo die Mutter eine Tochter heute lebt. Sie galt in ihrer Funktion als politische Geschäftsführerin als das Gesicht der Piratenpartei, die sie 2018 verließ, um Mitglied von Bündnis 90/Die Grünen zu werden, wo sie sich vor allem mit Fragen der Bildungspolitik und netzpolitischen Themen beschäftigt. Für sie sind es vor allem überkommene Institutionen, die dem Prozess des digitalen Wandels in Deutschland im Wege stehen. Fragt man Marina Weisband nach ihren Utopien, geht es vor allem um Bildung und neue Formen demokratischer Teilhabe.

LUTZ BECKER: Es stehen wieder drei Fragen im Mittelpunkt: Was bewegt dich? Welche Zukunft siehst du? Und was würdest du machen, wenn du Königin von Deutschland wärst – „ganz im Sinne von Rio Reiser und nicht im Sinne von Monarchie, oder dass wir Fans von autokratischen Regierungen wären“, betont Gunnar (lacht).

Und da würde ich gerne auch anfangen. Wir hatten den Eindruck, dass es unheimlich schwer ist, Frauen als Interviewpartnerinnen für unser Buch zu kriegen. Wir haben viele angefragt und wir haben echt viele Absagen bekommen. Und ich habe den Eindruck, dass die Techno-Utopien gut funktionieren, also irgendwelche Raketen von irgendwelchen Inseln auf dem Meer zu starten oder autonome Flugzeuge und solche Sachen, das funktioniert relativ gut. Aber diese weichen Utopien, sage ich mal, die funktionieren ganz schlecht.

MARINA WEISBAND: Sind die weichen Utopien was typisch Weibliches?

LUTZ BECKER: Ich weiß nicht.

GUNNAR SOHN: Eigentlich nicht.

MARINA WEISBAND: Ich würde vermuten, dass es deshalb schwer ist Frauen zu bekommen, weil es zwei Arten von Menschen gibt. Es gibt Menschen, die sind eigentlich ganz okay mit ihrem Leben und versuchen einfach nur pragmatisch die nächste anstehende Aufgabe zu erledigen und es gibt Menschen, die denken sehr viel in die Zukunft und fühlen sich für alles verantwortlich und investieren Herzblut da rein. Und diese zweite Art von Menschen hat nie Zeit. Das gilt für Männer und Frauen, aber Frauen sind gerade jetzt nochmal sehr speziell gefordert, weil sie auch noch oft Kinder haben und weil sie so viel unbezahlte Arbeit verrichten.

GUNNAR SOHN: Vielleicht liegt sie aber auch an uns, Lutz. Da müssen wir einfach selbstkritisch sein.

MARINA WEISBAND: Oder es liegt an euch! (lacht).

GUNNAR SOHN: Genau. Aber Marina, was bewegt dich?

MARINA WEISBAND: Mich bewegt gerade alles. Mich bewegen schon immer ganz viele Hoffnungen, weil ich sehe, dass die Menschheit sich entwickelt – und ich habe inzwischen auch Worte dafür gefunden. Ich glaube, wir stecken mitten in einer zweiten Welle der Aufklärung und müssen das jetzt als Projekt angehen. Was sich alles dadurch verbessern könnte, welche neuen Maximalforderungen wir plötzlich stellen können, das bewegt mich. Aber auch natürlich ganz klar Ängste. Zum Beispiel bin ich sehr engagiert im Antifaschismus und sehe dieses Konglomerat aus Rassismus, Antisemitismus und Frauenfeindlichkeit, das jetzt gerade wieder im Aufwind ist.

LUTZ BECKER: Ja, eine ganz merkwürdige Stimmung im Moment. Also, ich habe das auch – ich bin ja auch schon ein bisschen älter – in dieser Form noch nie erlebt und dieses Zusammenkommen von so ganz unterschiedlichen Strömungen, ohne dass man jetzt sagen könnte, da ist ein

Bild, es ist eine Orientierung da. Das einzige was eint, das ist das gemeinsame „gegen irgendwas sein“. Und da sucht man sich natürlich Feindbilder. Und das ist für mich auch extrem antiutopisch, um bei unserem Thema zu bleiben. Es ist eigentlich extrem rückwärtsgewandt.

MARINA WEISBAND: Ist es und das Einzige, was diese Leute wirklich eint, ist aus meiner Sicht die Suche nach Kontrolle. Sie suchen in einer unkontrollierbar scheinenden Welt, haben sozusagen erlernte Hilflosigkeit. Also sie glauben, egal was ich mache, egal wie wir uns bemühen, es ändert sich ja eh nichts und die da oben tun doch eh was sie wollen. Dieser Glaube an Verschwörungsmymthen entsteht aus gefühlter Hilflosigkeit, aus Ohnmacht. Daraus entsteht auch dieses Schreien und dieses Destruktive. Das heißt, dass was mich am meisten beschäftigt auch in meinem Hauptberuf – ich leite ein Beteiligungsprojekt für Schüler – ist eigentlich: Wie gebe ich Menschen das Gefühl, dass sie tatsächlich Kontrolle über ihre Umwelt haben? Wie gebe ich ihnen Selbstwirksamkeitserwartung und die Fähigkeit, Verantwortung für sich und andere zu tragen? Weil das die beste Prävention gegen alle diese Stimmungen ist.

GUNNAR SOHN: Du hast den Antisemitismus angesprochen. Natürlich auch das was sich in der neuen Rechten abspielt, wie die sich ausgebreitet haben, auch im Social Web. Es scheint eine ähnliche Stimmungslage wie in den 20er Jahren zu sein. Da gab es ja auch den Hang zu Verschwörungstheorien, zu Prophetien, zu Vereinfachungen. Sündenböcke sind gesucht worden im Antisemitismus. Manifestiert sich das? Haben wir so eine Gemengelage, jetzt vielleicht mit einer anderen Intensität? Ist das vergleichbar mit den 20er Jahren?

MARINA WEISBAND: Ich mache gerade ein sehr interessantes Projekt ganz privat, zum Spaß. Ich schreibe fiktive Briefe. Ich mache ein Briefrollenspiel zwischen einer fiktiven russischstämmigen, jüdischen Poetin in Berlin in den späten Zwanzigern – frühen Dreißigern in Berlin und einem Schweizer Seidenfabrikanten. Und für diese Briefe, das ist so ungefähr 20 Prozent schreiben und 80 Prozent recherchieren, lese ich ganz viele Zeitungen aus der Zeit – und ich muss sagen es kommt mir alles unfassbar bekannt vor. Das Gefühl, dass die Welt sich unwiederbringlich

verändert. Das Gefühl, dass neue Technologien ganz neues menschliches Zusammenwirken ermöglichen.

Das akute Fühlen einer Globalisierung, die durch gewählte Regierungen überhaupt nicht mehr unter Kontrolle zu bringen ist. Und eben auch die Suche nach Orientierung, Identität, Beständigkeit und einem gewissen Trotz. Und der einzige Unterschied, den ich beobachte ist, dass das in den Dreißigern sehr stark von der Jugend getrieben wurde – auch gerade von einer sportlich orientierten Jugend – und heute eher von tatsächlich älteren Menschen. Aber auch heute haben wir es wieder mit einer erstaunlich globalen Bewegung zu tun, von Leuten, die diese Kontrolllosigkeit und diese Desorientierung ausnutzen, um Macht zu erlangen.

GUNNAR SOHN: Nun gibt es ja Studien, die belegen, dass eine bestimmte Klientel – und das sind weltweite empirische Untersuchungen – wenn bestimmte Klientel sehr empfänglich sind für diese Vereinfachungsbotschaften, die vor allen Dingen so in dem rechtsradikalen und rechtspopulistischen Milieu verkündet werden. Und das ist eine Klientel, die besonders ängstlich reagiert auf bestimmte Herausforderungen der Zukunft und damit auch empfänglich ist für solche Untergangsthesen oder auch Vereinfachungen in Freund und Feind. Das ist das was immer die neue Rechte auch in Deutschland betreibt. Sie wollen die Entscheidung haben. Sie wollen nach Freund und Feind unterscheiden, nach schwarz und weiß. Sie wollen die Klarheit haben. Und diese Klientel, die eher ein bisschen ängstlich daherkommt, ist empfänglich für diese Botschaften, woran liegt das?

MARINA WEISBAND: Es gibt eine psychologische Grundeigenschaft, die nennt sich „Openness to change“, also Offenheit für Veränderung und diese variiert tatsächlich zwischen Menschen. Manche Menschen sind offen für Veränderungen, andere weniger. Das ist eine relativ feste Eigenschaft. Wir haben im Moment eine Gesellschaft, die sehr individualistisch ist und die verhältnismäßig wenig kommuniziert. Also das klingt irrsinnig, weil wir alle unglaublich viel miteinander kommunizieren, aber nicht als Gesellschaft. Wir leben in einer individualistischen Gesellschaft, in der mir eingeredet wird, dass eigentlich mein Misserfolg immer nur dadurch begründet ist, dass ich mich nicht genug angestrengt habe. Das ist ja diese

neoliberale Erzählung: Wer sich genug anstrengt, dem geht es gut, wem es nicht gut geht, ist selbst daran schuld. Dann versuche ich mich davor zu schützen und ich werde sehr empfindlich.

Und wir haben keine politischen Parteien zurzeit, die in der Lage sind kohärente Zukunftsvisionen zu formulieren. Die in der Lage sind, aufbauende Botschaften zu produzieren oder zu einen. Wir haben im Wesentlichen eine Politik der Verwaltung und wenig emotionale Energie in der Politik, wenig Visionäres. Das heißt, wir haben eine politische Kommunikation, die auch sehr schlecht darin ist, Menschen zu beruhigen. Weil sie eben immer nur dieses Verwalterische hat, ist jeder, der glaubt, ich bin ein individueller Mensch, aufgeschmissen in dieser digitalisierten, globalisierten Welt. Und wenn ich damit nicht zurechtkomme, dann hilft mir niemand, und dann ist es meine eigene Schuld und ich verliere an Bedeutung. Was wir nicht kommunizieren ist Wertschätzung für Menschen, die unbezahlte Arbeit leisten, die vielleicht nicht super digitalisiert sind, aber die dafür eine große Kompetenz aufbringen, darin Machtstrukturen zu erkennen oder Jugendliche zu lehren oder anderen Tätigkeiten nachzugehen, die unfassbar wichtig sind für die Gesellschaft. Wir haben nur ein paar ganz wenigen Menschen gesagt, die sind wichtig, das sind die Visionäre, das sind die tollen Menschen, die sind super nützlich für unsere Marktwirtschaft – und der Rest, der wird halt abgehängt. Und das ist natürlich ein völlig falsches Narrativ, weil wir überhaupt niemanden abhängen wollen...dürfen, sondern wir müssen eher dazu kommen, einander wertzuschätzen indem was wir jeweils individuell können. Und jeder noch so rentneter Rentner hat Fähigkeiten und Eigenschaften, die er auch genauso gut sinnbringend in die Gesellschaft einbringen könnte. Und dass schon morgen, wenn irgendjemand die Bereitschaft zeigen würde, dass das auch gebraucht wird.

LUTZ BECKER: Ist das nicht eine Frage, wie wir uns gesellschaftlich organisieren? Also das heißt, viele Menschen haben ja auch überhaupt keinen Zugang zu diesen gesellschaftlichen Organisationsstrukturen. Also ich sage jetzt mal Partizipationsprojekte. Ich sage immer im Kindergarten, diese zehn Prozent der Eltern, die mitwirken, die sieht man dann auch wieder der Schule in der Elternpflegschaft, die sieht man dann irgendwann wieder, wenn sie Rentner sind, in der Politik (lacht). Das zieht sich

ja wirklich durch. Und die anderen finden irgendwie keinen Zugang, warum auch immer. Ich glaube, die würden sich sicher oft gerne engagieren, aber dieses positive Narrativ, das fehlt oft.

MARINA WEISBAND: In meinem Leben bin ich an zwei Hürden gestoßen, die mich am Mitmachen gehindert haben. Die erste war, dass ich mich in erster Linie nicht angesprochen gefühlt habe. Ich bin ja als Flüchtling hier in Deutschland und ich fühlte mich lange Zeit gar nicht mal ausgeschlossen, sondern ich hatte nicht mal das Gefühl, jemand sagt mir, du gehörst nicht in den politischen Diskurs, sondern ich hatte überhaupt nicht das Gefühl, dass irgendwas Politisches auch nur in derselben Welt passiert, wie in der in der ich lebe. Also, ich dachte wirklich das sei eine komplett andere Welt. Einer meiner Mitschüler hat sich im Jugendparlament engagiert und ich hielt es so sehr für unmöglich, dass mich das betreffen könnte, dass ich nicht mal die Gedanken hatte, ob ich mich da auch engagieren sollte. Weil ich dachte Politik ist etwas, das die Deutschen unter sich ausmachen. Und das hat ganz viel mit der Ansprache zu tun: Wer ist eigentlich „wir“ und wer gehört zu uns und wer partizipiert? Und das hat auch damit zu tun, wie wir Partizipation anbieten. Denn oft wird Partizipation angeboten in bestimmten Gremien, die man aufsuchen muss und die Sprache, die dort gesprochen wird, ist auch schon die Sprache von Gremien und nicht etwa die Sprache in der sich Jugendliche zum Beispiel jeden Tag unterhalten. Weshalb ich eben das Schülerbeteiligungsprojekt „Aula“ auch so aufgezogen habe, dass es über Apps funktioniert, und dass die Diskussionen darüber im Unterricht stattfinden. Denn das erreicht alle, selbst die, die nicht mitmachen wollen. Die verstehen trotzdem: Das ist ein Prozess, der mich auch betrifft und die haben auch, weil sie Schüler der Schule sind, einen Account in diesem System. Das macht die Partizipation unglaublich niedrigschwellig. Das ist also das erste. Und das zweite ist, dass wir immer noch total auf Präsenz setzen und diese Abendveranstaltungen haben, diese Stammtische, diese Bürgerinitiativen, die sich dann treffen. Als Mutter einer dreijährigen, die auch einen Vollzeitjob hat, keine Chance. Also, ich habe einfach nicht die Zeit in diesen Strukturen zu partizipieren. Und jetzt langsam öffnet sich das. Corona hat sehr geholfen. Und bei den Grünen bemerke ich das auch

in der alltäglichen politischen Arbeit. Es fällt mir sehr viel leichter an Online-Stammtischen teilzunehmen oder Dokumente online zu bearbeiten. Also, ich habe mehr Zugangskanäle als nur dieses „Sei da“ und wenn wir dich nicht kennen, weil du nicht regelmäßig da warst, dann geben wir die auch keine Verantwortung.

GUNNAR SOHN: Siehst du denn bei der bei der Führung der Grünen unter Baerbock und Habeck den Ansatz mehr Visionen, mehr Utopien zu wagen oder ist das auch eher pragmatisch orientiert? Politik der Verwaltung?

MARINA WEISBAND: Gerade bei Habeck und Baerbock sehe ich sehr visionäres Denken. Also, was heißt sehr Visionäres... Auch nicht total weit vorne. Also ich kenne Menschen, die sehr viel visionärer aufgestellt sind. Aber für eine Parteiführung sehe ich die Grünen am weitesten vorne. Klar, deswegen bin ich ja auch in der Partei. Das war der Grund für mich einzutreten. Insofern bin ich gerade nicht ganz objektiv, aber ich sehe schon, dass sie Visionen kommunizieren. Vor allem kommunizieren sie eine ganz wichtige Sache: Wenn wir so leben wollen, wie wir es bisher tun, also, wenn wir bestimmte Lebensstandards halten wollen, müssen wir jetzt ganz viel verändern. Und das ist eine Art Konservatismus und Progressivität zusammenzubringen, die ich für sehr wichtig halte. Weil sogar die konservativsten Menschen, die sagen, ich möchte eigentlich gar nicht, dass sich irgendwas verändert, müssen verstehen das Nichtveränderung keine Alternative ist! Wenn wir nichts tun, geht aus multiplen Gründen alles sehr stark den Bach unter. Und dieses Verändern, um zu bleiben ist, glaube ich das, was Anna-Lena Baerbock und Robert Habeck sehr stark kommunizieren. Ich sehe allerdings bei den Grünen auch noch progressivere Kräfte, die ich auch noch stärker unterstützen würde – und das Ganze muss besser kommuniziert werden.

LUTZ BECKER: Ich habe jetzt mal eine böse Frage. Für mich ist ja immer die visionärere Partei die Piratenpartei gewesen. Die gesagt haben, wir wollen wirklich mit unseren Instrumenten, die wir in der Hand haben, die Welt verändern. Und da sind die Grünen ja deutlich konservativer, auch der Altersdurchschnitt... Ich meckere immer bei uns in Solingen, dass die Grünen eigentlich zu alt sind. Die sind halt in meinem Alter. Das

ist natürlich ein Thema, wo ich sage, da ist die Piratenpartei mal angetreten, um was Neues in die Welt zu bringen. Ist das bei den Grünen genauso?

MARINA WEISBAND: Als sie damals angetreten sind, sind sie auch angetreten, um was Neues in die Welt zu bringen. Heute hat sich das Thema Umweltschutz ein bisschen nominell auf andere Parteien verteilt, aber in Wirklichkeit eben nicht, leider. Also es ist mehr so ein Greenwashing, was da betrieben wird. Und auch die Grünen zählen leider nicht zur Speerspitze des Umweltschutzes. Sie sind ja immer noch nicht so radikal, wie Fridays for future fordern. Aber die Piraten waren oberflächlich sehr progressiv und dann kamen zwei massive Hürden dazu. Das erste war, dass die Piraten immer angetreten sind, um eine neue Form der Politik zu ermöglichen und ich habe sie immer auch als Labor dessen verstanden. Also, in der Partei konnten wir Dinge testen, die für die Gesellschaft später relevant werden könnten. Und dann haben die Piraten aber selbst abgelehnt, das Instrument Liquid Democracy<sup>38</sup> für sich verbindlich zu nutzen. Und das war Feigheit und da hat sie an Glaubwürdigkeit verloren, weil wir da eine Chance hatten. Und das zweite war, dass die Piraten insofern nicht progressiv waren, als dass sie zwar sehr einig waren über die Mittel aber nicht wirklich einig über das Ziel. Die Piraten beinhalteten sehr viele verschiedene Menschenbilder, deshalb konnten sie sich auch nie auf eine Wirtschaftspolitik einigen. Sie waren sich in Wirklichkeit überhaupt nicht einig darüber, ob sie zum Beispiel Egalität oder einen hierarchischen Bau der Gesellschaft wollten. Blöd gesagt, ob sie links oder rechts waren. Und daran sind sie, glaube ich, letztlich zerfallen. Dieses übergeordnete Menschenbild, diese Vision „Wer wollen wir sein?“, die fehlte.

LUTZ BECKER: Aber nicht überall? Für mich gibt es ein Parteiprogramm, das sind die Freiburger Thesen der FDP von Scheel und Flach aus den 1970er Jahren, wo wirklich ein Menschenbild, ein Bild der Umwelt definiert worden ist. Ich fand das extrem stark. Gunnar und ich haben eben

---

<sup>38</sup> Liquid Democracy oder flüssige Demokratie bezeichnet Ansätze, die parlamentarische mit Elementen direkter oder basisdemokratischer Demokratie, wie Volksabstimmungen oder Delegated Voting, flexibel verknüpfen, um so die demokratische Teilhabe zu verbessern, Politikverdrossenheit abzubauen und Bürger stärker in politische Entscheidungen einzubeziehen.

noch darüber gesprochen: Ich habe gerade lokale Parteiprogramme bei uns im Ort gelesen. Die SPD hat ein sehr umfangreiches Parteiprogramm, aber wenig initiativ. Die FDP hat eigentlich gar kein kommunales Wahlprogramm, so inhaltsleer wie das ist. Die treten im Grunde ohne Programm an, das finde ich auch interessant. Dieses ambitionierte, das fehlt mir bei allen Parteien, und ich glaube, dass das auch zur Orientierungslosigkeit beiträgt. Weil man auch gar nicht mehr weiß, wo wollen die hin. Also wenn man Parteiprogramme heute liest, dann sind darin sehr viele Floskeln, die hat man doch alle schon so oft gelesen, und man weiß, das passiert nicht.

MARINA WEISBAND: Ja, das ist das eine. Also es passiert halt eh nicht. Insofern weiß ich auch nicht, warum man da nicht einfach radikales Zeug reinschreibt. Aber ich muss auch sagen, die BRD speziell, Westdeutschland, hat Jahrzehnte der Tradition, wo alles einfach nur Sukzessive besser und besser wurde bis es wie ein Automatismus wirkte. Die Wirtschaft wächst, es läuft. Und wenn es läuft, gibt es eigentlich nichts Schlimmeres, als irgendwas verändern zu wollen. Deshalb hat sich glaube ich die deutsche Politik eine Angst vor definitiven Aussagen angewöhnt und eine Angst vor Veränderung. Und wie diese Angst aussieht und wie man reagiert, wenn mal jemand kommt, kann man ja sehr gut sehen, zum Beispiel an Kevin Kühnert, an Saskia Esten, an grünen Politikern, die sich auch aus der Defensive wagen und sagen: Warum nicht eigentlich mal demokratischen Sozialismus? Warum nicht eigentlich mal Polizei umstrukturieren? Sobald irgendetwas Größeres kommt, sind alle auf den Barrikaden und sie werden sofort von der Presse vernichtend runtergeschrieben. Weil wer Visionen hat, ja zum Arzt gehen soll. Das kommt ja nicht umsonst gerade aus der deutschen Politik. Wenn in einem Land immer alles läuft und in dieser Illusion bleiben wir bis heute, dann darf man nichts ändern, und dann ist man irre, wenn man etwas ändert. In Wirklichkeit aber, ist der vorgezeichnete Pfad natürlich längst ein anderer.

GUNNAR SOHN: Marina, du hast gerade Problem der Hinterzimmer-Politik und der Kungeleien angesprochen, die, sag ich mal, unter Ausschluss der Öffentlichkeit laufen. Das wird ja seit Jahrzehnten so praktiziert. Entscheidend ist es sich mal innerparteilich in irgendeiner Weise durchzu-

setzen. Und wenn man dann in den großen Parteien einen guten Listenplatz hat, dann wird man ja eh irgendwie ins Parlament gewählt. Also entscheidend ist dann das, was hinter den Kulissen passiert. Du hast einmal das System der Piraten angesprochen, wo man das eigentlich durchbrechen wollte mit der Liquid Democracy. An was ist denn eigentlich die Umsetzung gescheitert? Manchmal hatte ich den Eindruck, dass die prominenten Vertreter der Piraten dann Angst hatten auch mal ihre eigene Meinung zu sagen, wenn sie sich nicht irgendwie rückversichert haben, ob das auch von der operativen Basis so gesehen wird. Also, wo es nochmal in Richtung eines imperativen Mandats geht. Also an was ist es gescheitert?

MARINA WEISBAND: Erstmal muss ich sagen, dass eine Liquid Democracy die Hinterzimmer auch nicht auflösen würde. Das geht gar nicht. Blöd gesagt. Politik ohne Hinterzimmer funktioniert gar nicht. Die Frage ist eher, über was in den Hinterzimmern gesprochen wird. Aber da Politik immer noch eine zutiefst soziale Angelegenheit ist, wird sie natürlich immer um zwei Uhr morgens in der Kneipe gemacht. Es geht gar nicht anders, also bis sie von Computern übernommen wird, wird das so sein. Die Frage ist eher, wie viele Freiheiten erlauben wir diesen Leuten? Wie begründen wir das, was wir um zwei Uhr morgens in der Kneipe entschieden haben? Wie transparent machen wir es. Und da kann Liquid Democracy sehr stark helfen, vor allem aber kann sie so etwas wie eine virtuelle Kneipe erzeugen. In den besten aller Fällen. Woran sie gescheitert ist, ist einerseits an ihrer Einführung. Sie wurde zu schnell und über zu viele Köpfe hinweg eingeführt, ohne vernünftig vorher kommuniziert worden zu sein. Das wird sehr viele Dinge betreffen, die sich ändern. Wir müssen wie gesagt lernen, besser zu kommunizieren, pädagogischer zueinander zu sein. Wir müssen alle stärkere Pädagogen werden. Das zweite, woran es gescheitert ist, war ein Zielkonflikt – und der hatte blöd gesagt, mit Datenschutz zu tun. Also die Frage war diskutieren wir dort unter unserem echten Namen oder anonym. Und einige Leute haben gesagt, ich kann doch nicht unter meinem echten Namen politische Diskussionen online führen, wo jeder es für immer einsehen kann. Die anderen haben gesagt, aber wenn wir es anonym machen, dann kann das jeder

manipulieren und dann könnten diese Abstimmungen, die wir dort machen, nicht verbindlich sein, weil wir nie wüssten, ob eine Manipulation stattgefunden hat. Und tatsächlich war ich immer auf der zweiten Seite. Ich sage ihr seid in einer Partei und ihr bekommt durch dieses System genug Macht, um das Programm dieser Partei verbindlich zu beeinflussen, und das bedeutet ihr habt mit eurem Gesicht zu euren Aussagen zu stehen. Und ja, wir brauchen eine bessere Fehlerkultur, damit man seine Meinung auch Jahre später ändern kann. Aber ihr seid Politiker an der Stelle und von Politikern fordern wir Transparenz. Ja, für Bürger fordern wir Datenschutz, aber für Politiker fordern wir Transparenz. Das Verhältnis von Verantwortung und Macht ist eben eines, das geändert werden muss, weil wir bisher immer eine sehr strikte Trennung zwischen uns hier unten und denen da oben haben. Daher ja auch diese Wut, „die da oben machen, was sie wollen und auf uns hier unten hört ja eh keiner“. Die Aufgabe von Liquid Democracy, bei der man seine Stimme sowohl selber abgeben kann, als auch auf jemand anderen delegieren ist ja gerade dieses Verhältnis aufzulösen, indem es weich und durchlässig wird und man eigentlich jeden Tag neu entscheidet, zu welchem Thema man gerade Politiker ist zu welchem Thema einfacher Bürger.

LUTZ BECKER: Wir haben unsere letzte Sendung mit Sabria David gemacht und die sagte eben durch Corona, dadurch, dass alles jetzt auf einmal über Zoom lief oder über Teams oder weiß nicht was, wurde vieles aus den Hinterzimmern jetzt in die Öffentlichkeit gespült. Also sie hat zum Beispiel die Hypothese, dass die Abwrackprämie nur deswegen nicht gekommen ist, weil die Diskussionen quasi sozusagen auf die Frontstage, auf die Frontbühne gespült worden sind, das fand ich eine ganz interessante These.

MARINA WEISBAND: Die These würde ich tatsächlich unterstützen. Ich selbst bin kein Hinterzimmer-Mensch. Also ich bin in sehr wenigen, bedauernswert wenigen dieser Hinterzimmer, weil ich wenig reisen kann. Denn ich sitze in Münster und habe ein kleines Kind und ich bin nicht in Berlin. Das heißt, die große Politik geht eigentlich sehr stark an mir vorbei. Ich habe gemerkt, dass ich in letzter Zeit während Corona sehr viel mehr teilhaben konnte als sonst. Und dass mir sehr viel mehr Türen offenstanden, als sonst. Das ist etwas, dass tatsächlich eine sehr große Rolle spielt,

optimaler Weise würde ich das Ganze aber noch stärker entzerren. Weil diese Hinterzimmer ja auch dadurch entstehen, wenn wenige Personen für vieles verantwortlich sind. Dann haben die ihre stabilen Netzwerke, dann weiß die Lobby wohin, und die treffen sich dann regelmäßig. Ich selber wäre ja total Anhängerin davon, Räte für Bürger einzuführen. Also so zufällig geloste Räte, die über die großen Probleme sprechen sollen. Wo also nicht so sehr das kleinliche Expertenwissen entscheidend ist. Bei Aufgaben, die nicht so sehr Verwaltungsaufgaben sind, sondern normative Aufgaben. Wo viele in unserer Gesellschaft eine Meinung zu entwickeln, also zum Beispiel über Bildungsreformen, über Ehe für alle, über Geschwindigkeitslimit auf Autobahnen. Themen, die potenziell mit Identität aufgeladen sind. Natürlich über das bedingungslose Grundeinkommen. So eine Dezentralisierung von Politik wäre wichtig, damit wir wieder in der Lage sind, auch die großen Entscheidungen treffen zu können.

GUNNAR SOHN: Für den ersten Block sind wir jetzt ganz gut ausgestattet. Kommen wir zum zweiten Block. Marina, welche Zukunft siehst du?

MARINA WEISBAND: Ich sehe ein großes Tauziehen im Moment. Ich glaube das 21. Jahrhundert ist das Jahrhundert des Tauziehens. Wir haben eine neue Technologie seit dem Buchdruck. Der Buchdruck war die Einführung, der Einer-zu-Vielen Kommunikation, die damals bahnbrechend war und zur Aufklärung geführt hat. Wir haben jetzt mit dem Internet und Social Media eine Viele-zu-Viele Kommunikation. Und das ist das Neue an diesem Jahrhundert. Viele-zu-Viele Kommunikation hat ganz viele Auswirkungen. Welche Auswirkungen das aber sind, bestimmen wir jetzt. Denn das hängt von ihrer Ausgestaltung ab. Und was die Ausgestaltung des Internets, was die Ausgestaltung der Viele-zu-Viele Kommunikation betrifft, gibt es zwei große Blöcke, die gegeneinander ziehen. Auf der einen Seite stehen autoritäre Staaten und große quasi monopolistische Unternehmen. Die ziehen aus verschiedenen Gründen an einem Strang, aber die wollen beide ein möglichst zentrales Internet mit möglichst wenigen Knotenpunkten, über die möglichst viele Daten laufen. Und sie wollen das, weil es dann einfacher ist, Menschen zu überwachen. Die Information zu steuern, die Menschen bekommen. Und was die Unternehmen betrifft, sind vernetzte Daten einfach sehr viel wertvoller als lose Daten. Also je mehr ich über einen Menschen erfahren kann, desto

wertvoller ist diese Information. Und auf der anderen Seite haben wir eine globale Zivilgesellschaft, die Interesse an möglichst dezentralen Netzwerken hat. Wo man also auch die Möglichkeit hat anonym zu sein. Wo man die Möglichkeit hat, frei seine Meinung zu äußern und sich mit potentiell jeder Person auf diesem Erdball zu vernetzen. Da sind Besitzfragen ganz zentral. Also wem gehört die Software, wem gehören die Server, wem gehören die physischen Leitungen, die Kabel. Das liegt im Moment sehr stark in privaten gewinnorientierten Händen, die gar nicht die Motivation haben, möglichst egalitäre oder demokratische Systeme zu schaffen. Sondern sie haben die Motivation, Geld zu verdienen und das müssen sie auch, um zu überleben. Und das ist eine sehr ungünstige Ausgangslage für die Zukunft. Und die Zukunft entscheidet sich je nachdem wer dieses Tauziehen gewinnt. Wenn die Unternehmen und die autoritären Staaten dieses Tauziehen gewinnen, haben die autoritären Staaten viel mehr Möglichkeiten autoritär zu bleiben. Wir landen in einer Überwachungs-diktatur. Wenn die globale Zivilgesellschaft gewinnt, dann erleben wir das, wovon ich spreche, nämlich eine zweite Welle der Aufklärung. In der wir uns ganz anders bilden, in der wir ganz anderen Berufen nachgehen, in der wir hoffentlich Maschinen haben, die einen riesigen Teil der Werte für uns erzeugen. Und wir Menschen können daran arbeiten, diese Maschinen zu steuern, kreativ Prozesse zu gestalten und füreinander da zu sein und uns umeinander zu kümmern. Das ist ein bisschen die Wegweiche, vor der wir als Menschheit gerade stehen.

LUTZ BECKER: Aber steckt da nicht genau diese Überforderung drin, mit der wir jetzt gesellschaftlich zu kämpfen haben? Über die wir eben gesprochen haben – diese Orientierungslosigkeit Da ist auf einmal diese Multi-optionalität und die damit verbundene Neuorientierung, wenn mir jemand ein Angebot macht. Wenn mir Google oder Facebook ein Angebot macht, dann ist das ja für mich ganz einfach: Ich kann mich darauf einlassen. Ich kriege meine Blase eingespielt und kann in dieser Blase wunderbar meine Meinung äußern und werde noch bestärkt darin, was ich mache. Ja und wenn es dann auf einmal vielschichtig, wirklich amorph, wird, dann wird es echt schwierig.

MARINA WEISBAND: Ich denke das Selbstfinden spielt eine große Rolle – wie lebe ich mein Leben, wie sicher bin ich mir, wie glücklich bin ich –

das macht den Unterschied, ob ich als Konsument oder als Gestalter lebe. Wenn ich als Konsument lebe ist mein Leben einfacher, aber ich fühle mich zu jedem gegebenen Zeitpunkt dem Angebot ausgeliefert. Wenn es etwas nicht gibt kann ich es auch nicht erschaffen. Wenn ich mir etwas nicht leisten kann, kann ich es nicht konsumieren. Als Konsument bin ich eigentlich immer getrieben, unterdrückt, während ich als Gestalter eine völlig neue Freiheit habe. Und ich habe deshalb keine so große Angst davor Menschen zu überfordern, weil jemand es vor mir getan hat. Nämlich Kant, der gesagt hat, „bediene dich der Kraft deines eigenen Verstandes“ und, alter Schwede, das ist sehr viel verlangt. Ich habe eigentlich gar keine Lust, mich der Kraft meines eigenen Verstandes zu bedienen, das ist verdammt anstrengend. Aber: Wir haben so etwas wie eine universelle Bildung, wir haben eine sehr viel vernünftigeren Gesellschaft, als wir sie vor dreihundert Jahren hatten, wir haben sehr viel mehr individuelle persönliche Freiheit. Und das ist glaube ich etwas, wo die Motivation der Fähigkeit vorangeht. Wenn ich motiviert bin, wenn ich mich selber stark genug fühle diese Verantwortung zu übernehmen, fällt es mir auch leichter, sie zu übernehmen. Ich kann natürlich nicht Menschen in kaltes Wasser werfen. Da haben Bildungsinstitutionen und soziale Mechanismen jetzt eine riesige Arbeit vor sich – und das ist das was ich an Schulen ganz konkret mache. Ich gehe zu Schülern, die gewohnt sind ihren Schulalltag als Konsumenten zu leben. Sie wissen nämlich, sie müssen um acht Uhr hin, sie dürfen um 14 Uhr nach Hause. Dazwischen machen sie was die Lehrer ihnen sagen. Aber es wäre doch wichtig und richtig, ihnen das Gefühl zu geben: Nein, das ist ein Lebensraum und du gestaltest den und deine Mitschüler sind von dir abhängig und von deinen Entscheidungen. Und das, was ich gelernt habe, ist eben nicht, dass sie überfordert sind, sondern dass sie auf ganz andere Weise beginnen zu denken – und auf ganz andere Weise ihr Umfeld begreifen. Das stärkt eben nicht die Orientierungslosigkeit und Ohnmacht, sondern im Gegenteil.

LUTZ BECKER: Ich finde das total toll. Meine Erfahrung ist nur ein wenig anders. Das heißt, wenn unsere Studierenden kommen, kommen sie mit dieser Devise „der Lehrer hat vormittags Recht und nachmittags frei“. Was muss ich tun, um eine gute Note zu haben? Was muss ich denn jetzt für meine Klausur lernen? Und so weiter und sofort. Es wird wenig nach

Inhalten gefragt. Gut, ich habe zum Glück, mittlerweile fast nur noch mit Master-Studierenden zu arbeiten, da sieht die Welt nochmal anders aus. Aber da merke ich, dass da eine enorme Hürde ist, dass die jungen Studierenden auf einmal dastehen und, so mein Eindruck, zum allerersten Mal überhaupt für eigenes Lernen verantwortlich sind. Das ist natürlich extrem schwer, was natürlich auch bei uns auch, muss ich auch eingestehen, dazu führt, dass wir unter Umständen sagen. „Okay, wenn dieser Rollendruck so groß ist, dann machen wir das leider auch so“.

MARINA WEISBAND: Aber das ist doch der Kreislauf. Das ist doch diese erlernte Hilflosigkeit. Ich habe bei weitem nicht so viel Probleme mit kreativem Brainstorming oder „baut mal eure utopische Schule“, wenn ich das in der vierten Klasse abfrage, als wenn ich das in der zehnten oder elften Klasse abfrage. Weil die Schule das ist, was ihnen diese Rolle eintrichtert und ihr müsst ihr an den Unis dann sozusagen wieder austrichtern – und das ist natürlich Quatsch. Warum machen wir den Menschen zuerst kaputt, um ihn dann mühsam wiederaufzubauen? Wir sollten damit anfangen Menschen nicht systematisch einzuschränken. Dann ist es eben auch nicht so eine große Überforderung.

Ich glaube, das Größte was Deutschland im Weg steht, dann sind seine Institutionen. Und das beginnt wirklich dabei, dass wir institutionell nicht in der Lage sind, den Prozess des digitalen Wandels zu gestalten.

GUNNAR SOHN: Aber ist ja auch eine Frage der Institutionen. Gerade hast du etwas zum Thema „weniger Feuerzangenbowle mehr Villa Kunterbunt an der Schule“ retweetet, oder auch an der Hochschule. Ich habe das ja auch mal in puncto Bildung an Universitäten gestreamt. Dass man da mehr ausbricht, dass man Noten, oder irgendwelche Credit Points, nicht mehr so in den Vordergrund stellt. Das sind ja natürlich strukturelle Defizite, die man da mal angehen muss.

MARINA WEISBAND: Absolut! Ich glaube, das Größte was Deutschland im Weg steht, sind seine Institutionen. Und das beginnt wirklich dabei, dass wir institutionell nicht in der Lage sind, den Prozess des digitalen Wandels zu gestalten. Weil der digitale Wandel per Definition fachübergreifend ist, institutionsübergreifend – und viele Dinge miteinander vernetzt, die vor-

her nichts miteinander zu tun hatten. Politik, hat aber im Gegenteil extrem kleine Schubladen – und diese Schubladen werden immer kleiner und immer spezifischer. Alles hat seine eigenen Verantwortlichen, die nicht miteinander sprechen. Es gibt in Deutschland nicht mal irgendjemanden, der die Kompetenz hätte, so etwas wie digitale Bildung zu verwalten. Weil das so extrem zersprenkelt ist und alle verantwortlichen Akteure auf die anderen zeigen, wer dafür verantwortlich ist. Wenn wir das nicht ändern, wenn wir nicht anfangen Regierung anders zu denken, werden wir ein riesiges Problem haben, weil wir einfach Institutionell inadäquat sind.

LUTZ BECKER: Das ist auch das, was zu Frustration bei breiten Schichten der Bevölkerung führt, weil die das natürlich sehen. Ja, wenn ich einen Antrag beim Amt stellen muss und dann zu drei oder vier Ämtern muss. Der Bauantrag ist so ein Klassiker oder Wohngeld oder Pflegeanträge. Da sind die meisten Menschen ja wirklich überfordert. Das muss man ganz klar sagen, und dann komme ich wieder zu meinem Lieblingsthema, der Datenschutzgrundverordnung. Wo wir sozusagen ein Problem des 21. Jahrhundert haben, nämlich unsere informationelle Selbstbestimmung mit einem administrativen System des 19. Jahrhundert, das Bismarck'sche System sozusagen, gelöst werden soll, und das kann nicht funktionieren. Ja, es ist völlig absurd.

MARINA WEISBAND: Aber das ist, wie Deutschland funktioniert. Ich bin jemand, die dahingehend eher pragmatisch geneigt ist zu denken. Was ich jetzt zum Beispiel verstärkt mache ist, dass ich zu Verwaltungen gehe und über Digitalisierung spreche. Und was es da braucht, sind nicht nur organisationsgestalterische Prozesse, sondern fast psychologische. Ich habe Psychologie studiert und es ist wichtig diese Menschen vorsichtig an die Hand zu nehmen, weil ihre Rollen so krass neu definiert werden, dass sie sich teilweise eben dagegen wehren und versperren. Ich arbeite viel mit Lehrern, deren Rollen sich sehr stark wandeln. Aber eben auch zunehmend mit Verwaltungskräften, die dann die Aufgabe haben, eigentlich ihren eigenen Apparat zu unterlaufen und kreative Lösungen zu finden, wie sie mit diesem 19. Jahrhundert-Apparat im 21. Jahrhundert operieren können. Aber wir brauchen sehr viele Gesetzesreformen. Ich sehe

momentan aber noch niemanden, der kompetent wäre das im Bundestag anzustoßen.

LUTZ BECKER: Da muss ich jetzt auch mal eine Lanze für die Verwaltungen brechen. Ich selber bin ehrenamtlich im Beirat „nachhaltige Kommune“ bei uns in Solingen und ich sehe wie engagiert die Leute dort sind. Und wie sie wirklich über den Tellerrand hinweg denken. Aber das überall umzusetzen, das wird echt schwer. Die stolpern genauso über irgendwelche Rechtsvorschriften. Also ich habe zum Beispiel gelernt, wenn ich eine Fahrradstraße einrichten will, müssen zuerst mal mehr Fahrradfahrer da sein, als Autos. Das ist völlig absurd. Und solche administrativen Hürden sind natürlich extrem schwer. Aber ansonsten habe ich sehr viele, sehr engagierte Menschen kennengelernt.

MARINA WEISBAND: Ich glaube ich muss auch mal eine Lanze für Deutschland brechen und auch für diese bürokratischen Hürden. Die deutsche Bürokratie ist furchtbar und verhindert so ziemlich alles, aber sie würde zum Beispiel auch verhindern, dass man 2700 Tonnen Ammoniumnitrat in seinem Hafen lagert<sup>39</sup>.

LUTZ BECKER: Absolut!

MARINA WEISBAND: Als jemand, die aus der Ukraine kommt und auch dort an Schulen gearbeitet hat muss ich sagen, vieles ist ganz nice in Deutschland. Aber wir müssen jetzt mal wirklich zurande kommen mit Gesetzesänderungen und mit Änderungen veralteter Vorstellungen und veralteter administrativer Vorgänge.

---

<sup>39</sup> Im August 2020 kam es in Beirut zu einem folgenschweren Explosionsunglück mit einer dreistelligen Zahl von Toten und etwa 4000 Verletzten. Mutmaßlich waren 2750 Tonnen der hochbrisanten Stickstoffverbindung jahrelang ohne Sicherheitsvorkehrungen im Hafen von Beirut gelagert worden. <https://www.dw.com/de/explosion-in-beirut-was-macht-ammoniumnitrat-so-gefährlich/a-54442858>

GUNNAR SOHN: Beispielsweise auch bei den Bestimmungen für dezentrale Arbeit. Alle sind ja nun von heute auf morgen ins Homeoffice geschickt worden und wenn man dann aber die arbeitsrechtlichen Vorgaben sieht, dann ist das immer noch auf Stempelkartenniveau. Da muss es auch in dem Bereich ganz schnell Anpassung geben.

LUTZ BECKER: Und wir haben oft konfliktäres Recht in Deutschland. Das muss man auch ganz klar sagen. Aber diese Institutionendichte hat natürlich auch den Vorteil, dass es nicht so leichtfällt, etwas kaputt zu machen.

GUNNAR SOHN: Ja, die Frage der Robustheit.

MARINA WEISBAND: Wir haben sehr robuste Institutionen. Und das erweist sich natürlich in Zeiten, wo plötzlich eine neue Technologie da ist, die nach Marx jetzt ganz neuen gesellschaftlichen Bau ermöglicht, als Bremse. Und ein bisschen Bremse ist immer gut. Wäre ich Königin von Deutschland, dann würde ich Deutschland viel zu schnell in die Zukunft katapultieren. Ich käme gar nicht nach, die ganzen Fehler auszuräumen, die ich unterwegs gemacht habe. Ich brauche konservative Menschen in meinem Leben. Aber wir müssen in erster Linie eine Vision entwickeln und kommunizieren, weil daraus die Energie entsteht die Institutionen erst potentiell wandelbar macht.

GUNNAR SOHN: Dann sind wir jetzt schon bei der dritten Frage. Marina, du hast es gerade schon angesprochen. Was würdest du machen, wenn du Königin von Deutschland wärst?

MARINA WEISBAND: Da ich große Probleme angehen würde, und diese Probleme sehr stark darin eingreifen, wer wir als Gesellschaft sind: Was wollen wir und wo wollen wir genau hin? Deshalb würde ich zufällig geloste Räte für Bürger zu verschiedenen Themen einsetzen. Und eines der ersten Themen, die ich angehen würde, wäre das bedingungslose Grundeinkommen. Und ich würde gucken, dass ich dazu käme, ein bedingungsloses Grundeinkommen einzuführen. Gerade während Corona sehen wir, wie unfassbar sinnvoll das ist. Ich würde Klimaschutzmaßnahmen radikal anziehen und massiv in moderne nachhaltige Sektoren investieren,

um eben auch eine wirtschaftliche Leistung zu erhalten und um Deutschland zu dem Land zu machen, bei dem später alle diese Technologien einkaufen. Deutsche Solaranlagen überall und so weiter, also für diejenigen, die sagen: Aber Deutschland geht ja dann den Bach runter und verliert seine wirtschaftliche Kraft, wenn es das erste Land ist, das Regularien einführt.

Ne, stimmt nicht! Denn irgendwann erkennen alle Wirtschaftszweige, dass ein bewohnbarer Planet für ihr Business ganz gut ist. Das heißt gerade in Bereiche investieren, die man automatisieren kann und gleichzeitig Menschen so ausbilden, dass sie fähig sind, in diesen Bereichen zu arbeiten und sinnvolle steuernde Arbeit zu machen. Woran es uns in dreißig Jahren massiv mangeln wird, sind Menschen, die in der Lage sind selbstständig irgendwohin zu kommen. Die Probleme dort zu analysieren. Handlungsstrategien zu entwickeln und diese mit anderen Menschen zusammen umzusetzen. Weil wir das nicht lernen. Es gibt keinen Ort, wo wir das wirklich lernen. Tatsächlich gibt es ein Wort, wenn ich sowas wie Kommunikation und Zusammenarbeit in Prüfungssituationen in der Schule anwende – und dafür lernen wir alle für Prüfungen – dann heißt das: Betrugsversuch. Also diese Orte würde ich erstmal an Schulen schaffen und würde gucken, dass wir niemanden zurücklassen. Also würde ich wirklich gucken, dass gerade die schwächsten in der Gesellschaft auch die Möglichkeit bekommen, ihre eigene Nützlichkeit, und sei sie nur subjektiv wahrgenommen, einbringen können. Dass sie sich einbringen können, ihren Platz in der Gesellschaft haben. Weil eine Gesellschaft in der die Menschen sich frei fühlen – Stichwort: bedingungsloses Grundeinkommen – in der sie ihren eigenen Wert dadurch fühlen, dass sie eine Funktion erfüllen, in der sie kreativ werden können, ist dann eine Gesellschaft, die die immer dazu neigt, Wert zu erzeugen. Aber ich sehe Wirtschaft nicht an erster Stelle oder über allem.

GUNNAR SOHN: Siehst du die Voraussetzungen in Deutschland gegeben? Du sagtest ja: stärker in Zukunft investieren, im Bereich Klimapolitik und in vielen anderen Bereichen. Sind die Potenziale da in Deutschland gut? Ich habe ja mal zum Thema Grundlagenforschung recherchiert, was zum Beispiel die Max-Planck-Gesellschaft in puncto Quantencomputing macht. So schlecht sind wir ja gar nicht, weil wir immer sagen: Ja,

Deutschland und Digitalthemen, da sind wir immer hinterm Mond und einige Jahre zurück. In vielen Bereichen sind wir aber, glaube ich, zumindest auf Augenhöhe mit Ländern wie USA, China oder Israel. Also wie gut sind wir da, und wo müssen jetzt die Akzente genau gesetzt werden?

MARINA WEISBAND: Also ich finde, dass Quantencomputing ein sehr gutes Forschungsfeld ist. Erneuerbare Energien sind ein gutes Forschungsfeld. Und da sind wir in Deutschland auch gar nicht so schlecht aufgestellt. Der ganze medizinische Bereich –

LUTZ BECKER: Mikrobiologie....

MARINA WEISBAND: Ja, und dann natürlich die Schnittstelle zwischen Informatik und Biologie, die wird noch mal sehr interessant. Aber zwei Anmerkungen noch: Wir führen das jetzt gerade Deutschland versus die Welt, weil ich ja Königin von Deutschland bin. Und damit wäre ich ja irgendwie per monarchischem Eid Deutschland verpflichtet. Was natürlich insofern Quatsch ist, als dass ich davon ausgehe, dass Deutschland als Nationalstaat, genau wie alle anderen Nationalstaaten, massiv an Bedeutung verliert. Die Forschung muss immer international sein und die Forschung wird auch immer internationaler werden. Also ob wir Deutschen in einem Bereich gut oder schlecht sind ist auch erstmal völlig uninteressant. Die Frage ist eher, wie gut sind wir weltweit in Bereichen und wo reinvestieren wir. Und außerdem vermute ich, dass in dem Maße wie Nationalstaaten abnehmen, die Kommunen zunehmen werden. Also ein Bereich, den ich massiv fördern würde, wäre die Selbstständigkeit von Kommunen. Die Selbstverwaltung, die Erschaffung der sogenannten dritten Orte, also was nicht Arbeit oder zu Hause ist, sondern wo die Kommune als Kommune stattfindet. Öffentliche Bibliotheken, die zusammengelegt sind mit Volkshochschulen und mit Kneipen. Ich bin ein starker Verfechter der Volkshochkneipe, wo Menschen zusammenkommen können und von Angesicht zu Angesicht sprechen. Dort entsteht die politische Energie. Und in Zukunft wird wahrscheinlich Berlin sehr viel mehr mit Tokio und London gemein haben als mit Potsdam oder Münster. Und Münster wiederum wird sich mit anderen französischen und englischen Städten und türkischen Städten ähnlicher Größe vernetzen. Wir haben den Raum kommunikativ doch praktisch überwunden. Es gibt überhaupt

keinen Grund mehr für Nationalstaaten. Also wäre ich Königin von Deutschland, würde ich wahrscheinlich eine Art monarchischen Rat einführen mit all den anderen Königen aller Länder, und würde erstmal gucken, dass wir viel Autorität nach unten verteilen und dass wir uns aber auch nach oben hin vernetzen und mehr Institutionen auf globaler Ebene machen, die uns erlauben, Problemen, wie Massenmigration, Klimawandel oder Technologieforschung erfolgreich zu begegnen.

LUTZ BECKER: Wobei das natürlich das Problem ist, dass gerade diese Vernetzung oder diese geringer werdende Bedeutung der Nationalstaaten natürlich auch gleichzeitig die Bedeutung großer Akkumulation, wie Google, wie Facebook, wie Apple, stärkt. Es gibt ja auch die Theorie, dass die Welt der Zukunft nicht von internationalen Organisationen organisiert wird, sondern, dass nur noch eine bipolare Situation zwischen den NGOs und den großen Unternehmen da sein wird.

MARINA WEISBAND: Das stimmt, solange wir als Staat erlauben, dass unsere wesentliche Infrastruktur von Akteuren betrieben werden kann, die sich einen dieser unkoordinierten Staaten aussuchen, der die niedrigsten Steuern erhebt. Solange die sich dort ansiedeln können und von dort aus in der ganzen Welt agieren können, werden wir ein riesiges Problem haben. Deswegen sage ich ja auch: Viel stärker auf globalem Level verwalten, damit Unternehmen nicht mehr in Steueroasen flüchten können. Damit jeder seiner Verantwortung nachgeht. Und natürlich Gesetze verabschieden, die dieser Monopolbildung Einhalt gebieten. Und diese Gesetze müssen genauso global sein. Weil egal welches Gesetz Deutschland erlässt, dann wandern halt die Firmen ab. Das bringt nur bedingt viel. Im digitalen Sektor, in anderen nicht. Es hat sich ja gezeigt, dass auch die Erhöhung von Steuern nicht unbedingt dazu führt, dass Firmen abwandern. Aber ich glaube, Gesetze können regulieren, dass wir diese Monopolbildung gar nicht so stark haben. Wir können diesem Netzwerkeffekt zuvorkommen. Oder meine bevorzugte Lösung, wir bauen einfach wieder eigenen Sachen. Parallel zu den Kabeln, die von der Telekom irgendwo liegen und über die die Telekom fast willkürlich entscheiden kann, legen wir eigene Kabel, die genossenschaftlich in Bürgerhand liegen. Wir machen dezentrale soziale Plattformen, deren Daten auf den jeweiligen Computern liegen. Wir bauen offene Protokolle, offene Software und machen

das Ganze einfach nur parallel zur alten Infrastruktur, legen da aber unser ganzes staatliches Gedöns drauf, unsere ganzen demokratischen Verhandlungen, unsere Medien. Und dann wandern die User automatisch darüber.

GUNNAR SOHN: Braucht Demokratie dann vielleicht auch – du hast sehr sympathisch die Volkshochschulkneipen angeführt und wir hatten das auch mal bei der Bundeszentrale für politische Bildung diskutiert – mehr Orte des Austauschs? Brauchen wir das vielleicht auch auf internationaler Ebene, also auch mehr Global Governance? Wie man das teilweise bei ICAN und Co versucht zu praktizieren. Dass man zumindest virtuelle runde Tische einführt, in der auch die Zivilgesellschaft mehr Mitsprache bekommt, auch auf internationaler Ebene?

MARINA WEISBAND: Wir brauchen dringend mehr Global Governance und die muss dezentral sein. Das heißt, wenn ich mir vorstelle, ich lade irgendwohin die Besten der Besten der Welt ein, dann sind das natürlich immer nur extreme Spitzen. Das sind dann handverlesene Leute, die einen bestimmten Hintergrund haben. Wenn ich aber dezentrale runde Tische organisiere zu verschiedenen Themen, klar auf jeden Fall. Und was wir sehen, ist tatsächlich eine Zunahme des internationalen Diskurses, auch über Werte und Normen, über Memes und YouTube-Videos und Tiktok-Videos. Das meiste davon ist zwar lustig und nicht wirklich tief, aber vieles davon setzt sich mit relativ ernsten Themen auseinander und auch mit politischen Themen. Da es wenig sprachbezogen und sehr bildlastig ist, können dort sogar Jugendliche aus Indien mit Jugendlichen aus Japan, mit Jugendlichen aus Uganda einen Diskurs führen. Das ist das was wir zunehmend sehen. Diese Art von globaler Kommunikation wird zunehmen. Da muss ich nicht mal was machen.

GUNNAR SOHN: Das wird allerdings natürlich auch gekapert – teilweise dann eben von denen, die eher reaktionär orientiert sind oder rechtspopulistisch. Also da müssen wir vielleicht auch ein wenig Naivität abbauen. Wir haben diese Naivität vielleicht auch schon längst ad acta gelegt, insofern, dass es nicht ein Selbstläufer ist. Dass auch das Social

Web als Plattform der Emanzipation und der Selbstverwirklichung natürlich auch eine Schattenseite hat und missbraucht werden kann von denen, die autoritäre Strukturen anstreben.

MARINA WEISBAND: Absolut. I'm on it. Ich halte bei der Polizei, zum Beispiel an der Polizeiakademie, Vorträge darüber, wie rechte Radikalisierung über Memes funktioniert und warum es wichtig ist, das ernst zu nehmen. Oder wenn man zum Beispiel Schüler hat und einer von denen trägt so einen „Pepe“-Button, also einen grünen Frosch, da sollte man als Lehrerin und Lehrer eben sehen, dass das ist im Prinzip inzwischen ein rechtsradikales Symbol ist. Und das ist Aufklärungsarbeit. Wir können natürlich auch mit den Linken darüber reden und sagen: „Hey, warum seid ihr eigentlich so beschissen darin, dass Internet zu benutzen (lacht). Warum seid ihr Demokraten eigentlich so blöd und unterhaltet euch immer noch über das Feuilleton der Zeit, und die Rechten haben längst viel mächtigere Werkzeuge für sich entdeckt, und ihr verschlaft das? Das ist auch Teil der Aufklärung, die ich und noch viele andere Menschen im Moment versuchen zu betreiben.

LUTZ BECKER: Das hat sehr viel Spaß gemacht! Sehr viel Stoff zum Nachdenken, an dem ich auch sicherlich noch etwas knabbern werde diese Tage. Ganz herzlichen Dank, dass es geklappt hat

# Post-Covid Gesellschaft als Triumph des Anti-Utopischen?

*Von Lutz Becker*

Unsere Utopischen Gespräche haben wir zwischen 2017 und Mitte 2020, also teilweise vor und während der Corona-Krise im Jahr 2020 geführt. Statt einfach nur ein Resümee zu ziehen, haben wir unsere Gesprächspartner im Nachgang zu unseren Gesprächen um ihre Einschätzung gebeten, wie sich ihre Utopien in die Krise verändert haben. Ergebnis ist folgende Collage.

Utopien können das Konkrete nicht benennen. Wer also in unseren Gesprächen handfeste Anleitungen oder gar Check-Listen sucht, wird sicher enttäuscht. Die Stärke der Utopien liegt darin, Soll-Ist Differenzen zu beschreiben, irgendwo zwischen dem was ist und dem was sein könnte. Es geht darum, einen Rahmen aus Möglichkeiten aufzuzeichnen, der wiederum als Maßstab für das konkrete Tun im Hier und Jetzt dienen können. Aber dann kommt etwas und lässt so sicher geglaubte Zukünfte in sich zusammenfallen. Pläne und Lebenswelten werden wild durcheinandergewirbelt und das Puzzle unserer Welt setzt sich irgendwie wieder neu zusammen: 2020 platzte die Corona-Krise in das Projekt #KönigVon-Deutschland. War das das Ende aller Utopien?

Die Krise erlebten wir alle zunächst nur unscharf und von weither. Was war eigentlich los? Wer war betroffen? Mit welcher eigenen Betroffenheit mussten wir lernen, umzugehen? Was ändert sich für uns?

Für mich wurde die geänderte Situation anlässlich eines Seminars am 28. Februar 2020 in München, das dann auch für lange Zeit das letzte sein sollte, schlagartig präsent. Die Themen und die Geschichten, die erzählt wurden, veränderten sich. Die Mitarbeiter des Hotels stellten Desinfektionsstationen auf. Social Distancing war noch nicht auf der Agenda und doch beugten sich die Gäste am Frühstücksbuffet mit fast unverhohlenem Argwohn. Vormittags meldete sich ein Seminarteilnehmer, dass er abreisen müsse. Seine Firma habe alle Mitarbeiter angewiesen, sofort und

unverzüglich alle Dienstreisen abubrechen. Am nächsten Tag fuhr ich noch mit dem Zug nach Freiburg. Abends dann die Verabredung mit zwei Mikrobiologen beim überfüllten Spanier. Die beiden jungen Forscher hatten viele ernste und noch ungeklärte Fragen. Hier drinnen beim Spanier und draußen in der vollen Stadt schien hingegen alles seinen ganz normalen Weg zu gehen. Eine kafkaeske Welt. Widersprüchlicher hätte die Szenerie kaum sein können. Es fühlte sich an, als läge an einem sonnigen am überfüllten Strand und sieht am Horizont die Flutwelle langsam kommen. Was passiert da gerade? Sieht das denn außer uns niemand? Täuschen wir uns etwa?

Wenige Tage später dann der Lockdown unserer Hochschule. Die Lehre verlagerte sich von einem auf den anderen Tag aus dem Raum der unmittelbaren persönlichen Interaktion in dem sozialen Cyberspace. Statt Gruppenarbeit mit Flipchart und Sticky-Notes nun Stunde um Stunde am Bildschirm. Ungemein dichte und intensive Kommunikationen. Zoom Fatigue war kein Schlagwort, sondern allabendliche Realität, die mich ins Bett zog. Dennoch: Was den Meisten wenige Tage zuvor noch unmöglich und völlig utopisch schien, war von einem auf den anderen Tag gelebte digitale Realität. Und diese Realität funktionierte. Ganz einfach, ohne jahrelange Change-Prozesse. Ohne Slide Deck-Präsentationen mit Zahlenkolonnen und Unternehmensstrategien. Ohne Widerstände. Einfach so. Aber warum? Wäre das möglich gewesen, ohne dass die digitalen Utopien, längst in unseren Köpfen waren? Wie die Menschen schon vor 100 Jahren von Videotelefonen träumten. Ohne dass es lange zuvor Menschen gegeben hätte, die an die ubiquitäre digitale Welt glaubten und die dafür gekämpft haben, immer leistungsfähigere Hard- und Software bauen zu können? Ohne die, die mit damals noch unausgereiften Techniken neue Medienformate entwickelt haben?

Manche von uns traf es hart, sehr hart. Nicht nur die Kranken. Arbeit und Familie angesichts geschlossener Schulen und Kindergärten unter einen Hut zu bringen, wurde zur fast unlösbaren Herausforderung. Home-schooling funktionierte teils gut und endete teils im Fiasko. Vor allem Tourismus und Gastronomie, die Messe- und Eventbranche und die Freiberufler traf die erste Welle der Krise mit unglaublicher Wucht. Unser

Gesprächspartner Jörg Heynkes kann als Event-Unternehmer ein Lied davon singen. Auf der anderen Seite gab es auch institutionelle Arrangements, allem voran die Kurzarbeit, die viele Probleme abfederten. Und bei allen Problemen funktionierten die Versorgung und das tägliche Leben doch überraschend gut. Man kam irgendwie doch ganz gut über die Runden.

Sabria David spricht von „Zuständen der Stille und Naturklarheit“, die wir erleben konnten. Anfang April hatte man von den Anhöhen des Bergischen eine Sicht auf das Rheintal, wie man es seit Jahren nicht mehr hatte. Draußen war es unglaublich still, der Himmel war tief dunkelblau gefärbt, nicht ein Kondensstreifen störte den Blick. Man konnte auf einmal kilometerweit in das Land sehen und hatte das Gefühl, als wäre die Natur und als wären die Menschen schlagartig zu neuem, anderem Leben erwacht. Statt im morgendlichen Pendlerstau zu versauern, fuhr man Fahrrad oder ging spazieren oder arbeitete, wenn es möglich war, von Zuhause aus. Alles war anders, manchmal schwierig, aber nichts war wirklich fremd.

Dann der August 2020. Vom Bergischen gesehen, hat die beige-graue Smogglücke über dem Rheintal längst wieder Konturen angenommen. In Berlin marschieren Tausende Menschen in fiebrigem Aufgebracht-Sein. Zwischen Menschen, die in der Krise ernsthaft nach Orientierung suchen, und Menschen, die offenkundig hadern, dass die Welt sich doch nicht um sie dreht, mischt sich eine Kakophonie aus Weltschmerz und Nostalgie, aus Angst oder Selbstüberhöhung, aus Ohn- und Allmachtsphantasien. Die Differenz zwischen Wunsch nach Beherrschbarkeit und gefühlter Unbeherrschbarkeit wirkt allgegenwärtig. Dazwischen die Sirenengesänge der Manipulatoren und Verführern. Allein das „Dagegen“ eint, so erscheint es dem irritierten Beobachter.

Damit tendiert Corona für Hans Esselborn in die dystopische Richtung. „Wichtig scheint mir“, so sagt er, „erstens, dass sich die große Bedeutung der Wissenschaft und einer rationalen Politik gezeigt hat, die nun gegen Verschwörungstheorien und Verantwortungslosigkeit verteidigt werden muss; zweitens, dass die Ungleichheit, die hervorgetreten ist, eine globale Ordnung umso viel mehr nötig macht, da wir alle ausnahmslos von der Pandemie bedroht sind.“

Utopien führen nicht nur Unzufriedenheiten und Veränderungsbedarf bezüglich des Status Quo ans Tageslicht, sondern haben auch das Potenzial, ihre ganz eigenen Lösungsansätze zu liefern. Aber: „Das ist alles sehr kompliziert, zu kompliziert um es mit einfachen ökonomischen, politischen und soziologischen Analysen, basierend auf küchenpsychologischen Modellen und mittlerweile absurden Ideologien des 18., 19. und 20. Jahrhunderts zu fassen“, sagt Frank H. Witt in Bezug auf die Covid-19-Pandemie, „aber die Latenzbedürfnisse in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Kommunikation, verbunden mit Moral und Werten, Legitimationen von Recht, Ordnung und Eigentum machen jede Analyse gefährlich. Ja, ich stimme zu, die Corona-Krise schärft für einen Moment die Wahrnehmung. Aber das Abwägen in den offensichtlichen Konflikten zwischen Sterblichkeitsraten und Schutzmaßnahmen, besonderen Interessen und Gemeinwohl, Liberalität und Regierungsmacht führt nur noch schneller zu Verwirrung und aus der qualvollen Untersuchung einzelner Dramen lässt sich nichts Wesentliches für die Zukunft lernen.“

Die Pandemie bringt für Torsten Kathke ebenfalls wenig Positives mit sich: „Sie ist eine Krise, die die Welt in ihrer Ungleichheit eben ungleich heftig betrifft, und unter denen, die am wenigsten Teilhabe an politischen Entscheidungen haben tendenziell die meisten Opfer fordert.“

Für Christian Hampe haben sich persönlichen Utopien nach unseren Gesprächen und mit Corona dennoch nicht geändert. „Aber die Ereignisse rund um Corona haben mir noch mal deutlich vor Augen geführt, wie ängstlich wir einerseits sind, wie wir Sündenböcke suchen und misstrauisch sind, oft auch egozentrisch. Dass unsere Welt ganz unsichtbar und verletzlich global zusammenhängt. Andererseits aber auch wie viel Energie wir haben, von heute auf morgen solidarisch sein können, für einander eintreten und selbstlos geben was wir haben. Die Welt ist komplex und der Mensch erst recht. Ich sehe, so Christian Hampe, „große Herausforderungen und große Chancen.“

Herausforderungen und Chancen: Utopien werden als gesellschaftliches Handlungs- und Strukturmodell dann relevant, wenn die bestehenden Modelle ihre Passung verlieren und neu kalibriert werden müssen. Uto-

prien sind also politisch. Es geht aber auch darum, reale Chancen und Bedrohungen (wie den Klimawandel) erfahrbar und zum Gegenstand eines Diskurses zu machen, um damit Reaktionen zu provozieren. Damit werden Utopien zu Verhandlungsgrundlagen in Bezug auf gegenwärtige und künftige Gesellschaften. Schon für Friedrich II. von Preußen war das "chimärische Denken", in dem sich der Herrscher von der Realität der eigenen Zeit löse und lustwandle, wegen der Möglichkeit, sie eines Tages in ferner Realität umzusetzen, Teil seiner Staatskunst. „Chimärische' Politik widmete sich langfristigen Zielen, deren Verwirklichung kein kontinuierlicher Prozess war, sondern von unvorhersehbaren und möglicherweise sehr fernen Zufällen abhing.“ Damit entlarvt sich die Utopie möglicherweise auch als Toolbox für Tyrannen.

In einem demokratischen Sinn ist die Utopie dagegen ein geschützter Experimentier- und Verhandlungsraum, in den normative und strategische Fragen unabhängig von unmittelbaren eigenen Betroffenheiten ausgehandelt werden können.

„Es gibt einen Punkt, auf den mich die Corona Zeit stärker aufmerksam gemacht hat, als ich es vorher war“, meint Sven Gabor Janzky, „nämlich, dass die errungenen Grundrechte und Freiheiten in unserer Gesellschaft nicht selbstverständlich sind, sondern immer aufs Neue erkämpft werden müssen. Dies sagt man so dahin, aber die Schnelligkeit, in der diese ‚Situation‘ real wurde, hat in mir einen starken Eindruck hinterlassen. Wie unsere Gesellschaft, insbesondere Medien und Politik, binnen weniger Wochen durch einen kollektiven Angstzustand jegliche demokratischen Gepflogenheiten von Opposition und Gegenmeinung fallen ließ, und sogar offen und öffentlich einzelne Kritiker bekämpfte und mundtot machte. Das hat mich sehr erschreckt. Oder anders formuliert: Zum ersten Mal in meinem Leben glaube ich verstanden zu haben und konnte nachfühlen, wie unsere Großeltern vor 90 Jahren sehenden Auges in den Faschismus liefen. Diese direkten Auswirkungen von Angst waren mir neu. Wie gut, dass die Infektionszahlen gnädig mit uns waren. Insofern spielt für mich nicht nur das Verfolgen von Utopien, sondern das Neuerkämpfen der Utopien unserer Vorfahren eine bedeutende Rolle.“

Für Frank H. Witt entfaltet die Corona-Pandemie ihre Wirkung, „weil sie alle global und fast gleichzeitig betrifft. Die mit dem individuellen Erleben von „Schicksal“ oder Zwang, gleich ob dem Zwang zur Ableistung des Wehrdienstes im kalten Krieg, Unfälle Liebe, Trennungen, die üblichen und fast alltäglichen Dramen des Lebens, auch Krankheit oder der im Grunde doch unangenehme und langwierige Prozess des Altwerdens, sind weniger spektakulär, da sie individuell erlebt und allenfalls in der Literatur, Kunstwerken und Verfilmungen mit größerer Wirkung kommuniziert werden. Die Arbeit an Utopien ist in Verbindung mit persönlicher Biographie mehr als schwierig, das Ende ist in der Regel unerfreulich“, so Witt.

Am Ende geht es hier um einen spannungs- und konfliktgeladenen kulturevolutorischen Prozess. Angst ist ein starker anti-utopischer Treiber. Andererseits experimentieren gesellschaftliche Systeme an ihren Rändern. Verschiebungen in den gesellschaftlichen Bedingungen und ökonomische Ressourcenkonstellationen führen zu Unsicherheit – um auf diese Veränderungen zu reagieren, bedarf es komplizierter gesellschaftlicher Adaptionsprozesse. Diese wiederum setzen Variationen im kollektiven Handlungsrepertoire voraus: Man muss Neues versuchen, experimentieren, sich von Bequemlichkeiten befreien.

Utopien wirken aber auch normativ: Sie eröffnen Diskurse über das Gute und das Gerechte, über das Richtige und das Falsche. Sie können deshalb als „normativer Anker“ in einem kollektiven Lern- und Entwicklungsprozess verstanden werden.

Moralische Revolutionen beruhen für Reinhard Pfriedm nicht auf Argumenten oder philosophischen Kamingesprächen, sondern darauf, dass Menschen vorher Selbstverständliches als nicht mehr anständig empfinden und es deshalb unterlassen.“ Kwame Anthony Appiah habe das anhand von Beispielen wie der nordamerikanischen Sklaverei und dem Duellieren zwischen Männern rekonstruiert. „Das Schlagen von Kindern durch Eltern oder Lehrer könnten wir als Beispiel aus unserer jüngeren Geschichte anfügen.“

Für Pfriedm unterstreicht die Corona-Krise eines: „Alle Konzeptionen von Wirtschafts- und Unternehmensethik, die moralische Orientierungen

und ihre möglichen Veränderungen nicht als Ausdruck selbstbestimmter kultureller Praktiken (erforderlichenfalls infolge gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen) verstehen gehen an der Sache vorbei. „Insofern muss sich eine auf realistische und mögliche Wirklichkeiten gerichtete Wirtschaftswissenschaft als kulturalistisch verstehen“, so Pfriem.

Durch das Auftreten von Covid-19 sieht sich Torsten Kathke aber, „um es vielleicht zumindest etwas utopisch zu wenden“, in der Hoffnung bestätigt, „dass aktive politische Partizipation eines größeren Teils der Bevölkerung in der Tat wieder eine stärkere Rolle einnimmt. Vor allem von der Warte des U.S.A.-Historikers natürlich: Dass dort nun seit langer Zeit nur in kleineren Zirkeln von politisch Aktiven hervorgehobene gesellschaftliche Probleme in den Mainstream der U.S.-Medien durchschlagen und auch politisch konkret Veränderungen zeitigen. Die Umbenennung von rassistisch aufgeladenen Orts- und Institutionennamen, das Abbauen von Statuen, die problematischen Persönlichkeiten und Ideen gewidmet sind. Dass durch die Krise Bewegung in die eingefahrene Debatte über die Krankenversicherung und das gesamte Gesundheitssystem kommt. Viel ist da Symbolpolitik, aber eben nicht nur: Symbole schaffen ja auch eine konkrete Wirklichkeit, und sie zu kontextualisieren, neu zu bewerten, den einen mehr und den anderen weniger Raum einzuräumen, ist Teil merklicher gesellschaftlicher Anpassung an neue Umstände. Noch ist alles in der Schwebe. Viel kann noch in die eine oder andere Richtung abgleiten. Aber zumindest das Potential für positive Veränderung, geboren aus der Dystopie, welches ich in unserem Gespräch schon thematisiert hatte, zeigt sich auch — und vielleicht sogar besonders — nun wieder unter den Umständen der Pandemie.“

Offensichtlich funktionieren technische Utopien nach dem Muster, höher – weiter – schneller, auch in Zeiten der Krise recht gut, solange sie Raum haben sich zu entwickeln. Wenn man in begrenzten Systemen, wie unserem blauen Planeten, agiert, sind die Grenzen eher früher als später evident. Zum Glück haben die Techno-Utopisten des Silicon Valley längst auch hier Auswege identifiziert. Wenn es auf der Erde ungemütlich wird, muss zuerst der Cyberspace und dann der Mars herhalten, vielleicht geht der Weg zum Mars über eine Floating City. Sich mit Hightech Gewächshäusern selbst versorgende exterritoriale „Gated Communities“ auf dem

Wasser, die allein den Gesetzen von Technologie und Wirtschaft verbunden sind. Steuerparadiese, die sich dem Fiskus, der demokratischen Kontrolle und den mühsam ausgehandelten Regeln der Staatengemeinschaft zu entziehen suchen.

Wenn der Blick aber vom technologisch möglichen abgewendet wird, bleiben die sozialen Utopien, sofern sie überhaupt formuliert werden, erstaunlich inhaltsleer. Ein vages Gefühl, dass alles ganz anders sein sollte. Die oft phrasenhafte Kritik am Bestehenden. Eine allenfalls schemenhaft skizzierte Blaue Blume nach dem Vorbild der Romantiker um Novalis und Eichendorf. Konkretes erwartet man aber vergebens: Was bedeutet zum Beispiel „gutes Leben“? Wie können wir das gute Leben der Vielen auf ein neues Niveau heben? Wie können wir Wirtschaft oder gar Gesellschaft anders denken? wie wollen wir leben? Stattdessen scheinen sich die Utopien aus dem Großen und dem Ganzen ins Private zurückzuziehen. Und irgendwo bleiben sie dann doch strukturgleich: Mehrgenerationenhaus gegen Gated Community, solidarische Landwirtschaft gegen In-vitro Schnitzel, Renaissance des Autokinos gegen Schwarmmobilität.

Utopien sind narrative Simulationen möglicher gesellschaftlicher Zukünfte und deren Gesetzmäßigkeiten. Sie wirken dabei wie Scheinwerfer, die bestimmte Dinge erhellen und andere im Schatten lassen. Wohl die wenigsten machen sich Gedanken darüber, was im Schatten liegen könnte. Dennoch helfen sie uns, die wahrgenommene Komplexität zu reduzieren und sie ermöglichen sozialen Koordination, weil man einfach darüber reden kann. Sie ermöglichen uns das strukturierte Erkunden von Handlungsoptionen in komplexen und dynamischen Umwelten.

Man kann gesellschaftlichen Fortschritt als einen rekursiven Prozess verstehen, bei dem die Fiktion der Erkenntnis vorweg (oder manchmal hinterher) läuft, sich aber immer an dieser messen lassen muss. Utopien müssen sich immer anhand des Konkreten und des tatsächlichen Seins neu kalibrieren lassen. Dennoch: Durch utopische Fiktionen entsteht ein Repertoire, das geeignet ist, früher oder später in unsere gesellschaftlichen Routinen aufzugehen.

André Reichel meint, wir haben als Gesellschaft mit Covid-19 eine ungeheure Gemeinschaftserfahrung gemacht. „Nicht, dass es nicht Unterschiede gab, wer wie von der Krise betroffen war. Das gibt es immer. Aber wenn über 40 Prozent auf einmal völlig ungeplant und schlecht designed Homeoffice (meistens noch in Verbindung mit Homeschooling) machen müssen – und davon dann über zwei Drittel sagen, sie würden das gerne weiter machen, dann hat sich doch gewaltig was verändert. Wir haben, bei allen furchtbaren Realitäten einer Pandemie mit unzähligen Toten auf der ganzen Welt, doch auch eine Ermächtigungserfahrung gemacht: Wir schaffen das wirklich! Das sollte uns doch einen Riesenmut geben, auch die anderen großen Herausforderungen, vor allem den Klimawandel, offensiv und kreativ anzugehen.“

Die Corona-Krise hat vielfach als Verstärker und Beschleuniger gewirkt. Die ersten sehr deutlichen Krisensignale gab es sicher schon 2018 und 2019. Aber eine Wirtschaft, die schon fast heiß gelaufen ist, hat wenig Spielraum für Reaktion. Deshalb schlägt die Krise an manchen Stellen umso stärker durch.

Obwohl die Krise uns alle betrifft ist die Krisenbetroffenheit immer sehr individuell. Wir sehen Betroffenheit natürlich in den Beschaffungsmärkten, in den Absatzmärkten, aber auch regulatorische Betroffenheit, wenn man zum Beispiel an temporäre Export- oder Reiseeinschränkungen denkt. Man kann sich die Weltwirtschaft wie ein Dominospiel vorstellen, eigentlich sind es Kreisläufe, wo jetzt bestimmte Steine weggefallen sind oder ihre Funktion nicht mehr erfüllen. Das muss in den nächsten Jahren wieder neu sortiert werden.

Für Sven Gabor Janzky hat sich durch Corona keine seiner Utopien verändert. Im Gegenteil. Für ihn bestärken die Corona-Erfahrungen all jene Utopien, die davon ausgehen, dass es Technologie sein wird, die zur Lösung der bislang durch menschliche Intelligenz unlösbar scheinenden Probleme führen wird. „Die Wahrscheinlichkeit, dass mit den Möglichkeiten eines Quantencomputers viel schneller Medikamente oder Impfstoffe für neue oder mutierte Viren entstanden wären, halte ich für sehr hoch“, sagt der Zukunftsforscher im Nachgang zu unserem utopischen Gespräch. „Insofern halte ich weiterhin den Weg für erstrebenswert, die

Natur durch Technologie an die Bedürfnisse des Menschen anzupassen. Und nicht anders herum. Nichts anderes passiert ja seit Jahrtausenden, spätestens seit der Zähmung des Feuers, mit der Folge, dass es immer mehr Menschen, immer besser geht. Allerdings redet da kaum jemand drüber. Populärer sind derzeit ja eher die naturalistischen „Zurück zur Natur“-Tendenzen. Die sind allerdings mit bald zehn Milliarden. Menschen auf der Erde sehr unrealistisch, zumindest aber massiv ungerecht.“

Immerhin haben wir zwei Hoffnungen, meint Frank H. Witt: „(Selbst-) Komplexität besser bewältigen und soziale sowie wirtschaftliche Ungleichheit besser moderieren zu können. An der Frage, wie wir den technologischen Fortschritt der Gesellschaft gleichmäßiger zugänglich machen (vergesellschaften) und seine Monopolisierung durch partikuläre politische oder wirtschaftliche Interessen verhindern können, hängt meines Erachtens die Möglichkeit einer jeden Utopie; und sei es zur Abwendung der dystopischen ökologischen, ökonomischen, politischen und antihumanistischen Krisengesellschaft auf die ‚wir‘ auch ohne Corona-Virus hinzutreiben drohen.“

Aber wofür braucht man nun Utopien? Utopien dienen als Simulation selektierter Zukünfte. Man betrachtet die Welt vor bestimmten Grundannahmen, aus einem Framework heraus, sonst würde man von Komplexität der Welt und ihrer Möglichkeiten erschlagen. Wie brauchen implizite und explizite modellhafte Vorstellungen davon was die Welt ist, wie die Welt funktioniert und davon, wohin sich die Welt mit uns als Gesellschaft, als politischen oder wirtschaftenden Akteuren und mit uns als Menschen, die in ihrer kleinen Welt das gute Leben suchen, bewegt. Wir benötigen ein Bild von unserem Platz in der Welt, denn das zu wissen und sich dort sicher zu fühlen bedeutet eine Entlastung von Überlebensproblemen. Unsere Spielposition wird klar, das Spiel wird als spielbar empfunden.

Niemand weiß aber, ob die Vorstellungen richtig sind. Da hilft nur eines: ausprobieren, experimentieren, machen. In Erbsenzählersystemen ist kein Platz für Andersmacher. Gut gedachte Utopien produzieren programmatische Entscheidungsprämissen, steigern die Erwartungssicherheit

und redigieren Unsicherheit, Kommunikationsaufwand und den Bedarf für machtvolle Interventionen.

Letztlich geht es darum Utopien eine Bühne zu bereiten, damit sie sich dem Publikum stellen können. Wie einst Rio Reiser: „Das alles, und noch viel mehr | würd‘ ich machen, wenn ich König von Deutschland wär“

## Platz für Ihre Utopien

Statt eines Schlusswortes bieten wir Ihnen ein kleines Spiel an. Sie können das Spiel allein, aber auch im Freundeskreis spielen. Stellen Sie sich einen bestimmten Tag in nicht zu naher Zukunft vor, sagen wir in 25 oder 30 Jahren. Es sollte ein bestimmter Wochentag, ein bestimmtes Datum sein. Wie wäre es mit dem 30. Geburtstag Ihres (Enkel-) Kindes? Sie können dem Tag aus Ihrer eigenen Perspektive, aber auch der einer anderen Person, zum Beispiel Ihres Enkelkindes, beschreiben.

Bevor Sie beginnen, Ihre ganz persönlichen Utopien aufzuschreiben (am besten in ganzen Sätzen, also Subjekt, Prädikat und Objekt) oder auch zu zeichnen, lehnen Sie sich zurück und schließen Sie die Augen. Stellen Sie sich vor, Sie erleben genau diesen Tag in der Zukunft vom Aufstehen bis zum Zubettgehen.

Wir schreiben also: \_\_\_\_\_ , den . . . 20 \_\_\_\_\_

- Wie fühlt sich der Tag an?
  
  
  
  
  
  
  
  
  
  
- Was machen die Menschen gerade?
  
  
  
  
  
  
  
  
  
  
- Wie fühlen sich die Menschen?
  
  
  
  
  
  
  
  
  
  
- Wie riecht der Tag?

- Wie schmeckt der Tag?
- Was ist in den letzten Jahren anders geworden? Was ist ungewohnt?
- Was hat sich gar nicht verändert?
- Was sind die großen Themen, welche die Menschen beschäftigen?
- Wie sieht die Umwelt dieser Menschen aus?
- Wie wohnen die Menschen?
- Was konsumieren die Menschen und was essen sie?
- Was ist besser geworden?

- Was hat sich nicht gut entwickelt?
- Welche Produkte, Marken und Einkaufsstätten sind im Trend?
- Welche Medien werden genutzt?
- Woran arbeiten die Menschen, was tun sie?
- Welchen Freizeitbeschäftigungen gehen die Menschen nach?
- Was bewegt die Menschen?
- Was hätten sie Anfang der 2020-er tun können, damit es besser wird?

Viel Spaß!



